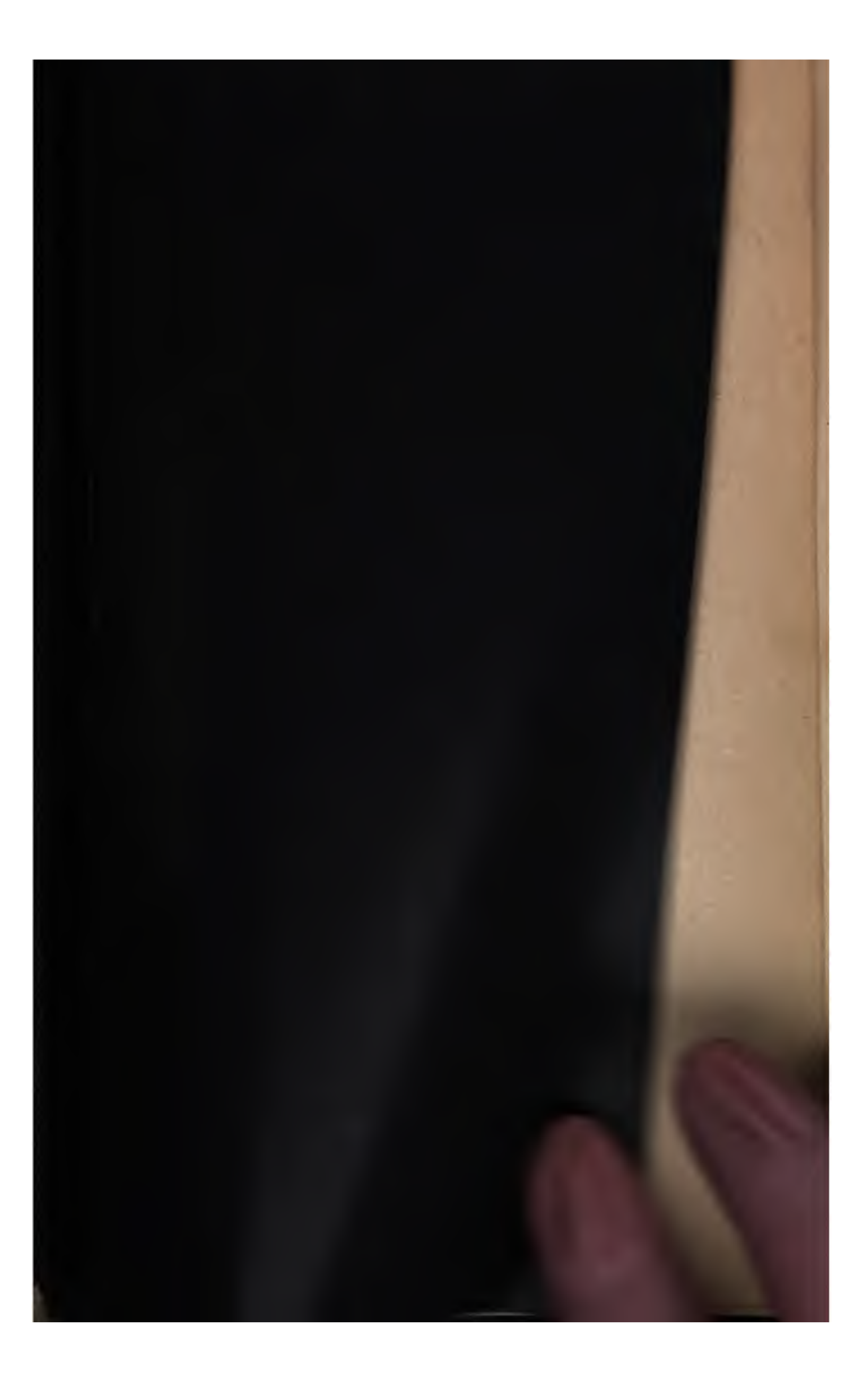
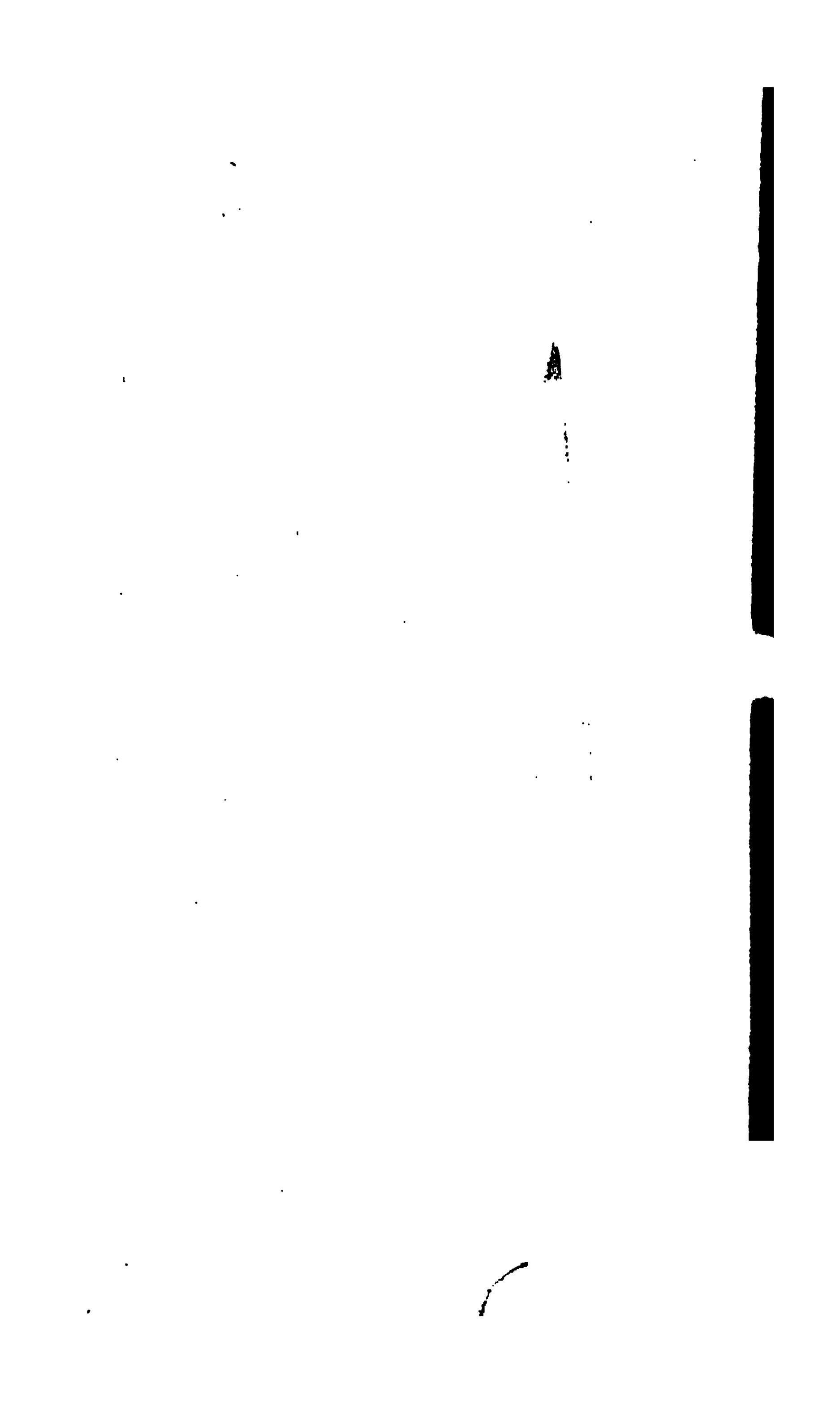
Johannes Janssen

Zeit- und Lebensbilder

II.


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Zeit- und Lebensbilder.

Zweiter Band.



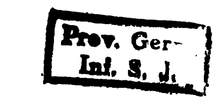
Zeit- und Lebensbilder

von

Johannes Janssen.

Vierte, vermehrte Auflage in zwei Bänden.

Zweiter Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Adalbert Stifter's Anschauungen über Leben, Literatur und bildende Kunst[1].

‚Meine Anschauungen über Leben, Literatur und bildende Kunst', schrieb Adalbert Stifter am 13. September 1865 an Wilhelm Molitor, ‚wurzeln in meiner frühesten Jugendentwicklung: in der einfach frommen Erziehung, die ich im Elternhause genoß und die mich alles Niedrige verachten lehrte, in der unbegrenzten Verehrung und Liebe, die ich meinen Eltern und Lehrern als meinen größten Wohlthätern zollte, in der früh entwickelten Empfänglichkeit für alle Schönheiten der Natur und für den Werth wahrer Freundschaft.'[2]

Stifter's Elternhaus stand in dem Städtchen Oberplan in Böhmen, wo der Dichter am 23. October 1805 geboren wurde. Sein Vater trieb dort einen kleinen Flachshandel und beschäftigte sich nebenbei mit Feld- und Wiesenbau. So wuchs der Knabe in bescheidenen bürgerlichen Verhält-

---

[1] Außer den von Stifter selbst veröffentlichten Schriften kommen hier besonders in Betracht drei von Johannes Aprent in den Jahren 1869—1870 zu Pesth herausgegebene Werke: 1. Briefe von A. Stifter. 3 Bde.; 2. Vermischte Schriften von A. Stifter 2 Bde.; 3. Erzählungen von A. Stifter, gesammelt und dem Nachlaß entnommen. 2 Bde.

[2] Aus einer Abschrift des Briefes angeführt.

nissen heran. ‚Meine herrliche Mutter‘, sagte er im Jahre 1855, als er auf der Höhe seiner schriftstellerischen Leistungen stand, ‚hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Theil meiner Schriften geworfen; mein edler, nur zu großmüthiger Vater ist noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns schon, da ich elf Jahre alt war, durch einen gewaltsamen Tod entrissen wurde. Ein Flachswagen erschlug ihn zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich.‘ [1] Nach dem Tode der Mutter versicherte er: ‚Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmuth und Leutseligkeit, so wie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen. Darum wurden meine ersten Dichtungsversuche ihr gewidmet. Alles was ich strebte, alles was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude. Erst nach meiner Vermählung dehnten sich diese Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbst die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterstützung ihres Alters sandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus.‘ ‚Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter,

---

[1] Briefe 2, 82.

die auf der Ofenbank saß: Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie.'[1]

Ganz besonders anregend auf den jungen Stifter wirkte auch seine Großmutter Ursula, eine ,lebendige Chronik und Dichtung', wie er sie in einem Briefe nennt. Stundenlang saß er an den Sonntagnachmittagen zu den Füßen der Großmutter, die ihm die biblischen Geschichten erzählte, und sein ,Gemüth erwärmte sich', seine ,Phantasie belebte sich bei ihrer begeisterten Darstellung der Wunder und der Helden, der fürchterlichen Schlachten und der Gottesgerichte'. In seinem ,Haidedorf' setzte er ihr ein Denkmal in der alten Großmutter, welche den Schemel in die Wiese trägt und dem Enkel prophetische Segensworte nachruft.

,Sehr bald', schrieb Stifter über seine Kinderjahre, ,entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe, und ein Widerwillen für das Gegentheil, was mich in meiner Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder überschwenglichem Aburtheilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußern Natur entgegen, wie ich denn, kaum im zehnten Lebensjahre, durch die Schöpfung von Haydn in ein ahnungsreiches wonnevolles Wunderland versetzt wurde und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete. Im zwölften Lebensjahre kam ich in die Benediktinerabtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten, dort lernte ich zeichnen, genoß die Auf-

---

[1] Briefe 2, 85. 226.

merksamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum erstenmale den Satz: das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt, das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes, in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtsthätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse, und jetzt, im neunundfünfzigsten Jahre meines Lebens, habe ich den Glauben noch. Aber er ist mir kein Glauben mehr, sondern eine Wahrheit, wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik sind nur die unseren Verstandesgesetzen entsprechenden Gesetze; diese Wahrheit aber ist unbedingt, oder Gott ist nicht Gott.' [1]

Nachdem Stifter in Kremsmünster die sechs Gymnasial-Classen und den Lehrgang der Philosophie vollendet hatte, ging er im Jahre 1826 nach Wien, um sich durch die vorgeschriebenen juristischen Studien die Beamtenlaufbahn zu erschließen, aber mit größerer Vorliebe trieb er Mathematik und Naturwissenschaften. Letztere übten auf seine künstlerische Begabung den größten Einfluß aus. Er besuchte fleißig Theater und Concerte, Bildergallerien und Kunstsammlungen aller Art und trat bald mit mehreren der

[1] Briefe 3, 239.

geistig hervorragendsten Männer der Kaiserstadt in nähern Verkehr. Um ‚unbehindert von Geschäften' der Kunst und Wissenschaft dienen zu können, trat er in den ersten Jahrzehnten nach Vollendung seiner juristischen Studien in keine amtliche Stellung ein, sondern erwarb sich, auch nachdem er sich im Jahre 1837 mit der Tochter eines in Ungarn lebenden pensionirten Artillerie-Officiers verehelicht hatte, seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Unterricht. Als Privatlehrer hatte er einen so guten Ruf, daß Fürst Metternich seinen Sohn Richard mehrere Jahre lang von ihm in der Mathematik und Physik unterrichten ließ. Nach den Stürmen des Jahres 1848 nahm er eine Staatsstelle im Unterrichtsfache an und wurde im Jahre 1850 als Schulrath mit der Beaufsichtigung der Volksschulen Oberösterreichs betraut. Mit Begeisterung hatte er sein Amt ergriffen, aber schon in wenigen Jahren schwand ihm aller Muth, da Nichts von dem, was er für die innere Hebung des Volksschulwesens in Vorschlag brachte, Berücksichtigung fand und er sich lediglich darauf angewiesen sah, ‚Maßregeln' auszuführen. Es war ihm darum wie eine Erlösung aus schwerem Drucke, als ihn der Kaiser in Anerkennung seiner literarischen Verdienste mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzte und er nunmehr einzig seinen dichterischen Arbeiten sich widmen konnte. In Linz, wohin er sich zurückgezogen hatte, starb er am 28. Januar 1868.

Für Stifter's ganzes Leben gilt, was er einmal einem Freunde schrieb: ‚Nicht der Ruhm reizt mich, nicht der Gewinn, nicht die Eitelkeit, in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist des Menschen Leben, und im Grabe sind alle Flitter aus: sondern was mir als das Höchste, Herrlichste, Wünschenswertheste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde

des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll geehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dieß gründen zu helfen, dieß auszubreiten, erscheint mir ein unsterbliches, ein glückliches Leben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen, die in diesem Leben wandeln, anklingen, oder daß Andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freuet es mich.'[1] Das Glück, welches er im Leben genieße und für das er Gott sehr dankbar sei, schildert er mit den Worten: ,Ich liebe die Natur, und sie gibt mir oft wahrhafte Seligkeiten; ich liebe die Kunst, und sie vergilt es mir; ich kann zuweilen ein winziges Gutes thun, ich habe etliche Spielereien, um zu tändeln, manche Freunde sind mir mehr gut als ich verdiene, und eine makellos rechtschaffene Gattin erwidert mir meine große Liebe zu ihr, und endlich ist die Dichtkunst, mit der ich zwar viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will, die aber doch auch wieder viele Freude gibt. In diesem Kreise lebe ich fort, und verschmerze es endlich, daß mir Gott keine Kinder gegeben hat.'[2]

Das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, die würdige Anwendung der ihm von Gott verliehenen Anlagen und die Achtung und Freundschaft der Edleren erschien ihm ,als auf Erden einzig erstrebenswerth'. ,Die Welt', sagt er in einem Briefe an Louise von Eichendorff, die Schwester des Dichters, ,ist gefüllt mit der Schaar der Gleichgültigen oder gar Rohen in Bezug auf alles Große; mit den sogenannten guten Menschen, die Niemanden weh und Niemanden wohl thun; mit einigen Geschäftsmännern; mit einigen, die mit Krieg und Frieden spielen; mit Künstlern, die in hohen

[1] Briefe 2, 240. [2] Briefe 2, 340.

Schwärmereien leben; mit Gelehrten, mit Charactermenschen; mit Weisen und Thoren — und da ist das Beste die Erquickung an einzeln stehenden großen und guten Menschen, die Liebe zu ihnen, das Aufschauen zu diesen Säulen, und das Empfinden, daß der Mensch etwas Erhabenes ist — und nach diesem ist das Beste die Neigung und Liebe der Menschen zu einander, die gut sind, ohne Gründe, eben nur, weil Liebe und Neigung da ist. Und an dieser lassen Sie uns halten und sie uns bewahren; wir wollen zu den rechtlichen Menschen gehören, wenn uns auch Größe versagt ist, und uns so wacker lieben, als wären wir die größten; darin sollen sie nichts vor uns voraus haben.'[1] ,Mein Lebenselement', äußerte er an anderen Stellen, ,ist Zutrauen und Freundlichkeit; wo das fehlt, bin ich gelähmt, die Freude und die Heiterkeit ist dahin . . . Die Dichtung ist ja die Sprache der Herzen, und dem Dichter muß ein Herz gezeigt werden.' ,Ein wirklicher und aufrichtiger Freund ist nächst der treuen Gattin das größte Gut des Herzens, das ein Mann auf dieser Erde haben kann. In den Eltern haben wir von Gott gegebene Freunde: aber so treu und unverfälscht dieselben sind, so sind sie uns nicht ebenbürtig, sondern stehen über uns als Gegenstände der Verehrung, daher unsere Liebe zu ihnen doch nicht wagt, mit all' den kleinen Thorheiten und Lappalien zu kommen, womit wir den ebenbürtigen Freund behelligen und in dieser Behelligung unser Glück mit ihm finden. Der Bruder ist der angeborne Freund: aber die Blutsverbindung hat eine Art Anrecht auf Liebe, sie erscheint daher wie Schuldigkeit und gewährt nicht die unverhoffte Freude, wie freiwillig von dem Fremden

---

[1] Briefe 2, 57.

an uns geschenkte Liebe. Wie rein, groß, uneigennützig Geschwisterliebe auch ist, sie füllt das Dasein noch nicht aus, und wird uns von edlen Geschwistern auch oft ohne unser Verdienst zu Theil. Die Freundschaft schließt erst völlig den Ring des Glückes und gibt uns, wie edel und gut auch der Freund sei, doch die Versicherung eigenen Werthes; der Unwürdige hat nur Spießgesellen, nicht Freunde.' [1]

Als einer der schönsten Beweise, aber auch als das natürlichste Anrecht wahrer Freundschaft erschien ihm: an dem Kummer und Ungemach des Freundes den innigsten Antheil zu nehmen. ‚Mit jedem neuen Bande, das man mit Menschen schlingt, übernimmt man neue Gefahren, Besorgnisse, Befürchtungen, Beängstigungen u. dgl.; aber der Mensch, je tiefer er fühlt, desto inniger schließt er sich an Menschen, und desto wärmer übernimmt er die Schwierigkeiten, und tiefer fühlenden Menschen ist auch stets tieferes Leid bereitet als anderen, jedoch auch die Seligkeit, die das Leben bietet, fließt ihnen in reicherem Maße zu, und sie sind es, die den Inhalt menschlichen Lebens kräftiger vermitteln als die härteren Herzen, die in eigensüchtigerer Abgeschlossenheit leben und in mehr oder minder unfruchtbarer Vereinsamung sind.' [2]

Wie ihm selbst jeder wahre Schmerz wie ein ‚heiliger Engel' erschien, durch den ‚die Menschen größer geworden, als durch alle Freuden der Welt' [3], so legte er seinem Freunde Gustav Heckenast, der seine Gattin verloren hatte, an's Herz: ‚Der Schmerz ist ja auch von Gott gesandt,

[1] Briefe 1, 135. 161. [2] Briefe 3, 142.
[3] Briefe 2, 5.

und so sehr sich oft das Menschenherz dagegen sträubt, so ist er besonders um ein theures Verstorbenes nicht selten der liebste Engel, der uns auf dem einsamen Wege, den man nun ohne den Geliebten gehen muß, begleitet, und der unser Herz dem Großen, Reinen und Erhabenen zugänglicher macht, als es ohne ihn gewesen wäre.' ,Bei wem der Schmerz so geistig und so sittlich ist, der wird durch ihn verklärt und wird ein größerer Mensch — ja der Schmerz selber wird ihm endlich ein Kleinod, das er kaum missen möchte. Wer sich aber lediglich in die sinnliche Wuth um das verlorne Gewohnte verliert, der verliert sich auch selber sehr leicht. Solche Menschen werden im hilflosen Hinverzweifeln endlich entweder stumpfsinnig, oder sie ergeben sich Lastern.' . . . ,Das Bild Ihrer Gattin,' sagt er dem Freunde, ,das Sie uns in Ihrem Schreiben so schön vor die Seele geführt haben, lebt noch, Sie besitzen es noch, es hat keine Fehler und Mängel, sondern nur Vorzüge und Tugenden. Dieses Bild, ich sage es Ihnen voraus, werden Sie nie verlieren. Mit allen Zügen der Liebe und Treue, Hingebung der Neigung zum Schönen der Tugend, der Andacht wird es sie umschweben und Ihnen ein Trost sein, und Ihre Seele zu sich ziehen. Das ist die süße Macht edler und großer Todten. Sie sind unserem Sinne und unserer Sinnlichkeit im Begehren oder Verfolgen, in Lust oder Unlust entrückt, und stehen mit dem Ernste eines unbekannten Gerichtes und mit der Heiligkeit eines Unantastbaren und der Gottheit anheim Gefallenen vor uns. Das Bild des todten Vaters kann den Sohn auf der Bahn des Rechten erhalten, das Bild der todten Gattin den Mann mit Ehrfurcht erfüllen und ihn erheben.' . . . ,Diese Begleitung eines edlen Todten, der uns durch Fehler und Irr-

thümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Fehlern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein besänftigender Trost, ihm Stärke und Erleichterung zu geben. Dieß ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dieß ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung.' ‚Was Sie nun immer thun, was Sie belieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: theilen Sie es mit der geliebten Todten. Sagen Sie sich, was würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen? Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie und Sie haben einen unsichtbaren, von seichten Leuten zwar thöricht gescholtenen, aber deßungeachtet wirklichen Umgang mit Ihrer Gattin, von dem bloß die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht und mit völliger Bestimmtheit spricht. Sie haben einen Umgang, der zwar, besonders anfangs, wo sich das Gemüth gegen den körperlichen Verlust so ungestüm wehrt, schmerzlich ist, den ich aber nicht missen und um keinen Preis mit schnellem und wohlthuendem Vergessen vertauschen möchte, einen Umgang, dessen Schmerz milder, dessen Glück aber immer dauernder wird, wie ein Nachsommer, in welchem die Gewitter und die Hitze aufgehört haben, aber eine milde Wärme und zarte Durchsichtigkeit alle Gegenstände rein und ruhig vor uns hinstellt, abgeklärt und vorbereitet, daß einmal der nahe Winter sie in seine Hülle aufnehme, was für uns den Tod und das

Weggehen von dieser Erde bedeuten mag.'[1] ‚Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt': das sei, betheuert er, für alle Vorkommnisse dieser Welt der Inhalt seines Gebetes[2].

Seinen jungen Freund August Pechwill, der um den Verlust eines Bruders trauerte, mahnte er, zugleich mit Bezug auf ein dichterisches Erzeugniß, welches er von ihm in Händen hatte: ‚Sehen Sie, wie wunderbar die Wege Gottes sind. Einen lieben, theuren, rechtlichen, edlen Bruder, dem noch ein weites Leben bevorzustehen schien, nimmt er von Ihnen weg, er weiß es, weßhalb es gut war, denn gut ist, was Gott thut, gut auch gewiß für den Hingegangenen; aber in Ihrem Herzen (so erscheint es klar in Ihrer Schrift, so schien es mir manchmal in Ihrem Umgange, selbst in Ihren Scherzen) liegt etwas Unfertiges, etwas Grübelndes, Zweifelndes, Grollendes und selbst Wildes und Zerrissenes. Wenn das sich ausbildet, so können Sie in Unklarheit, Zweifel und Dumpfheit gerathen. Könnte nicht der Schmerz diese Wolken zerstreuen? könnte er Sie nicht heben, festigen und zu einer bewußten, starken, spiegelnden Bahn führen? Wenn es etwas kann, so kann es der Schmerz. Wenn das Gold bestimmt wäre, in diesem Feuer geschmolzen zu werden?! Gerade das Wilde, Zweifelnde macht, daß Ihre herrliche Schrift nicht die Rundung des Kunstwerks besitzt und am Ende die schreiende Ironie hat, die zerstörend trifft, und die zum Unglücke gar nicht weggenommen werden kann, ohne dem Werke seinen Mittelpunkt, seine Tiefe und seinen Ernst zu nehmen. Aber nicht die dichterische Laufbahn kommt hier in Betracht. Sie selber

---

[1] Briefe 2, 5. 112. 120. [2] Briefe 2, 124.

sollen das Kunstwerk eines reinen, einfachen, bewußten und abgeschlossenen Lebens leben. Kommt dann die freundliche Gabe des Himmels dazu, in Worten dieses Leben in andere Herzen hinüber zu leiten, so wird die Quelle in goldener Fülle strömen, nicht mehr zerstörende Blitze werfen, und das sanfte Entzücken großer Kreise sein.‘ [1]

Schon aus diesen Worten wird uns klar, mit welch’ tiefem sittlichen Ernst Stifter seine Aufgabe als Dichter erfaßte, und in welcher Absicht er seit dem Jahre 1844 seine ‚Studien‘ der Oeffentlichkeit übergab. ‚Ich habe,‘ schrieb er, ‚wie ich in der Vorrede zu den „Studien“ sagte, nie auf Schriftsteller- und Dichterruhm Anspruch gemacht; Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein ächter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser treten zu lassen, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegenkommt und sich als Frucht meiner Schriften an-

---

[1] Briefe 2, 5.

kündigt, ist meinem Herzen weit wohlthuender als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken. Namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünstelten Gemüthern, denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den „Schwestern" selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen, und doch ein höherer opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.' [1]

Was er seinem Bruder Anton bei Uebersendung der ersten Bände der ‚Studien' schrieb, daß sein ‚ganzes Herz und alle seine Gesinnungen in dem Buche niedergelegt' seien [2], das sichert für alle Zukunft den ‚Studien' ihren großen und eigenthümlichen Werth; denn er hat ein großes Herz, tiefe und reine Gesinnungen darin niedergelegt. Stifter reicht uns, sagt Beda Weber, seine edle Denk- und Empfindungsweise in der Schale köstlicher Naturstudien, die er als Landschaftsmaler gemacht und mit unwiderstehlichem Reize wiedergibt. Seine Sprache ist Wohlklang und makellose Reinheit, die man nur aus so inniger Andacht für die Natur und ihre Geisterstimmen herausfühlen und glockenhell in's Leben klingen lassen kann. Er steht auf rein sittlicher Grundlage, das Gemeine ekelt ihn an, er liebt das Antike, aber nicht dessen Nacktheit; die Scham ist bei ihm noch eine heilig verehrte Göttin,

[1] Briefe 1, 230. [2] Briefe 1, 60.

und hieraus erklärt sich auch die Würde und Keuschheit seines Stils [1].

Wie Beda Weber es für ein gutes Zeichen der Zeit erklärte, ‚daß sich die vornehme Lesewelt mit Begeisterung dieser sittlichen Restauration der Novellenliteratur zuwandte, wozu freilich auch der Ekel über das Unmaß von Schmutz zur Entwürdigung der Gesellschaft das Seinige beigetragen haben mag', so schrieb Stifter selbst ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Bände seines Werkes an seinen Verleger: ‚Hinsichtlich der „Studien" kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft wie im Traume bin. Sie erinnern sich des enthusiastischen Briefes, den wir zusammen lasen — nun sagen mir ältere, ruhige und verständige Männer fast dasselbe. Auf die entgegengesetztesten Parteien machen sie denselben Eindruck; ich kann mir es nur dadurch erklären, daß die tiefe sittlich schöne Absicht der Bücher auf die niedrige unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut.' ‚Meine Bücher', sagt er ein andermal, ‚sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werthe sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Werth, der bei unserer elenden frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohlthat der Zeit, sind sie ein patriotisches Werk.' ‚Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwerth haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger

---

[1] Beda Weber, Characterbilder 168.

Begierde oder der bloßen Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemüths. Jetzt haben sie das Publikum, welches ein einfaches, reines Gemüth besitzt; sie helfen sich aber dieses Publikum vermehren. Wenn fernere Schriften in demselben Sinne wirkten, und mit größeren Kräften als ich, so würde dieses Publikum sehr schnell wachsen. Auf dem Gebiete aller Künste ist jetzt ein Umschwung zu ersehen, Reinigung von dem Schlamme jüngster Zeiten; sogar die Politik wirkt in diesem Sinne, und in der Dichtkunst zeigt sich wieder die Sitte. Einzelne, fast krampfhafte Versuche, das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutischen, sind eher Bundesgenossen des Guten als Feinde.' [1]

‚Wäre ich', meinte er mit Recht, ‚ein bloßer Büchermacher, so wäre ich auch ein reicher Mann. Eine blendende Art der Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen, wenn nur nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so würden die Blätter auch schnell gefüllt gewesen sein; Bücher nach Büchern wären fertig geworden, und der leichtfertigen Schrift wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen — doch ich muß enden, sonst kommt ein Gefühl der Verachtung gegen mich in mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken weilen konnte. Mir ist das so unmöglich, wie daß die Rose die Brodfrucht trägt. Der Dichter dichtet, wie der Vogel singt und die Blume blüht, wenn es auch, wie ich im „Nachsommer" sagte, in einer Wüste ist.' [2]

Stifter's ‚Studien', erörterte Eichendorff im Jahre 1846 in einer Besprechung des Werkes [3], zeichnen sich eben durch

---

[1] Briefe 1, 65. 190 und 2, 87. [2] Briefe 3, 84.
[3] Histor.-pol. Blätter 17, 439—443.

das aus, was sie von der jetzigen Modeliteratur unterscheidet. Sie können und wollen sämmtlich ihre romantische Abkunft nicht verläugnen, aber es ist eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisirende Spielerei und mystische Ueberschwänglichkeit vergessen, und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständniß der Natur sich glücklich herübergerettet hat. Die irdische Liebe, obgleich in kräftig sinnlicher Schönheit, erinnert überall an ihren himmlischen Ursprung; fromm, heiter und einfach hängt sie ihren bunten Brautkranz auf den Zinnen der ‚Narrenburg' aus, während sie mit ihrer Wehmuth den ganzen ‚Hochwald' wie in ein tiefes Abendroth versenkt; denn ‚das ist', sagt Stifter, ‚das Hohe einer naturgerecht entwickelten Seele, daß jenes kranke, sentimentale und selbstsüchtige Ding, das wir Liebe zu nennen pflegen (was aber in der That nur Geschlechtsleidenschaft ist), vor ihr sich scheu verkriecht — und das ist der Adel der rechten Liebe, daß sie vor tausend Millionen Augen offen wandelt und keines dieser Augen sie zu strafen wagt'. In keiner seiner Dichtungen schwingt Stifter eine confessionell katholische Fahne, aber der Gesammteindruck ist allenthalben ein durchaus katholischer[1]. ‚Eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung,' sagt Eichendorff, ‚die

---

[1] ‚Will man', bemerkt H. Keiter, Katholische Erzähler der Neuzeit (Paderborn 1880) 255, ‚nach einzelnen Stellen suchen, Stifter's Katholicität zu beweisen, so ist es gar nicht schwer, solche zu finden.' Keiter verweist auf solche Stellen über das heilige Meßopfer, die Verehrung der Gottesmutter, die Cultushandlungen der Kirche u. s. w. Aber nicht auf solche einzelne Stellen kommt es an, ‚der Geist des Ganzen ist allein maßgebend'.

alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens werth ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen, umgibt das Ganze, wie die unsichtbare Luft, die jeder athmet ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden.‘ Der modernen Zerrissenheit stellte der Dichter Gesundheit und Freudigkeit entgegen, der gespreizten Lüge eine einfältig fromme Naturwahrheit, der Poesie des Hasses eine Alles wohlthuend verklärende Poesie der Liebe.

Ueber seinen ‚Nachsommer‘ schrieb der Dichter: ‚Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen. Was Wunder, daß die Verkommenheit stutzt, ja erzürnt ist? Aber es schadet nicht. Ist mein Vorbild menschlich gut, so wird es geduldig stehen bleiben, die Lästerer werden schweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieses Werk, wie so viele noch bessere, auf eine Zeit untergehen.‘ ‚Heute wird wilde Lust gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum weil es in Shakespeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind), gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus ist Kraft: darum sind ihrer so wenige, die auf dem festen Boden der Pflicht und der höhern Lebensanschauung stehen, und so viele, die Leiden-

schaften haben. Auch die Fassung des Buches, einen innern Lebensgang zeichnend, ist der Mode jetziger Bücher entgegen, daher die, welche in der Mode befangen sind, an dem Buche irre werden; andere werden an der Mode irre, und wieder von dem menschlich Richtigen, wenn es in dem Werke ist, hängt es ab, was von beiden dauernder ist. Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen.‘ ‚Ich hoffe, daß die Reife des Mannes und der weitere Blick in diesem Werke ist, nebst der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunst, welche breite Theile des menschlichen Lebens umfaßt. So schwebt es mir vor. Ist es so, ist es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, besonders moderne Leser werden verblüfft sein; denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden, ich muß gestehen, daß ich sie verachte, wie einen guten Theil der heutigen gespreizten, aber leeren Musik.‘ [1] Die Kritik, welche Julian Schmidt in den ‚Grenzboten‘ über den ‚Nachsommer‘ veröffentlichte, erschien ihm ‚kläglich und albern‘. ‚Nicht bloß, daß der Mann auf keinem ästhetischen Standpunkte überhaupt steht, sei er nun so oder so, sondern daß er nur allerlei philosophische Sätze neben dem Werke sagt: so sind auch diese Sätze nicht wahr, sie können augenblicklich widerlegt werden, ich wußte diese alle längst, und habe längst ihre Nichtigkeit und Gemeinheit erkannt; es ist nur die Anmaßung bewunderungswerth, womit der Mann diese Dinge, die vielleicht sein Reichthum sind, aufzählt. Man sagt mir, er sei noch jung. Seine Literaturgeschichte fand ich ein paarmal in der „Allgemeinen Zeitung“ abfertigend erwähnt.

---

[1] Briefe 2, 158.

Wenn man jung ist, muß man freilich Literaturgeschichte schreiben. Zufälligerweise fand ich in einem Probeblatte, das man mir in's Haus sandte, dieser Tage auch einen Aufsatz von Julian Schmidt, der dieselbe sich aufschwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente besitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht sagen; aber das kann ich sagen, daß er fleißig lernen sollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik schwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und, aufrichtig gesagt, ein Publikum wahrscheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen strengen Mannes, der ich selbst bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatze wähle, sondern da lieber schweige. Vor der Meinung bestimmter höherer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an.' [1]

,In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunst der Ungeheuerlichkeit verlangt man', betonte er in einem Briefe an Ottilie Wildermuth, ,Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst noch heißen, und gerade diese Dinge sind das Armuthszeugniß der Zeit. Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht; oder ist der Elephant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Gestalt riesenhaft ist,

[1] Briefe 2, 214.

aber nicht modellirt, ist sie schön? In der Zeit des Kunstverderbnisses und der Ohnmacht steckt man sich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch. Wer es weiß, wie schwer es ist, dem lieben Gotte seine Welt, die endlich das Muster aller Kunstwerke ist, nachzuerschaffen (und in winzigen Theilen thut es ja die Kunst), der ist sehr furchtsam in der Wahl des Stoffes, den er erschöpfen soll, und von dem er die bezeichnenden Züge alle (die Merkmale des Lebens) bringen, und die falschen (die Merkmale der Unmöglichkeit) wegscheuchen soll, in wie schimmernder Gestalt sie sich auch aufdrängen; er sieht seinen Stoff lange an, ehe er ihn nimmt, und wär's auch nur der Kopf eines Bettelmannes. Wem sich das Wie der Kunst verbirgt, dem verbirgt sich die Fülle des Stoffes, er muß das daher durch die Masse ersetzen, und darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Gestalt des Alterthums steht. Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die „Amaranth“ die vollendetste Dichtung, in der so viel Schönheitsgestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen.‘ [1]

‚Je höher der Künstler strebt,‘ schrieb er an einen Maler, ‚besonders wenn er mit dem Herzen strebt, und der ächte Künstler strebt stets mit dem Herzen, desto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, sei's Landschaft, sei's Menschen-

[1] Briefe 2, 43.

seele; dieses Empfinden gestaltet sich in ihm zum Ideale, und je größer er selber wird, desto größer ist sein Ideal, darum kann er es nie erreichen, weil es mit seinem Wachsen selber immer wächst. Und hätte er es einmal erreicht, so hätte sein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr, wonach er noch streben sollte. Es hat aber bei dem großen Künstler keine Gefahr, der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden sind, dann haben Sie wahrscheinlich Ihr erstes schlechtes Bild gemalt. Das Streben des Künstlers ist es ja auch, wodurch er sich offenbart; je reiner, gefühlvoller, von Menschenhoheit durchdrungener er ist, desto mehr entzückt er uns; denn der Mensch ist's, der dem Menschen am holdesten in's Herz spricht. Wie könnte uns denn eine gemalte Landschaft so sehr gefallen, die doch, und wenn sie die beste der Welt ist, tausendmal schlechter ist als die Natur, warum kaufen wir uns denn gemalte Landschaften und laufen ihnen in Bildersammlungen und zu Künstlern nach, wenn wir dafür nur die bessere Natur selber zu betrachten brauchten? Der Mensch, der die Landschaft gemalt hat, ist es, den wir verehren und lieben, und je mehr wir dies vermögen, d. h. je mehr er Herz in sein Bild gelegt hat, desto mehr Freude empfinden wir. Darum ist auch der Stoff so gleichgültig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armuth des Inneren die allergrößten Stoffe auf und wird auch allemal von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heischt. Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt.' [1]

---

[1] Briefe 3, 99.

Aus diesen seinen Anschauungen erklären sich leicht seine Urtheile über viele Erscheinungen der modernen Literatur, über ‚den Flitter, die Gespreiztheit und die Selbstsucht', womit in neuerer Zeit in Deutschland das ‚Götterbild der Kunst' so häufig behängt worden sei. ‚Schiller,' schrieb er, ‚so groß er ist, hat durch den falschen Glanz, den er der keuschen Muse geben zu müssen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Uebel beigetragen; noch immer wird Götzendienst mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, sondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltlosigkeit seines Gewissens und dem Prunk seines Talentes hat unendlich geschadet. Dazu kam der einseitige, oberflächliche Liberalismus, der die ächte Freiheit ebenso schändete, wie die pausbackige Poesie die Kunst, und auf diese Weise kamen die Zustände, die sich im neuesten Leben, in der Kunst und im Staate, namentlich in der sogenannten Revolution so erbärmlich zeigten.' Schiller sei ‚so subjektiv', daß selbst in seinem ‚Wallenstein', ‚trotz aller Objektivität, die er hier anstrebte und mehr als in anderen Stücken erreichte, alle Personen lauter Schiller sind und mit seiner Sprache reden, nicht mit ihrer.' ‚Das sind modern denkende, fühlende, sprechende Figuren, keine des 30jährigen Krieges. Das Lager erscheint mir noch am besten.' ‚Ich will darum Schiller nicht überhaupt tadeln, ich tadle nur dieses Stück an ihm, begreife, wie er unserem Phrasenzeitalter so gefallen konnte, daß es ihn zu oberst setzen wollte und daß er selber wieder sehr viel zum Phrasenthume der neuesten Zeit beitrug, das sich in jüngster Vergangenheit völlig ekel machte.' ‚Auf der Bühne zeigt sich das Hohle erst recht, wir werden nicht von der Wahrheit so sehr ergriffen wie bei Shakespeare's Dramen, sondern

wir sehen eben nur ein Theater, in welchem die Personen spielen. Nur die Frage noch: warum geht denn Thekla in die weite Welt, und wohin, und wie läßt sie gegen Natur und Sitte die Mutter zurück? in solcher Lage?! Und Max — wie kann er so sinnlos sein, das ihm anvertraute Regiment geradezu in den Tod zu führen, weil er verliebt und wegen Wallenstein in tiefstem Schmerze ist? Heute würde man das gewissenlos und knabenhaft heißen, und auch damals hätte man es so geheißen. Bei Schiller soll es heldenhaft, empfindungsvoll und groß sein. Wie es jetzt, wenn es so wäre, Entrüstung über den unfähigen Oberst hervorrufen würde, ruft es bei Menschen, die durch tönende Reden nicht verführt werden, auch beim Lesen Entrüstung hervor. Das ist ein schwacher, schlechter Mensch, der sich so wenig beherrschen kann. So könnten noch viele schwache Stellen des Stückes bezeichnet werden. Ich schließe aber und bemerke nur noch, daß auch in diesem Stücke, wie bei Schiller häufig, die Personen von den Gefühlen reden, statt sie zu haben, über Liebe philosophiren, statt liebend zu handeln.' [1]

Ueberaus widerwärtig waren ihm ‚Hebbel und die ihm verwandten Narren'. Sie ‚bringen', klagte er, ‚ihr naturwidriges Gezerre und ihre seltsamlichen ungethümlichen Auswüchse zu Markte, erwischen statt des Tragischen immer nur das Widerwärtige, weil sie unsittlich sind, daher nicht wissen, daß ungeheures Unglück, schaudervolles Verhängniß nur poetisch und verklärt erscheint durch die Größe und Erhabenheit des Herzens, auf das es stößt, und daß das Schauderhafte an und für sich allein, das sie immer in ausgesuchter Schlechtigkeit und Raffinerie bringen, nichts

[1] Briefe 2, 37. 98.

weiter als eine Fleischbank ist. Ich ergrimme immer über diese Unreinen im Tempel, und es fällt mir das Evangelium ein, wo der Sanfteste der Sanften in Wuth gerieth, da er die Käufer und Verkäufer im Tempel sah, daß er sich Stricke flechten und sie hinausjagen mußte. Aber es thut nichts, solche Dinge sind immer gewesen und immer vergangen. Das durch Schlamm verunreinigte Wasser verfließt, die reinen Quellen sprudeln ewig.'[1]

In der ‚Allgemeinen Zeitung' bin ich, schrieb er, ‚in die traurigen Hände Schücking's gefallen, der als Kritiker kein Schönheitsprincip hat, sondern nur hie und da Verstand, daher in seiner Bücherschau die Poeten abthut wie Krautköpfe, die er blättert und unter denen er keinen Unterschied sieht, weil sie alle Kraut sind, als daß der eine etwas dicker ist als der andere. Ferner steht er nie auf dem Standpunkte des Werkes, der eben nur aus den Merkmalen des Werkes hervorgeht, sondern er sieht an dem Werke nur Stoff, und urtheilt sofort, wie er die Sache gemacht hätte, wenn er sie sollte bearbeitet haben — — und Gott möge mich da lange bewahren, daß ich es so thue und etwa die Poesie so ausdrücke, wie seine Novellen es thun. Da er die Tiefe der Schönheit nie schaut, so sind seine Kritiken kalt und seine eigenen Sachen verzerrt, da der, welcher die einfache Größe des natürlichen Menschenherzens nicht kennt, immer, um Wirkung zu machen, nach äußerem stofflichem Zeug greift, das er wo möglich sehr absonderlich und abenteuerlich und ganz besonders verrückt macht, damit es nur wirke. Ich fürchte immer, daß solche Leute, wenn sie aus dem Buche herauskommen, in dem sie

[1] Briefe 1, 207.

stehen, im Falle sie Millionäre sind, an den Bettelstab kommen, oder im Falle sie nichts haben, in das Narrenhaus gerathen. Ihr Fortkommen finden sie auf dieser Welt nicht.' ,Jede Größe ist einfach und sanft, wie es ja auch das Weltgebäude ist, und jede Erbärmlichkeit poltert, wie Pistol in Shakespeare, und die Unkraft lärmt auch und schlägt um sich, wie es die Knaben in ihren Spielen thun, wo sie Männer darstellen.' [1]

,Der Mensch kann nicht leben ohne das sittlich Große, ja, wenn es ihm entzogen wird, verlangt er darnach mit heftigerm Hunger als nach jedem andern Dinge dieser Erde. Schon jetzt ist eine Entrüstung über die Schand-Literatur unserer Tage in allen Gemüthern, und sie verlangen mit Sehnsucht wie nach einem Tropfen Quellwasser in der Wüste nach dem Edlern. Wenn einmal die Welt im Grimme aufstehen wird, um all das Bubenhafte, das in unseren äußeren Zuständen ist, zu zertrümmern, dann wird die geschändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, statt der bisherigen bloß lieblichen oder naiven Miene wird sie das höhere, würdigere und siegesreichere Angesicht der wahren Göttin tragen. Geschähe das nicht, so wären wir alle ohnehin verloren, und das Proletariat würde, wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Musen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenschung prangen. Das ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Aber auch Stilleres, Einfacheres aus früherer Zeit wird noch seine Leser finden.' [2]

Einer Klage über verschiedene Erzeugnisse der neuern Literatur und über die ,kläglichen Literaturbriefe' in der ,All-

[1] Briefe 1, 137. [2] Briefe 1, 161.

gemeinen Zeitung' fügte er hinzu: ‚Aber trefflich ist's, daß sie kommen, desto trefflicher, in je dichterer Masse sie kommen; sie werden das Menschenherz wieder reinigen, das, durch einige hochbegabte und begabte, aber herzensschlechte Menschen auf Abwege gelockt, durch diese Nachzügler und Zerrbilder angeekelt, wieder zu dem reinen Gotte zurückkehren wird. Merkwürdig wäre es, wenn das geschmähte Oesterreich, in dem aber noch naturwahre und starke Herzen schlagen, die andererseits zerblasen und gedunsen sind — wenn dieses geschmähte Oesterreich, das Deutschland ein paarmale vom politischen Untergange gerettet hat, es auch eben durch jene naturwahren und starken Herzen vom literarischen Wahnsinne retten müßte. — Merkwürdig wäre es! Auffallend ist es, daß der einzige in Oesterreich lebende, groteskeste und sittlich verkröpfteste und widernatürlichste Poet (Hebbel) kein Oesterreicher ist. Mir ist es fast Trost, daß, wenn wir auch schlechte Dichter haben, diese windigen Mühlsteine, die Hebbel für Größe hält, die aber, weil sie aus Wind bestehen und doch Mühlsteine heißen wollen, nur lächerlich sind, keinem aus Oesterreich eingefallen sind. Sie sehen, wie ich fast in eine poetische Sonderbündlerei falle; aber in tiefem Ernste: ich möchte eben den tiefen Ernst in unsere Dichtungen zurückretten, und ein großes Werk, das zeigt, es sei deutsche Größe nicht ausgestorben, wenn es aus dem entferntesten Winkel oder der sandigsten Mark kommt, werde ich kniend und anbetend empfangen.' ‚Darum sage ich: Sorgt für tüchtige Schulen und Schüler; denn Hohlheit, Unwissenheit und daraus hervorgehende Ungediegenheit sind das Uebel unserer Zeit.'[1]

[1] Briefe 1, 200.

Von jedem Werke der Literatur, welches auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen wolle, forderte Stifter, daß es rein, edel, einfach und innig sei und, organisch gegliedert, ein wirkliches Ganze bilde. Daher konnte er z. B. dem Roman ‚Soll und Haben' von Gustav Freytag keinen Geschmack abgewinnen. ‚Freytag geht es in der Poesie wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere als das Genie — nur auf das Ganze kommt das Talent nie. So auch Freytag. Er hat lauter Theile, die nie ein Bild machen, man muß in den drei Bänden ewig neu anfangen, keine Begebenheit bleibt sie selber, kein Charakter bleibt er selber, und immer hat man an Erlebnissen keine Freude.' Nachdem Stifter dann des Nähern begründet, daß Freytag keine Empfindung für Totalität besitze, schließt er: ‚Wie das Buch jetzt ist, halte ich es trotz der Virtuosen-Kunststücke für Leihbibliothekfutter. Trotzdem, daß mir ein paarmal bei Einzelheiten die Augen feucht werden wollten, halte ich doch das Buch für eiskalt. Alles ist nur erdacht und gemacht, daher nichts entwickelt und organisch.' [1]

Welche Anforderungen Stifter an den ‚historischen Roman' stellte, ‚mit dem in neuerer Zeit so viele Ungeheuerlichkeiten getrieben worden' seien, ergibt sich aus mehreren Briefen, welche er bezüglich seines ‚Witiko' schrieb. ‚Der historische Roman', sagt er, ‚hat eine wissenschaftliche Seite, die von vornherein in keines Menschen Seele liegt, sondern

[1] Briefe 2, 105.

die er sich erwerben muß, das Geschichtliche. Dieses muß so treu angeeignet werden, daß Dichter und Leser in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für sie nicht ist; dieß allein gibt Wahrheit. Aber zu dem ist nicht das historische Wissen allein genug, dieß gäbe nur ein hölzernes Gerippe, sondern das historische Mitleben, dieses gibt den Gestalten Fleisch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieses Leben (im ‚Witiko') finden werden. Selbst die erfundenen Figuren müssen in die Zeit passen, daß der Leser sie nicht weg zu denken vermag. Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist das Schwerste, es setzt große historische Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus. Das Leichteste ist dann die dichterische Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menschen entzückt und erhebt — ich sage das Leichteste, weil es in der Seele des Dichters ohne sein Zuthun waltet und webt; freilich für den, in dem es nicht waltet, ist es das Schwerste, oder es ist ihm geradezu unmöglich.' [1]

Ohne wahre Ehrfurcht des Dichters vor der Wirklichkeit könne kein historischer Roman gelingen. ‚Der Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen ist für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im „Hochwalde" habe ich die Geschichte als leichtsinniger junger Mensch über das Knie gebrochen, und sie dann in die Schubfächer meiner Phantasie hinein gepfropft. Ich schäme mich jetzt beinahe jenes kindischen Gebarens. Jetzt steht mir das Geschehene fest wie ein ehr-

[1] Briefe 2, 17.

furchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist jetzt nicht mehr die: was will ich mit ihm thun? sondern: was ist er? Und die Antwort ist so schwer, daß, wenn ich sie nur zum Theile finde und geben kann, das Gegebene unendlich mehr ist, als das, was ich hätte machen können, und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischeste Epos, und wenn Theile davon als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran.'

,Namentlich ist', sagte er mit Rücksicht auf seinen ,Witiko', ,Ein Punkt hier von Wichtigkeit. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des historischen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geschichtlichem Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menschen oder einiger Menschen. Mir ist das nicht recht zu Sinne gegangen. Mir haben unter Walter Scott's Romanen die am besten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Massen auftritt, wie z. B. in den Presbyterianern. Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen; in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengesetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens sind Verklärungen dieses Gesetzes. Es hat

das etwas geheimnißvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher im historischen Romane die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen die Nebensache, sie werden von dem großen Strome getragen und helfen den Strom bilden. Darum steht mir das Epos viel höher als das Drama, und der sogenannte historische Roman erscheint mir als das Epos in ungebundener Rede. In der Ilias ist es weniger Achilleus und sein Zorn, der vorgeführt wird (er tritt ja sehr wenig auf), als das vielgliedrige, bunt gestaltige griechische Leben, das da in den verschiedensten Gefühlen und Erregungen zu menschlicher Erscheinung kommt. Man könnte fast aus der Ilias Stammtafeln griechischer Geschlechter entwerfen. Darum ist die Aeneis so klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil sie eitles Lob Roms als Hauptziel anstrebt, da um Gründung dieses Reichs sich Götter und Menschen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einsieht, warum Rom entstehen müsse; und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menschen hinläuft, welcher Mensch noch dazu nicht so groß ist, daß er uns erschüttert. In der Ilias sind die Götter gewaltigere Menschen, die mit Gefühlen und Leidenschaften Partei nehmen und Furchtbares hervorbringen.‘ [1]

Am schärfsten urtheilte Stifter über den gegenwärtigen Stand der dramatischen Kunst und des Theaters.

‚Die dramatische Kunst‘, schrieb er, ‚ist vielleicht auf allen Bühnen in einer Art Verwilderung begriffen. Hiezu mag wohl zumeist der Umstand beitragen, daß eben diese

[1] Briefe 2, 319. 344.

Kunst tägliches Vergnügen geworden ist, und darum aufgehört hat bloß Kunst zu sein und in Streben nach Vergnügung übergegangen ist. Als Folge davon sind Werke in großer Zahl entstanden, Dichtungen kann man sie nicht nennen, welche auf Kunst keine Rücksicht nehmen, sondern lediglich die Wirkung auf die Zuschauer vor Augen haben, und diese Wirkung durch jedes Mittel, auf welches kleinere Geister verfallen, zu erreichen streben: durch abenteuerliche Verwicklungen, durch ersonnene Gefühle, durch unwahre Charaktere und, leider in großer Zahl, auch durch Unsitte, die nicht in der Kunst liegt, ja, die ihr ganz fremd ist, da das Wesen derselben als die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes gerade die Sitte ist. Andererseits haben sich auch manche Darsteller von Bühnenwerken, und ihre Zahl dürfte nicht gar gering sein, eben um Wirkung zu erzielen, zum Sklaven der Zuschauer gemacht; sie erlauschen, was etwa Beifall bringt, suchen es öfter vorzuführen, übertreiben es, und zuweilen sinkt einer noch unter die Tiefe der unteren Stände hinab, was fast Erbarmen einflößen könnte.‘ [1]

Das Theater, welches eine Schule der Sitte und Bildung sein sollte, sei in unserer Zeit eine Schule der Unsitte und Roheit geworden. ‚Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geschrieben werden sollte, der sich in den gegenwärtigen Theatervorstellungen befindet. Ich beschränke mich nur auf das Kürzeste. Ein stehender, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellungen ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zu einander. Aber was für eine Liebe! Da sind die Liebenden gegeneinander werthlos, sie

[1] Vermischte Schriften 1, 217—218.

belügen und betrügen sich, vorzugsweise belügen und betrügen sie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder u. s. w., und wenn sie sich dann heirathen und das Stück aus ist, so ist es ein sehr unterhaltendes Lustspiel oder Schauspiel gewesen. Edle Dichter haben die Liebe, diese holde Blume des menschlichen Geschlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet, und dann ist sie an ihrem Platze; aber hat die Menschheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Ist nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder da, der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister zu einander? Nicht noch Gattenliebe? Was hat schon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten gethan? Ist nicht Freundschaft da? Nicht Treue für seine Genossen, für seinen Stamm, für das Vaterland? Nicht Pflichtgefühl, Heldenmuth, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laster genug, die zermalmt werden sollten; sind nicht Thorheiten genug, die im Lustspiele zu geißeln wären? In neuester Zeit macht sich das sogenannte Volksstück breit. Es ist aber meist alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund seine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer sie für Verirrungen eines bedeutsamen Geistes, der unter besseren Umständen ein großer Trauerspiel-Dichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieser Märchen aufführen sehen, erscheint es uns edel, wahr und natürlich, so über alles Maß tief ist im Allgemeinen (es sind auch Ausnahmen) das Volksstück gesunken, es ist kläglich über jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder gesungen, die weder in der Wesenheit des Stückes noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Gesang doch fast immer aus der Dichtung und dem Sänger hervorging. Und derlei Werke werden

jetzt am meisten aufgeführt und am meisten besucht. Um Einnahmen zu machen, wird das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselseitig.‘

Das Alles aber sei von um so größerer Bedeutung, als das Theater gegenwärtig als ein Bestandtheil des Lebens der Völker anzusehen sei. ‚Der Besuch des Theaters zum Genusse des Schauspieles ist für die Städter ein Bedürfniß geworden, und selbst die Bewohner des Landes, wenn sie in die Stadt kommen, versäumen in vielen Fällen das Theater nicht.‘ ‚Da nun in dem Schauspiele menschliche Thaten, Gefühle, Meinungen u. s. w. vorgeführt werden, so ist kein Zweifel, daß dieß auf das Wesen der Zuschauer Einfluß hat, und bei so häufigem Genusse des Theaters allmählich ihre Lebensrichtungen mehr oder minder bestimmt. Besonders gilt dieß von der Jugend, die alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Thaten überträgt, und um so sicherer eine bestimmte Färbung für das ganze Leben in sich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Ansichten und Meinungen, die in einer Zeit herrschen, die ganze Strömung des Zusammenhandelns der Menschen in dieser Zeit hervorgeht, und weil die Städte die Mittelpunkte sind, aus denen das geistige Leben rings in das Land abfließt, so ist kein Zweifel, daß das Theater in unserer Zeit eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht so, wie das tägliche Einsaugen von allerlei Darstellungen menschlicher Handlungen, Empfindungen von Seite einer Menge von Menschen, die sich im gedrängten Zusammensein in der Aufnahme dieser Dinge noch wechselseitig steigern. Dieß ist auch in früheren Zeiten

schon erkannt worden, und die gewichtigsten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben.'

Wenn je, so sei darum in unserer Zeit die Regelung und Besserung des Theaters eine ‚öffentliche Sache' geworden. ‚Wenn der Verkommenheit der Bühne nicht gesteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker sich emporraffen, so wird es immer schlechter, bis wir in dem baaren Schlamm ankommen. Ich rufe mit einem Manne, dessen Name mir eben nicht gegenwärtig ist: „Bessert eure Theater, oder schließt sie alle."' [1]

Stifter's Briefe, welchen wir so viele Aussprüche entnommen haben, beleuchten, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt, jede bedeutsame Seite von dem Wesen und Wirken des Dichters, enthalten die vollständige Darstellung alles Dessen, was ihm bei seinen Arbeiten vorschwebte, und bieten so eine zuverlässige Erklärung und den einzig berechtigten Ausgangspunkt für die Würdigung derselben. Sie enthalten zugleich eine ungesuchte, aber beredte Vertheidigung gegen die früher manchmal laut gewordene Anklage, daß der Dichter in selbstgenügsamer Schönseligkeit sich von den großen Bewegungen der Zeit, die er wie Goethe nur als persönliche Störung empfunden, weggewendet und jede Poesie verworfen habe, welche über die idyllische Selbstbeschränkung des Natur-, Kunst- und Lebensgenusses hinausgehe. Die Briefe zeigen uns vielmehr, mit welch tiefer Gemüthsbetheiligung Stifter die großen Bewegungen des öffentlichen Lebens verfolgte und mit wie feinem Verständniß er die darin treibenden Kräfte erfaßte und beurtheilte. Aber er glaubte nicht, daß es die

[1] Vermischte Schriften 1, 208—210.

Aufgabe der Dichtkunst, wie überhaupt einer jeden Kunst, sei: in diese flutenden Bewegungen hineinzugreifen und das erregte Geschlecht noch mehr zu erregen. Er glaubte ebensowenig, daß der wahre Künstler bei der Anlage seines Werkes auf die verschiedenen Strebungen und Liebhabereien seiner Zeitgenossen Rücksicht nehmen und berechnen dürfe, wie ein Erzeugniß auf die Mitmenschen wirken solle. Alles durch die wirkliche Macht der Kunst Geschaffene wirke, als eine der reinsten Blüten der Menschheit, nach allen Zeiten, und entzücke, so lange die Menschen ‚nicht ihr Köstlichstes, die Menschheit, weggeworfen' hätten. Der ‚Zeitgeist' verlange allerdings nach ‚Künstlern' anderer Art, aber wer sich darnach richte, sei ‚gar kein Künstler, sondern ein Mensch, der an außer der Kunst liegenden Dingen' hänge.

‚In allen Zeiten', sagt er, ‚kommt es vor, daß kleine Geister, statt von dem ewig Menschlichen beseelt zu sein, von dem Strome des eben Geschehenden gefaßt werden, in ihm das Höchste erblicken und ihn in ihren Kunstgebilden abdrucken. Nur wenn das Geschehende ein wahrhaft Großes ist, mag es zufällig kommen, daß solche Gebilde Kunstwerke werden; meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; aber weit gewöhnlicher werden sie ein Parteiabdruck, ein Gesellschaftsbild, eine Modedarstellung, die lächerlich oder gar verächtlich wird, wenn die Zustände oder Bestrebungen vorüber sind, denen sie ihr Dasein verdankte. Wir sehen, wenn wir uns in unserer Literatur umschauen, mehrmals solche sogenannte Tendenzen oder Modegesinnungen auftauchen, ihren Ausdruck gewinnen und verschwinden.' . . . ‚Der wahre Künstler hat ein Herz und einen Geist empfangen, in denen sich die großen und ewigen Empfindungen der Menschheit spiegeln;

diese Empfindungen bringt er, darum werden sie immer verstanden und geliebt, wie viele Zeiten auch dahin geflossen sein mögen, wie viele Menschen gekommen und gegangen sind, darum verschwinden solche Werke nicht. Er stößt alles in der Kunst zurück, was ihr fremd ist, wie sehr es auch sonst die Gemüther der Gegenwart beschäftigen mag; er hält es ferne von dem heitern Reiche, das seine eigenen Gesetze hat, und dem das Treiben des Tages selten zu gute kommt. Der ächte Künstler hat nie Tendenzen, außer die, ein Schönes zu bringen. Außer den allgemeinen, ewigen Empfindungen des menschlichen Geschlechtes, die er in seinem Werke gibt, hat er allerdings auch die Färbungen seiner Zeit und seines Volkes, er hat sie aber naiv und unbewußt, wie er in einer Zeit und in einem Volke lebt und leben muß, und dieß ist es, was man das Volksthümliche, das Zeitalterliche eines Kunstwerkes nennt. Wenn aber ein Künstler absichtlich ein deutscher, welscher u. s. w. zu werden strebt und, wie man sich ausdrückt, auf der Höhe der Zeit stehen will, so wird er etwas zuwege bringen, was seiner Partei Freude macht, was einer Zeitrichtung eben schmeichelt, er wird wahrscheinlich das Nationale zum Zerrbilde machen, in seltenen Fällen aber ein dauerndes Kunstwerk liefern.' Stifter hielt an dem Satz fest, daß der wahre Künstler über seiner Zeit stehen, seinem Volke vorangehen, auf einer Höhe der Gefühle und Gedanken stehen müsse, zu der er das mitlebende Geschlecht erst durch seine Werke emporziehen könne.

Als das entscheidende Merkmal jedes ächten Kunstwerkes galt ihm, ,daß es jede andere Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze'[1]. ,Nach meiner Meinung', sagte

[1] Briefe 2, 28.

er, ‚gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht bloß die Richtigkeit der Mache, nicht bloß die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht bloß die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all dieses nur das Handwerkzeug — neben diesem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer . . . Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe u. s. w. u. s. w.; aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!“ sagt Goethe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es die kleinsten, zum Beispiel daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoff, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonder-

lichkeiten verfallen und so unsäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen; wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen ebengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein.‘ [1]

Die in den ‚Vermischten Schriften‘ gesammelten Aufsätze Stifter's über das Wesen und die Bedeutung der Kunst (‚Kunst im Allgemeinen‘ — ‚Kirchliche Bauwerke‘ — ‚Gemälde‘ u. s. w.) bieten eine solche Fülle von wahren und tiefen Gedanken, reinen Empfindungen und geläuterten Anschauungen, daß sie ganze große Bände moderner Aesthetik aufwiegen und in Vielem geradezu dem Allerbesten, was in unserer Zeit über Kunst geschrieben worden, an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

Stifter sah die Kunst an als eine Fähigkeit, Etwas hervorzubringen, das durch außerordentliche Schönheit das Herz des Menschen ergreift, es emporhebt, veredelt, mildert, zu allem Guten, ja zur Andacht und Gottverehrung stimmt [2]. ‚Mir steht die Kunst‘, schrieb er, ‚gleich nach der Religion; beide bringen, wenn sie sind, was sie sein sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes.‘ [3] Die Kunst sei das größte irdische Heiligthum eines Volkes, eine der wichtigsten Mächte des menschlichen Lebens, eines der höchsten Merkmale des Culturzustandes eines Volkes [4]. ‚Die Kunst geht allen jenen Dingen des

---

[1] Briefe 2, 294. [2] Vermischte Schriften 2, 265.
[3] Briefe 3, 324. [4] Vermischte Schriften 1, 247.

Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck voran, und die Völker gelangen einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Cultur. Dieß ist so wahr, daß selbst das Höchste, was den Menschen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Cultus bis zum Christenthume sich in kein schöneres Gewand zu hüllen vermochte, als in das der Künste, und daß der letzte, höchste Ausdruck des Göttlichen, das Christenthum, auch die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüthen der Kunst aus frommem Herzen erzeugt hat. Selbst die, welche, wie es insbesondere im vorigen Jahrhundert der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung alle Bildnerkraft aus dem Religiösen entfernen und es auf nüchterne Einsicht zurückführen wollten, waren doch wieder gezwungen, die Kunst durch diese oder jene Hinterpforte in die Tempel zu lassen.'[1]

So oft sich, wie uns die Geschichte lehrt, die Seele eines Volkes erhob, ging jedesmal die Kunst dem Aufleuchten der anderen Geisteskräfte voran, und so oft die Herzen dem Niedern sich zuwandten, dem Genusse des erworbenen Reichthums, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und der lärmenden Vergnügungssucht, nahm die züchtige Freundin des Menschen, die Kunst, zuerst von ihm Abschied. ,Darum ist es wahr, daß die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe ist. Wenn Stämme und Zeiträume zu zerfallen beginnen, so zeigen sich fast eher die Spuren in der Kunst, als in der Sitte selber. Die Kunst, der man als der gefälligen Freundin seine tiefsten Gefühle

[1] Vermischte Schriften 1, 189.

anvertraut, plaudert die innere Verdorbenheit aus; wer sich scheut, seine Sünde zu gestehen, gesteht sie in dem, was ihm gefällt, und wenn auch im Beginne des Verderbens ein solches Volk noch hohe und erhabene Gestalten schaffen will, so befleckt es dieselben doch immer ohne Wissen mit der ihm innewohnenden Versunkenheit. Die reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Wesen zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken, und bringt die Ueberladung; so wie die Wahrheit stets einfach ist, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunst kommt die Schwülstigkeit, der Zierdenwust, die Zwecklosigkeit und Unordnung, in der Musik der Tonlärm und Sinnenzauber, und in der Poesie anfangs die Phrase und dann die Haltlosigkeit. Man weiß nicht, an was man sich im Menschen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur zu dem Gotte nicht, der allein beseligen kann; man weckt Schauer, Neugierde, Schreck, Pein, alles Mögliche, und vor allem die Leidenschaft; endlich wird Leidenschaft und Affect alleiniger Zweck, man behandelt solche als an sich schön, und setzt zuletzt das Laster schlechtweg auf den Thron.‘ [1]

Weil die religiös-sittlichen Gesetze den Kern aller Kunst bilden, so hatten ‚die Völker auf ihrem höchsten Gipfel der sittlichen Größe die höchste Kunst‘, während alle Kunst, aller Schönheitssinn nothwendig verkommen muß, wenn in den sogenannten Kunsterzeugnissen jenen Gesetzen förmlich Hohn gesprochen wird und eine Afterkunst vorherrscht, die den Lastern und den Begierden, den Niedrigkeiten schmeichelt

[1] Vermischte Schriften 1, 315.

und die Erniedrigten noch mehr erniedrigt. Falsche Kunst verunreinigt den Geist des Menschen mehr, als die Unberührtheit von jeder Kunst.

Die bewunderungswürdigsten Blüten der Kunst wurden im Mittelalter aus frommen Herzen erzeugt.

‚Wenn unsere Zeit‘, sagt Stifter in einem Aufsatz ‚Ueber den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt‘ bei Linz [1], ‚durch Anmaßung, Verrenkung und Uebertreibung gleichsam mit den Mitteln die Wirkung überschreit, wenn das vorige Jahrhundert durch Schnörkel, Drehungen und Wendungen vergeblich seine Leere und Hohlheit zu decken bemüht war, so sehen wir in diesem mittelalterlichen Kunstwerke schier keine Bemühungen, der Künstler tritt nirgends hervor, ihm scheint es nirgends um Wirkungen zu thun zu sein, die Gestalten leben in ihm, sie sind leibhaftig in seiner Frömmigkeit und Anbetung vorhanden, und wachsen aus ihm hervor. Darum sind sie auch so selbstständig, so selbstgiltig, ohne Anforderung, und machen, weil die Größe in ihrer Natur liegt, eben den außerordentlichsten Eindruck der Größe. Der Kopf des heiligen Petrus ist von einer Schönheit, Kraft und Würdigkeit, zugleich aber auch von einer Einfachheit und Anspruchlosigkeit, daß alle Künstler unserer Zeit gegen alle Belohnungen der Welt diesen Kopf nicht machen könnten. Sie würden einen andern, modernen machen, wahrscheinlich mit gefühlvollerm Ausdrucke, mit auffälligeren Mitteln, vielleicht sogar scheinbar einen schönern; aber diesen Kopf voll Kindlichkeit, Kraft und Gottvertrauen nicht.‘ ‚Wo das ideale Gefühl nicht in dem Herzen ist und sich in beredtem Stammeln

---

[1] Vermischte Schriften 1, 235—253.

erkennbar und zündend Luft macht, dort wird die prachtvolle Redekunst und die Menge der Worte angewendet, aber sie ist Kälte und erzeugt Kälte.' Der ganze Altar, entwickelt er, sei ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Kunstwerk des gesammten deutschen Volkes aus der Zeit seiner höchsten Kunstblüte. Er knüpft an die Beschreibung die schöne, allgemeine Betrachtung: ‚Wenn die Kunst das größte irdische Heiligthum eines Volkes ist, wenn vergangene Kunst das höchste Merkmal der Geschichte eines Volkes ist, weil darin sein ganzes Herz, sein Geist, seine Seele sich spiegelt wie in nichts Anderm — nicht in der Wissenschaft, die nur Mittel und nur Erzeugniß des Verstandes ist, nicht in Staatseinrichtungen, die nur die Gestalt des äußern Seins bilden, nicht in Kriegsthaten, die auch von Wuth und Leidenschaft entstellt sein können — wenn allein durch die Kunst die Völker zu höherer irdischer Bildung gehen und ihr Sein und Wesen erheben: so muß uns ein solches Kunstmerkmal unserer Vergangenheit heilig sein: es ist eine geweihte Erinnerung, es ist ein Bewußtsein des Volkes als Volk in seiner Herzensinnigkeit und Herzenstiefe, wie ja das Bewußtsein des einzelnen Menschen auch nichts Anderes ist, als daß er seine gehabten und seine jetzt waltenden Geistesregungen und Schwingungen in ein Einziges verbinden kann, und dieses Einzige als Ganzes, von allem Andern Verschiedenes empfindet — ein Mensch ohne Erinnerung ist kaum Thier, kaum Pflanze, und ein Volk ohne Erinnerung ist kein Volk, sondern eine Masse physischer Kraft — wenn das so ist, wenn die Kunsterinnerung ein Volk inniger zu einem solchen macht als jede andere Erinnerung: so müssen wir Ehrfurcht haben vor jedem Denkmale vergangener Kunst, wir müssen es als eigenthümlichstes

Eigenthum der Nation betrachten, und es ist eine der ersten Pflichten eines Volkes, das sich selbst achtet, seine Kunstdenkmäler auch zu achten, sie zu schützen, zu erhalten und dieselben, wenn sie durch Zeit und Barbarei gelitten hätten, wieder, so weit es möglich ist, in den ursprünglichen Stand zu setzen.'

Wie aber, fragt er, konnte dieser Altar und die gothische Kirche, in der er sich befindet und die ebenfalls ein Kunstwerk ersten Ranges ist, so lange unbekannt bleiben? Diese Frage ,beantwortet sich aus dem Verfalle jedes Kunstsinnes und jeder Kenntniß der Kunst seit dem sechzehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten, besonders aus der mit dem entweihten Namen „vernünftig" belegten Barbarei des vorigen Jahrhunderts. Einst mußte man wohl die Schönheit dieses Werkes geliebt haben, sonst wäre es nicht entstanden, wenn man auch seinen hohen Werth inniger Naivetät nicht so gefühlt haben mag, wie ja das naive Kind nicht weiß, daß es naiv ist, wie die Unschuld nicht weiß, daß sie unschuldig ist. Dann kamen Zeiten, in denen der Werth des Kunstwerkes verkannt, ja als Tröbel einer beschränkten bigotten Zeit verachtet wurde, wie die abscheulichen Verbesserungen, die man anbrachte, beweisen. Auf solche Art ging die Kenntniß des künstlerischen Schatzes verloren, und außer einzelnen Freunden der Kunst, die sich an dem Werke zu verschiedenen Zeiten ergötzten und die Ueberlieferung von demselben auf ihres Gleichen fortpflanzten, war die größere Menge der Menschen mit dem Dasein desselben unbekannt. Leider trug hierzu ein Fehler auch das Seinige bei, mit dem der Oesterreicher so gerne behaftet ist, von dem man nicht weiß, soll man ihn Bescheidenheit oder Trägheit nennen (vielleicht ist es ein Gemisch von beiden), der ihn verleitet,

wenn er etwas Herrliches besitzt oder gethan hat, sich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, selbst in dem Falle nicht, wo Verbreitung sogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen die Nebenmenschen wäre.'

Die Bauwerke des Mittelalters, sagt Stifter in seinem ‚Nachsommer', erregen ‚selbst in ihrer Unvollendung oder in ihren Trümmern das Staunen einer wiedererwachenden Zeit, die ihre Verdüsterung abgeschüttelt hat'. ‚Ich weiß nicht, ob ich es Rührung oder Schwermuth nennen soll, was ich empfinde, wenn ich daran denke, daß unsere Voreltern ihre größten und umfassendsten Werke nicht vollendet haben. Sie müssen auf eine solche Ewigkeit des Schönheitsgefühles gerechnet haben, daß sie überzeugt waren, die Nachwelt werde an dem weiter bauen, was sie angefangen haben. Ihre unfertigen Kirchen stehen wie Fremdlinge in unserer Zeit. Wir haben sie nicht mehr empfunden, oder haben sie durch häßliche Aftergebilde verunstaltet. Ich möchte jung sein, wenn eine Zeit kömmt, in welcher in unserm Vaterlande das Gefühl für diese Anfänge so groß wird, daß es die Mittel zusammenbringt, diese Anfänge weiter zu führen.' [1]

Die Kunstwerke des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit miteinander vergleichend, schreibt er: ‚Es war mir wie ein jugendlicher und doch männlich gereifter Sinn voll Maß und Besonnenheit so wie voll herrlicher Sinnfälligkeit, der aus dem Griechenwerke sprach. In den mittelalterlichen Gebilden war es mir ein liebes, einfaches, argloses Gemüth, das gläubig und innig nach Mitteln griff,

[1] Nachsommer 1, 160.

sich auszusprechen, der Mittel nicht völlig Herr wurde, dieß nicht wußte, und doch Wirkungen hervorbrachte, die noch jetzt ihre Macht auf uns äußern, und uns mit Staunen erfüllen. Es ist die Seele, die da spricht und in ihrer Reinheit und in ihrem Ernste uns mit Bewunderung erfüllt, während spätere Zeiten trotz ihrer Einsicht, ihrer Aufgeklärtheit und ihrer Kenntniß der Kunstmittel nur frostige Gestalten in unwahren Flattergewändern und übertriebenen Geberden hervorbrachten, die keine Gluth und keine Innigkeit haben, weil sie der Künstler nicht hatte, und die nicht einmal irgend eine Seele zeigen, weil der Künster nicht mit der Seele arbeitete, sondern mit irgend einer Ueberlegung nach eben herrschenden Gestaltungsansichten, weßhalb er das, was ihm an Gefühl abging, durch Unruhe und Heftigkeit des Werkes zu ersetzen suchte.' ‚Was die Sinnfälligkeit anlangt, so scheint mir das Mittelalter nicht nach Vollendung in derselben gestrebt zu haben. Neben einem Haupte, das in seiner Einfachheit und Gegenständlichkeit trefflich und tadellos ist, befinden sich wieder Bildungen und Gliederungen, die beinahe unmöglich sind. Der Künstler sah dieß nicht; denn er fand den Zustand seines Gemüthes in dem Ausdrucke seines Werkes, mehr hatte er nicht beabsichtiget, und nach Verschmelzung des Sinnenthumes strebte er nicht, weil es ihm, wenigstens in seiner Kunstthätigkeit, ferne lag, und er einen Mangel nicht empfand. Darum stellt sich auch bei uns die Wirkung der Innerlichkeit ein, obgleich wir, unähnlich dem schaffenden Künstler des Mittelalters, die sinnlichen Mängel des Werkes empfinden. Dieß spricht um so mehr für die Trefflichkeit der damaligen Arbeiten.'[1]

[1] Nachsommer 2, 141—142.

Aus solchen Kunstanschauungen Stifter's läßt sich erklären, daß er z. B. den Maler Kaulbach, trotz seines großen Talentes, nur für einen ‚manierirten Modekünstler‘ ansah. ‚Kaulbach's symbolisirende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Compositionen, aber nicht das wahre, wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgend eine Philosophie, Randglossen und dergleichen.‘ [1] Auch Kaulbach's kalte, frostige, manierirte Zeichnungen Goethe'scher Frauengestalten konnten ihm trotz ihres ‚akademisch Richtigen‘ nicht gefallen [2].

‚Moderne Kunst, moderne Zeit!‘ Stifter stand mit seiner Liebe und Theilnahme mitten in seiner Zeit, die er in all ihren großen Aufgaben erfaßte, für die er lebte, auf die er wirken wollte, deren Vorzüge vor anderen Zeiten er überall, wo sie wirklich vorhanden, freudig und dankbar anerkannte. Aber eben weil er seine Zeit liebte und auf sie wirken wollte, war er Nichts weniger als ein Lobredner derselben, sondern hielt ihr den Spiegel all ihrer Schwächen und Mängel und Verkommenheiten vor, alle Fehler ihrer so fälschlich ‚Bildung‘ getauften ‚Politur‘. ‚In der Glätte und Verflachung unserer Zeit‘, sagt er unter Anderm, ‚ging alle tiefe Gemüthskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter. Was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war Allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt

[1] Briefe 2, 139. [2] Vermischte Schriften 1, 292—293.

selbst die Individuen. Darum baute dieser Sinn einst jene rührend erhabenen Kathedralen und malte jene Bilder, die wir heute bloß bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unserer technischen Mittel nicht mehr nachmachen, indeß unser Zeitgeist auf das sogenannte Praktische geht, worunter sie meistens nur das Materiell-Nützliche, oft sogar nur das Sinnlich-Wollüstige verstehen; daher wir Eisenbahnen und Fabriken bauen, während sie Dome und Altäre, und wenn es ja heutzutage eine Kirche werden soll, so wird sie wieder sehr nützlich gebaut, oder sie sähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande schon erfahren, wenn sie keinen Thurm hätte, einem Zinshause ähnlich. Ja, oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig schönen Werke der Vorzeit; denn wie viele Tausende werden täglich in Wien über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desselben etwas Anderes zu wissen, als daß er sehr groß ist! Wenn mir Jemand den „Aberglauben“ unserer Voreltern einwenden will, so muß ich ihm leider entgegnen, daß heute der widerwärtige Indifferentismus der sogenannten gebildeten Classen zu dem alten Aberglauben, den die Massen nicht abgelegt haben, noch hinzugekommen ist — und zuletzt ist Aberglaube schöner, heiliger, kräftiger, als jene sieche Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit nichts denkt, und sie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat, wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dieß ist neben dem so vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenseite derselben, daß, seit sie die Bücher so vervielfältigen, tausend und tausend Menschen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben; denn sie lesen sich einen gewissen Vor-

stellungskreis, eine Art Natur zusammen, und sagen ihn so lange sich selber und anderen vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben; darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.' [1]

Alle diese Gedanken stiegen in Stifter auf, als er einmal aus den Katakomben des Stephans-Friedhofs in Wien wieder an das Licht des Tages trat und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging. Den Aufsatz, in welchem er diesen ,Gang durch die Katakomben' schildert, auf daß der Leser ,ein ernstes Stück Vergangenheit vor sich sehe und anfange über den ernsten Inhalt der Worte Gott, Weltgeschichte, Ewigkeit nachzudenken', rechnen wir zu dem Ergreifendsten, was er je geschrieben hat. Er scheint uns, in Verbindung mit einem Aufsatz ganz anderer Art: ,Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842' [2], sein religiöses Gemüth am tiefsten zu kennzeichnen.

Wir heben aus ersterm ein paar Stellen hervor: ,Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst verstorbenen, unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hieher gebracht wurden, um zu verwesen, die aber nun ihren Ururenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht, oder die dunkelrothe Gluth der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Todten lief, und dar-

---

[1] Nachgelassene Erzählungen 1, 254—256.
[2] Vermischte Schriften 2, 275—286.

innen schweren Kampf oder starre Ruhe oder häßlich Grinsen wies: so waren wir Alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes gerathen, in ein Gebiet, so ganz anders, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo Alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthloses Ding wird, hingeworfen in das Kehricht, daß es liege, wie ein anderer Unrath. Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all' unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zu Grunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgültig zu Grunde geht, als wäre es eben nichts! — Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung ... Wir standen Alle stumm und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles Andere abfällt, und vor seiner Gewalt nichtig wird.' 'Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche, sagte ein Führer, und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke Alle stille, und da hörten wir deutlich in langen, schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg, und dann wieder

in höheren, sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde, goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder. Endlich schwieg Alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt!'

In der Beschreibung der Sonnenfinsterniß sagt er: ‚Nie, und nie in meinem ganzen Leben, war ich so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.' . . . ‚Es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Todten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unartikulirte Laute der Bewunderung und des Staunens: der Eine hob die Hände empor, der Andere rang sie leise vor Bewegung, Andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann, hat mir später gesagt: daß ihm die Thränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit

zurück. Sie können nur das Gesehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine theueren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wie sind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichttheilchens vernichten kannst, und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!' . . . ‚Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne, holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch von Dichtkunst, noch von irgend einer Naturerscheinung oder Kunst so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen ausschließlich, mit der Natur umgegangen, und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt, und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.'

Weil Stifter, wie im Leben, so in seinen Schriften so viel ‚mit der Natur umgegangen‘, so hat man ihn wohl [1] des ‚ästhetischen Grundirrthums‘ bezichtigt, daß er ‚nur die Natur noch für poetisch und gesund gehalten, den Menschen aber wie einen sündhaften Fleck in der Schöpfung angesehen‘ habe; er habe nicht jene große Liebe zu dem Menschen im Herzen getragen, welche den Dichtern ersten Ranges in allen Zeiten den Menschen in seinen Freuden und Leiden, selbst in seinen Verirrungen theilnehmender Vertiefung werth erscheinen ließ, er habe die Menschen gleichsam nur als Staffage in der Landschaft behandelt. Kein Vorwurf ist so ungerecht wie dieser. Wir möchten vielmehr sagen, daß bei ihm die Landschaft, wenn er auch in ihrer plastisch-malerischen Schilderung alle Dichter der Gegenwart weit übertroffen hat, nur die Staffage ist für die vorgeführten Personen, welche er mit der Natur und ihren Ereignissen in innigste Verbindung zu bringen weiß, auf all' ihren verschlungenen Lebenswegen begleitet und mit hingebender Liebe und Treue in voller Naturwahrheit, in einfacher, bilderloser, von aller Uebertreibung freier Sprache darstellt [2]. Alles, was je aus seiner Feder gekommen, trägt

---

[1] Vergl. Augsburger Allg. Zeitung 1868 Nr. 31 Beil.

[2] ‚Stifter's Prosa‘, sagt Rudolf Gottschall in seinen Literarischen Characterköpfen (Leipzig 1870) 1, 394. 405, ‚erschien von Anfang an von classischen Tendenzen durchdrungen; sie war originell, doch nicht durch gewohnheitsmäßige Sprachsünden, sondern durch die Prägnanz eines eigengearteten Talents, welches der Darstellung ein scharfes und bestimmtes Gepräge gab. Dabei hatte sie anmuthige Grazie und bewegte sich in schöner Gliederung; man fühlte gleich, es war ein Meister, der hier auf der Claviatur spielte . . . Die Sicherheit der Zeichnung geht bei Stifter nicht verloren über dem Glanz des Colorits; . . . er zeichnet die Umrisse mit sicherer Hand,

den Stempel des Satzes, den er in einer Abhandlung über ‚Schule und Schulbildung' ausspricht: ‚Nichts ist hienieden größer und der Liebe würdiger, wie der Mensch.'[1]

---

und wo es Darstellung der Menschen, ihrer Züge, ihres Benehmens gilt, da . . . baut der Dichter nicht fertige Bilder hin aus einer Folge todt aneinander hängender Merkmale, sondern er läßt die Eigenthümlichkeit und die Schönheit als Wirkung aus geistiger Bewegung hervorgehen.' — Unverkennbar ist, daß Stifter durch seine mitunter kleinliche Detailmalerei den Eindruck des unübertrefflich Schönen in seinen Schriften verkümmert und im schlimmsten Sinne des Wortes umständlich wird, so oft er die gewöhnlichsten Verrichtungen oder Thatsachen haarscharf beschreibt, ohne dadurch irgendwie die Einbildungskraft seiner Leser zu nähren. Keiter, Katholische Erzähler 261—262. 269, hat dafür auf besonders hervortretende Stellen verwiesen.

[1] Vermischte Schriften 2, 251.

II. Anschauungen des russischen Dichters Joukoffsky.

Die von Carl von Seidlitz veröffentlichte Biographie des russischen Dichters Wasily Andrejewitz Joukoffsky [1] liefert ein im Allgemeinen treues und lebendiges Bild von dem Wesen und Wirken des edlen Mannes, und enthält für die Kenntniß russischer Zustände manche beachtenswerthe Angaben. Auf die von dem Biographen angekündigte Sammlung der Briefe des Dichters, welche dessen Sohn herauszugeben beabsichtige, warten wir leider noch immer vergebens. Wie viel Treffliches sie enthalten wird, zeigen schon die in die Lebensbeschreibung eingeflochtenen Stellen aus diesen Briefen, welche bei Weitem den besten Theil der Schrift ausmachen. Vornehmlich gehören dazu die Briefe an die russischen Großfürsten, deren Erziehung Joukoffsky übertragen war. Außer der Schrift des Herrn von Seidlitz benutzen wir für unsere Skizze einige uns von dem verstorbenen preußischen Geheimrath Rudolf von Sydow mitgetheilte Briefe des Dichters und die im Jahre 1850 erschienene ‚Ostergabe für die deutschen Freunde Joukoffsky's', die aus der Feder des badischen Obersten von Krieg sehr schöne Uebersetzungen Joukoffsky'scher Dichtungen darbietet [2].

---

[1] Mitau 1870.

[2] Der Uebersetzer bezeichnet sie als die Frucht gemeinsamer Abende, die er im Winter 1849—1850 in Baden-Baden mit dem

I.

Joukoffsky, der Sohn eines russischen Gutsbesitzers und einer Türkin, wurde am 29. Januar 1783 zu Mischensk, im Gouvernement Tula, in der Nähe von Moskau, geboren. Nachdem er seine erste Bildung durch einen Hauslehrer erhalten, kam er im Jahre 1797 in die adeliche Pension der Moskau'schen Universität, welche sich damals eines guten Rufes und großen Zudranges erfreute. Dort trat er in einen Kreis begabter und lebensfrischer junger Leute ein (von denen manche, z. B. die Gebrüder Turgeneff, Bludoff, Daschkoff, Uwaroff und Andere, später eine einflußreiche Stellung im Staatswesen einnahmen) und begann mit seinen Kameraden eifrige ‚literärische Wettkämpfe', die in der Anfertigung von Gedichten und in Uebersetzungen aus fremden Sprachen bestanden. Schon als Zwölfjähriger schrieb Joukoffsky eine Tragödie ‚Camillus oder das befreite Rom'. Zwei Jahre später wurde sein erster Aufsatz in Prosa: ‚Grabesgedanken', in dem Journal ‚Angenehmer und nützlicher Zeitvertreib' abgedruckt. Seitdem war er unermüdlich mit der Feder beschäftigt. Um seinem spärlichen Taschengeld aufzuhelfen und um sich eine Bibliothek von

---

Dichter zubrachte. Die nur für den engern Kreis der Freunde, nicht für das größere Publicum bestimmte Ostergabe enthält: 1. Des Dichters Beruf (Fragment). 2. Sonntagsfrühe. 3. An der See. 4. Das Märchen von Iwan Zarewitsch und dem grauen Wolf. (Dieses merkwürdige, fast ganz dem Munde des russischen Volkes entnommene Märchen weist mehrere Elemente, die als Belege für die altnormännischen Einwanderungen in Rußland gelten können.) 5. Zwei Mondschein-Gemälde (Fragment). 6. Widmung der Uebersetzung des Gedichtes Nal und Damajanti an die Großfürstin Alexandra.

Classikern anzuschaffen, übersetzte er für Buchhändler allerlei Romane aus dem Deutschen. In Kurzem wurde er einer der angesehensten Vertreter des damaligen literarischen ‚Jung-Rußland', für welches Karamsin's ‚Europäischer Bote' einen Mittelpunkt bildete.

Die politischen Vorgänge in Frankreich hatten den Enthusiasmus der liberal gesinnten Russen für die Republik sehr abgekühlt, ja in Folge der unglücklichen Kriege eine Erbitterung gegen Napoleon hervorgerufen, die sich in den Tagesblättern häufig Luft machte. Man fühlte instinctiv, daß im Westen Europa's Gewitterwolken aufstiegen, welche über Rußland sich entladen würden. In Prosa und in Versen erschienen Mahnungen zur Wachsamkeit gegen Rußlands Feinde; Aufrufe an die Mitbürger, Kriegslieder erinnerten das Volk an frühere siegreiche Bekämpfung der Fremdherrschaften. Besonders wirkte in diesem Sinne der ‚Europäische Bote' durch politische Leitartikel und poetische Ergüsse. Joukoffsky veröffentlichte darin unter Anderm ‚Das Lied des Barden am Grabe der sieggekrönten Slaven', worin die Stimmung der jungen russischen Generation, welche nicht minder für das Vaterland als für ihren Kaiser glühte, einen begeisterten Ausdruck empfing. ‚Der Dichter läßt seinen Barden nach der Schlacht am Grabe der gefallenen Krieger den Heldengesang anstimmen. Der Barde schlägt an seinen weithin tönenden Schild und ruft die Lebenden zusammen, um den Todten ein Grab zu graben und den Gedenkstein auf den aufgeworfenen Hügel zu setzen. In wechselnden Versmaßen beschreibt er die Schrecken der Schlachten, den ruhmvollen Tod der Tapferen, den Dank des Vaterlandes, die Lobgesänge später Nachkommen; er weissagt, daß einst Jungfrauen und Jünglinge hier am

Todtenhügel zusammenkommen werden, um den gefallenen Helden eine Thräne zu weinen, oder um Begeisterung aus ihren Thaten zu schöpfen.' Wie ein Herold fordert er das ‚ganze Volk der Rosse' zum Kampfe gegen den ‚Widersacher' auf, den er im Jahre 1806 schon mit dem altkirchlichen Namen Supostat bezeichnet, wie später im Jahre 1812 das Volk die eingebrochenen Heerschaaren nannte. Eine ächte Vaterlandsliebe spricht aus diesem begeisterten Bardengesange. Er fand in den Herzen der Russen einen lauten Wiederhall und machte von dieser Zeit an Joukoffsky's Namen populär.

‚Wenn wir', sagt Seidlitz, ‚diesen Bardengesang in seine verschiedenen Gemälde auflösen, so finden wir, daß der Dichter in derselben Weise, wie Schiller im „Liede von der Glocke", mit großer Genialität alle an sein Hauptthema sich anknüpfenden Ideen und Ereignisse zusammen gruppirt hat. Leider hat sich noch kein Tonkünstler in Rußland gefunden, der, anstatt seine schöpferische Kraft an seichten Operntexten zu vergeuden, „Das Lied des Barden" in Musik zu setzen versucht hätte. Eine schöne, aber nur vom größten Talente lösbare Aufgabe, für deren Lösung das patriotische russische Publicum hohe Prämien aussetzen müßte!'

Im Jahre 1806 nahm Joukoffsky wiederum seinen bleibenden Aufenthalt in Mischensk, wo er in einem Dachstübchen unter seinen Büchern lebte, und die beiden Töchter seiner Stiefschwester Catharina in Allem unterrichtete, was er selber getrieben hatte und nun zum Lehren selber noch lernte. Seine Pädagogik nahm einen gewissen poetischen Character an, welchen sie auch später, als er zum Erzieher der kaiserlichen Kinder berufen wurde, beibehielt. Beachtenswerth ist das Programm seines Unterrichts, welches sich

in einem der Lehrhefte erhalten hat. Es lautet: ‚1. Geschichte; 2. Philosophie; 3. Aesthetik, Sprachen; 4. schriftliche Aufsätze. Am Morgen: Geschichte, Aufsätze. Am Abend: Philosophie und Literatur. Zuerst vorbereitende Kenntnisse, dann die Classiker.‘

Ueber die Methode des Unterrichts in der Literatur finden sich von seiner Hand folgende Aufzeichnungen: ‚Die Dichter müssen nicht einzeln gelesen werden, sondern vergleichsweise mehrere zusammen bei Gelegenheit des Vortrags über gewisse Dichtungsarten. So lernt man besser die Eigenthümlichkeiten eines Jeden kennen. Z. B. Schiller in Bezug auf Balladen-Dichtung zusammen mit Bürger; in Bezug auf philosophische Poesie zusammen mit Goethe; als Tragiker zusammen mit Shakespeare. Die Lectüre der Racine'schen Tragödien muß abwechseln mit Lesung der Voltaire'schen, Corneille'schen, Crebillon'schen Tragödien. Die epischen Dichter muß man jeden für sich lesen, darauf diejenigen Stellen, welche gleichen Inhalt haben, zusammen, um die Darstellung jedes Einzelnen zu prüfen. Die Boileau'schen Satiren zusammen mit den Horaz'schen, Juvenal'schen; Ramler und Horazens Oden mit den Oden Dershawjn's, Jean Baptist's (Rousseau) u. A. — Oder soll man die Dichter in chronologischer Ordnung durchnehmen, parallel mit dem Vortrage der allgemeinen Geschichte, damit letztere den Geist der Dichter erläutere, und dann erst die Poeten, wie oben? Der erstere Vortrag wäre ein philosophischer, der letztere ein ästhetischer. Beide zusammen würden eine umfassende Idee der Dichtkunst geben. Dasselbe gälte von den Prosaikern.‘

Trotz seiner pädagogischen Thätigkeit, die er fast drei Jahre lang fortsetzte unter dem wohlthuenden Bewußtsein,

eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, erfüllte ihn gleichwohl seine Stellung in der Familie mit einem tiefen Leid, und alle seine Gedichte und Briefe aus jener Zeit zeugen von seiner gedrückt melancholischen Stimmung. ‚Wie oft', schrieb er an seinen Freund Bludoff, der in Petersburg seine Laufbahn im Staatsdienste begonnen hatte, ‚denke ich der vergangenen Zeiten! Doch öfter noch stelle ich mir mit wahrer Wonne das Ende von allem Treiben vor, das Ende vom Wünschen, das Ende aller Erinnerungen, das Ende des Kampfes mit dem Leben und mit mir selbst! Das wird Seelenruhe sein. Ja, Freund, die süße Stunde des Dahinscheidens — sie ist mir ein so lieber Gedanke geworden. Mein kummervolles Herz kann die Zeit nicht erwarten, wo die Vorsehung das Geschenk wieder zurücknehmen möchte, das mich so freudlos in dieser Welt gemacht hat — das Leben, welches ich so wenig genossen habe.' An einer andern Stelle des Briefes scheint ihn der Gedanke niederzudrücken, daß er doch eigentlich noch nichts Bedeutendes für die Welt geleistet habe, ja nicht einmal für diejenigen Personen, welche seinem Herzen theuer waren.

Um thätiger in die Entwicklung der jungen russischen Literatur eingreifen zu können und nicht mehr ‚bloß durch Poesien zu unterhalten, sondern auch den Geist zur Erkenntniß der Wahrheit im Publicum zu erwecken', übernahm er 1808 die Redaction des ‚Europäischen Boten' und siedelte zu dem Zwecke nach Moskau über. Wie sittlich ernst er seinen Beruf als Journalist und die Lebensaufgabe eines Dichters und Schriftstellers erfaßte, zeigt sich in all' seinen Gedichten und prosaischen Abhandlungen. Wir wollen daraus ein paar Stellen mittheilen, die manchem neuern Herausgeber von Zeitschriften zur Beschämung dienen können.

,Die gegenwärtige Roman-Lectüre', sagte er, ,sei ein ganz nichtsnutziger Zeitvertreib, wodurch weder Bereicherung an Kenntnissen, noch Bildung des Geistes erlangt werde. Eine gute Zeitschrift müsse das Publicum durch wissenschaftliche, aber in anziehender Weise geschriebene kurze Mittheilungen allmählich an ernste Lectüre zu gewöhnen suchen, dadurch das Verlangen zum Studium auch größerer Werke erwecken. Der Herausgeber müsse gewissenhaft das Wahre und Schöne hervorheben, nicht bloß durch Gründe der Vernunft und Moral, sondern auch durch hinreißende Darstellung die Leser zu seinen Absichten herüberzuziehen suchen, vor Allem aber selber auch erhabene Gesinnungen bewahren. Er werde manchen gesellschaftlichen Annehmlichkeiten entsagen müssen, er dürfe nicht nach dem unkritischen Beifall der Menge jagen: das sei des Schriftstellers, der als Mensch und als Bürger zum Wohle des Vaterlandes wirken wolle, durchaus unwürdig!'

In seinen ,Ideen über den moralischen Nutzen der Poesie' verlangt er, daß die Dichtkunst nicht bloß unmittelbar zur Tugend, zu edlen und erhabenen Thaten ansporne, ,sondern auch mittelbar durch Veredlung der ästhetischen Seelenkräfte, der Phantasie, des Witzes, des Gefühls, des Geschmacks. Jedoch dürfe der Poet nicht die Phantasie auf Kosten des Verstandes aufregen, dem Witze nicht das Anständige preisgeben, nicht durch Verherrlichung der Liebe zur Sinnlichkeit verführen wollen'. Neben seiner künstlerischen Aufgabe habe der Dichter ,noch Pflichten als Mensch gegen Gott und Vaterland und Nebenmenschen; die Pflichten müsse er gerade deßhalb am strengsten erfüllen, weil er sich einem hervorragenden, heiligen Berufe geweiht habe. Jedem Leser stehe das Recht zu, im poetischen Werke nicht bloß

den Künstler, sondern auch den Menschen einem strengen Urtheile zu unterwerfen. Wehe dem Dichter, wenn ihm der Sittenrichter nicht ebenso beachtungswerth erscheint wie der Kunstrichter!' In keinem seiner Gedichte ist Joukoffsky jemals diesen seinen Grundsätzen untreu geworden. Was er als Dichter wollte, bezeichnen am besten seine schönen Verse:

Hier such' ich nicht das Glück und nicht den Ruhm;
Die mächt'ge Schwinge aber will ich sein,
Verwandte Herzen himmelan zu tragen,
Die Morgenröthe, die den Sieg des Tags
Verkündet, will ich sein und der Entzünder
Erhabener Gedanken und die Stimme
Der Wahrheit, die Arznei gequälter Seelen,
Des Heiligthums ein Wächter, der den Schleier
Der höhern Welt auf Augenblicke lüftet,
Dem ird'schen Aug' die Heiligkeit des Lebens
In ihrem ganzen Himmelsglanz zu zeigen.
Dies ist die Pflicht des Dichters und die Weihe! [1]

Seine Hoffnungen, die russische literarische Welt in diesem Geiste reformiren zu können, waren nicht von langer Dauer. Schon im Jahre 1809 legte er die Redaction des ,Europäischen Boten' nieder und zog sich wieder nach Mischensk zurück, wo er 1810 eine ,Sammlung russischer Dichter' herausgab und als entschiedener Anhänger der deutschen romantischen Schule den Eingebungen seiner eigenen fruchtbaren Muse folgte. Er pflegte sich wohl als Vater der russischen romantischen Literatur zu bezeichnen. Schiller mit seinen Idealen zog ihn besonders an, in Goethe dagegen bewunderte er nur ,dessen glücklichen Griff und die Kunst, aus der objectiven Welt die poetischen Perlen hervorzuheben und herrlich ein=

[1] Ostergabe S. 3.

zufassen'. Mit Schiller hätte er ,innige Freundschaft geschlossen, wenn er mit ihm persönlich bekannt geworden wäre'; als er im reifern Alter, selbst schon ein gefeierter Dichter, mit Goethe zusammentraf, blieb er vor ihm stehen wie ,vor einer marmornen Antike, an der man sich enthusiasmiren, aber nicht erwärmen kann'.

Inzwischen hatte Joukoffsky zu der ältesten Tochter seiner Stiefschwester eine tiefe Neigung gefaßt, aber die Mutter verweigerte ihre Zustimmung, weil die Kirche Heiraten zwischen so nahen Verwandten nicht gestatte. Seitdem fühlte sich der Dichter in seinem ,innersten Leben erschüttert'. Um seiner Gefühle Herr zu werden, trat er im Jahre 1812 im Kriege gegen Napoleon in die Armee ein und begleitete als ein neuer Tyrtäus das russische Heer. Sein im Lager vor Tarutino entstandenes, so berühmt gewordenes Gedicht ,Der Sänger im russischen Kriegslager' schildert nicht bloß die persönlichen Empfindungen des Dichters, sondern die Erwartungen und Hoffnungen des ganzen Heeres. Es ist gleichsam ein Manifest der ganzen russischen Nation. Daraus erklärt sich der Enthusiasmus, den es, durch Hunderte von Abschriften im Heere und im Volke verbreitet, bis in die höchsten gesellschaftlichen Kreise trug. Es herrscht darin dieselbe Stimmung, wie sie sich in einem Briefe von Alexander Turgeneff, einem Freunde Joukoffsky's, ausspricht, der nach dem Brande von Moskau aus St. Petersburg schrieb: ,Die Ruinen Moskau's sind uns ein Unterpfand der Erlösung, der moralischen wie der politischen. Die Brandfackeln Moskau's, Smolensk's und anderer Städte werden früh oder spät uns den Weg nach Paris beleuchten. Das sind keine leeren Worte, sondern es ist meine innige, durch die Ergebnisse begründete Ueberzeugung. Der Krieg ist zum

Nationalkampf geworden, er muß glänzend mit einem Siege des Nordens, mit Rache für die unnöthigen Zerstörungen durch die Barbaren des Südens gekrönt werden. Uns war es vorbehalten, den letzten Act in der europäischen Tragödie zu spielen, nach welchem der Autor gewiß ausgepfiffen werden muß.'

Immer noch hatte Joukoffsky die Hoffnung festgehalten, daß seine Stiefschwester, durch Bitten bestürmt, ihm die Hand ihrer Tochter geben werde. Aber die Frau blieb standhaft bei ihrem kirchlichen Grundsatz. So beugte sich der Dichter der elterlichen Autorität und bat seine Stiefschwester nur noch um die Erlaubniß, daß er sein ganzes, von seinem Vater erhaltenes Vermögen ihrer zweiten Tochter bei deren Heirat geben dürfe. Nachdem dies geschehen, schrieb er: ,Jetzt tröstet mich der Gedanke, daß ich von keinem Menschen, von nichts in der Welt mehr abhängig bin. Meine Schwester kann mir nichts mehr geben, aber auch weiter nichts nehmen. Ich fühle in mir eine stolze Unabhängigkeit. Mein Herz hängt von jetzt einem Schatze an, den Niemand mir rauben, der nur stets wachsen kann. Er, der Vater im Himmel, wird ihn mit Wucher verzinsen. Dieser Gedanke erhebt meine Seele.' ,Ich hatte gewünscht', sagt er in einem Briefe an seine Nichte, auf die er verzichten mußte, ,glücklich zu sein mit Dir, laß mich's jetzt werden durch Dich, durch Dein Glück; alsdann werde auch ich es sein. Meine Liebe zu Dir ist jetzt befreit von aller Selbstsucht, sie ist besser, lebendiger geworden. Ueberschleicht mich auch manchmal ein Gedanke an frühere Hoffnungen und Wünsche, so werde ich wohl einen Augenblick traurig; aber ich ermanne mich sogleich wieder, wenn ich bedenke, daß Dein Glück zu bewahren Zweck meines Lebens ist. Dabei seien

meine Kräfte dem Nützlichen und dem Ruhme geweiht.' . . . ,Deine Seelenruhe nicht zu trüben, habe ich das Opfer gebracht. Jetzt habe ich alle Pflichten eines Vaters Dir gegenüber übernommen, eine Verbindung anderer Art. Es waren Augenblicke seligen Gefühls, als ich diesen Entschluß faßte; es war, als hörte ich Gottes Stimme in mir reden. Seitdem habe ich alle Beziehungen zu Dir verändert. Es wurde mir so klar in der Seele, daß ich nun eine Schwester besitze, daß ich ihr Freund, der Beschützer ihrer Kinder sei. Der Name „Schwester" rührt mich tief im Herzen — früher erschreckte er mich, denn er drohte mein Glück zu zerstören — jetzt gibt er mir vollen Ersatz für alles Verlorene. Ein schönes, zur Thätigkeit, zum Wohlthun offenes Leben steht mir bevor. Ich habe ein Recht, mit mir selber zufrieden zu sein, ich habe ein großes Opfer gebracht — das Bewußtsein, es gethan zu haben, ist ein so erhebendes.' Und ein andermal: ,Du hast in Dir selber einen guten Gefährten, Deine demüthige Ergebenheit in den Willen der Vorsehung. Du findest Trost in Fenelon, ich danke Dir, daß Du das Buch mir mitgetheilt hast. Ich schicke Dir noch den Massillon. Lies dieß Buch und denke dabei an mich. Ich werde nie vergessen, daß Du es bist, der ich Alles im Leben, meinen Entschluß zum Gutsein, selbst zum Hinopfern des Liebsten, was ich besaß, verdanke. Du begreifst, daß in diesen Gefühlen des Dankes meine ganze Thatkraft wurzelt — verlöre ich die Erinnerung daran, das Andenken an Dich, so wäre Alles für mich dahin. Ich werde mich stets Deiner würdig zeigen.'

Indem er so freiwillig auf die Liebe verzichtete, die er für sein höchstes und einziges Lebensglück angesehen hatte, fühlte er ,seine Seele jetzt für alles Erhabene empfänglicher denn

je zuvor'. ‚Lebhaft schweben die Gedanken mir vor über Vorsehung, über das Gute, über den wahren Ruhm. Und wem verdanke ich das? Wahrlich, ich weiß nicht, wovon jetzt mein Herz mehr erfüllt ist, von Liebe oder von Dankbarkeit. Beunruhigt Euch nicht meinetwegen, glaubt nur nicht, ich sei niedergebeugt und entmuthigt.'

Sein poetischer Genius nahm einen neuen, höhern Flug: er dichtete seine Nationalhymne ‚Gott sei des Kaisers Schutz', welche, mit der Musik Lwoff's verbunden, noch heute Tag für Tag in allen Theilen des weiten Reichs ertönt. Seine nächste Schöpfung: ‚Botschaft an den Kaiser Alexander', nach der Einnahme von Paris entstanden, bahnte ihm den Weg zu der Stellung, die er später am russischen Hofe einnahm. Turgeneff las der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Gegenwart des Hofes das Gedicht mit allem Feuer der Freundschaft für den Verfasser vor. Die Mutter des gefeierten Sohnes ward bei mehreren Stellen bis zu Thränen gerührt und ließ das Gedicht in mehreren tausend Exemplaren zum Besten Joukoffsky's drucken und verbreiten. ‚So erhielt denn auch diese Arbeit Joukoffsky's das Ansehen eines politischen Manifestes Rußlands an das von Napoleon befreite Europa. Es drückte poetisch die gehobene Stimmung des ganzen Volkes und die Verehrung vor dem siegreichen Monarchen aus. In den Provinzen las man in öffentlichen Versammlungen und in Privatgesellschaften vor der mit Blumen bekränzten Büste des Kaisers Alexander die „Botschaft", ja man warf sich bei Lesung des letzten Verses auf die Kniee, weil die Worte gleichsam einen Eid ausdrückten: für den Thron des „gesegneten Czaren" jedes Opfer darbringen zu wollen.'

Im Mai 1815 wurde der Dichter der Kaiserin Mutter vorgestellt; aber der Wunsch, am Hofe oder in dessen Nähe

zu leben, lag ihm so fern, daß er lange Zeit zögerte, einer im Juli ergangenen zweiten Einladung der Kaiserin nach Petersburg zu folgen. ‚Ich fürchte', schrieb er am 4. August 1815 an Turgeneff, ‚Eure grands projets, Eure Pläne, welche mein ganzes Leben vernichten können. Ich wünsche ja nichts in der Welt, als Unabhängigkeit und die Möglichkeit, zu schreiben, ohne mich wegen des kommenden Tags zu kümmern, ohne mir Zwang anzuthun, Dieß oder Jenes zu schreiben. In Petersburg wohnen — das möchte ich nicht; alljährlich würde ich wohl mal hinkommen. Im künftigen Jahre würde ich gern Kiew und die Krim besuchen, die Reise wäre nöthig zu meinen Studien über Wladimir, die ich schon begonnen; doch sprich darüber mit Niemanden, sonst ist's aus mit der Erfüllung des Vorhabens. Also in diesem Sinne mögt Ihr für mich wirken und allenfalls mit Neledinsky reden, der es der Kaiserin mittheilt.' ... ‚Ich las heute im Bouterwek und am Rande hatte Jemand mit Bleifeder die Bemerkung gemacht: „Le bonheur consiste dans la vertu qui aime, et dans la science qui éclaire." Die Wahrheit dieses Ausspruches begreife ich jetzt besser denn je! Erinnerst Du Dich noch der Worte in Johannes Müller: „Lesen ist Nichts; lesen und denken Etwas; lesen und denken und fühlen — die Vollkommenheit"? Setze an Stelle des Wortes lesen das Wort leben — doch genug — gehab' Dich wohl!'

Erst gegen Ende August reiste Joukoffsky nach Petersburg, aber in dem ‚seelenlosen, gemüthslosen Leben der Residenz' hielt er es nur vier Monate aus. Er begab sich nach Dorpat, wo damals die Universität in hoher Blüte stand; hier trat er in einen großen Kreis wissenschaftlicher und feingebildeter Männer ein. Der Biograph hat

diesen Aufenthalt des Dichters in Dorpat und die literarischen Wettkämpfe zwischen den Vertretern verschiedener Richtungen in der russischen Literatur recht anziehend geschildert.

Joukoffsky, der für sich Nichts brauchte als ‚Freiheit, Arbeit und ein kleines Auskommen‘, bethätigte in seinen Arbeiten immer entschiedener seine erhabene Auffassung von der Aufgabe eines ächten Dichters und wahrhaft volksbildenden Schriftstellers.

‚Von Tag zu Tag‘, schrieb er, ‚wird die Poesie mir etwas Erhabeneres. Sie ist nicht bloß eine Unterhaltung der Phantasie — das kann sie wohl für die Petersburgische Gesellschaft sein: sie muß auf das Seelenleben des ganzen Volkes wirken, und das wird sie, wenn der Dichter sein Talent zu diesem Endzwecke verwendet. Die Poesie macht eines der Mittel der Volkserziehung aus, Gott gebe, daß ich im Leben nur einen kleinen Theil zur Erreichung dieses Endzweckes beitragen möchte.‘

Unsittliche Dichter und zuchtlose Schriftsteller sah er als die *schlimmsten Volksverführer* an. So äußerte er sich beispielsweise über die leichtfertige französische Literatur: ‚Wenn man diese Romane liest, so erschrickt man nicht nur über die Immoralität ihres Inhaltes, sondern auch über die Immoralität der Verfasser. Diesen Menschen erscheinen moralische Uebel nicht verabscheuungswürdiger als physische. Walter Scott hat auch moralische Scheusale dargestellt — aber man erkennt im Verfasser die Liebe zum Guten, zum Glauben, zu Gott. Die schmutzigsten Scenen werden auf dem Theater dargestellt. Die Vaudevilles und Melodramen der Dumas, der Ducanges werden übersetzt und unserm Publicum dargeboten. Unser Theater, auf dem

weder Schiller noch Shakespeare erscheinen, ist mit dem Kehricht der jetzigen französischen Bücherklexer verunreinigt. Welch' einen verderblichen Eindruck muß das nicht auf die ganze Literatur und auf den Sinn für Kunst und Moral haben!'[1] Auch Lord Byron's Dichtungen waren ihm, wie sehr er das Genie des Dichters bewunderte, in der Seele zuwider. ‚Sie erregen', schrieb er, ‚Angst und Beklemmung der Brust. Er ist kein Poet, der das Leben tröstet.' Die Poesie sei ‚doch auch eine Offenbarung, wie jene göttliche, welche die irdische Welt durch Hinweis auf eine Ewigkeit veredelt habe; die poetische Offenbarung des Dichters müsse dessen Wesen während seiner irdischen Laufbahn veredeln.' Ebenso bezeichnend für seinen Standpunkt ist der Ausspruch: ‚Nichts ist doch verächtlicher, als der Schriftsteller-Ruhm, dem diese Menschen nachjagen: ein Todtengerippe von Rosen umkränzt. Wehe dem Schriftsteller, wenn er nach solchem Ruhme, nach so niedrigen Gunstbezeugungen strebt!'

‚Reinheit der Gesinnung, ernstes Ringen nach den edelsten Gütern, wohlthun, so viel man vermag; Unabhängigkeit des Urtheils und freie Meinungsäußerung gegen Jedermann' war sein Losungswort. Darum sagte er auch ‚den Höchstgestellten unumwunden die Wahrheit', und hielt ‚kriechende Gesinnung und Schmeichelei um so verabscheuungswürdiger, je höherstehend die Personen sind, denen gegenüber sie gezeigt werden'. So schrieb er z. B. bei der Geburt des ersten Sohnes des Großfürsten Nicolaus an die Großfürstin Alexandra Feodorowna: ‚Möge er (der Knabe) nimmer vergessen, daß er ein Mensch ist, daß er für die Veredlung

[1] Vergl. S. 74. 142.

seines Volkes leben, für das allgemeine Wohl sein Wohl opfern, seine Handlungen von eines freien Volkes freier Stimme beurtheilen lassen muß!‘

II.

Während seines Aufenthaltes in Dorpat wendete der Hof dem Dichter fortwährend seine Aufmerksamkeit zu; insbesondere überhäufte diesen die Kaiserin Mutter mit allen Zeichen ihres Wohlwollens. Nachdem er einmal mehrere Tage am Hofe zugebracht, wo man in seiner Gegenwart seine Gedichte vorlesen ließ oder er selbst sie vorlas, berichtete er: ‚Das waren mir angenehme Augenblicke — doch bei weitem nicht die angenehmsten. Es mischte sich hier ja die Eigenliebe des Verfassers beunruhigend mit hinein. Was mich ganz besonders angenehm bewegte, das war das Gefühl der Dankbarkeit für die rührende Aufmerksamkeit, für das innige Wohlwollen, welches die gesellschaftliche Kluft zwischen mir und der Kaiserin schwinden machte. Diese Dankbarkeit bleibt ewig in meinem Herzen. Wie schön ist's, mit einem solchen Gefühle aus dem Kreise herauszutreten, zu welchem oft nur Ehrsucht drängt — eine Sucht, welche keine reinen Genüsse aufkommen läßt. Ich kenne diese Ehrsucht nicht, ein guter Genius bewahrt meine Seele davor. . . . Ungefährdet kann ich mich dem einfachen und reinen Gefühle hingeben. Nicht einen Augenblick war ich von dem Glanze der Umgebung geblendet, wohl aber oftmals gerührt.‘

Im Jahre 1817 verlieh Kaiser Alexander dem Dichter einen lebenslänglichen Jahrgehalt von viertausend Rubel, der den Grund zu seiner Unabhängigkeit legte. Damals stand Joukoffsky auf der Höhe seines Ruhmes: seine Schriften

wurden mit Begeisterung gelesen und verbreitet, gleichwie Goethe's und Schiller's Werke in Deutschland. Hatte ‚Der Sänger im russischen Kriegslager‘ einen lauten Wiederhall in den vaterländisch gesinnten Gemüthern des Volkes gefunden, so machten nach Beendigung der französischen Feldzüge die schönen Worte der reinen Liebe, die prachtvollen Bilder in dem Gedichte ‚Wadim‘ einen unbeschreiblichen Eindruck auf die für Romantik wieder empfänglichen Herzen. ‚Es waren Ideale, welche, freilich auf kurze Zeit nur, in die verblaßte damalige Gesellschaft — welche Graf Tolstoj so meisterhaft in seinem Romane „Krieg und Frieden“ photographirt — hineinleuchteten‘ [1].

Der Gedanke, durch irgend welche andere Bande als durch die der Dankbarkeit an den Hof gefesselt zu werden, war dem Dichter nie gekommen; allein ‚das Schicksal, oder seine Freunde, oder die Logik der Ereignisse‘ führten ihn unwiderruflich an den Hof. Gegen das Ende des Jahres 1817 wurde er zum Lehrer der russischen Sprache und Literatur bei der erwähnten Großfürstin Alexandra Feodorowna, der mit dem Großfürsten Nicolaus vermählten ältesten Tochter König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, ernannt, und seitdem gehörte er der großfürstlichen, seit 1825 kaiserlichen Familie an. ‚Ohne ein Hofmann in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes zu sein,‘ sagt der Biograph, ‚bewegte sich Joukoffsky ehrenhaft am kaiserlichen Hofe, und das verdankte er seinem mit deutscher Treue und Redlichkeit durchwachsenen Gemüthe. Seinen früheren Freunden, auch entfernten, bewahrte er eine aufrichtige Anhänglichkeit, und seine neuen, einflußreichen Bekanntschaften pflegte

[1] S. 95.

und benutzte er nur, um Nothleidenden zu helfen, Talente zu unterstützen, Geschmack an Kunst und Wissenschaften zu verbreiten.' Einen besondern Dienst, welchen er der Universität Dorpat erwies, hat der Biograph [1] näher besprochen. Während der Dichter sich am Hofe immer fern hielt ,von politischen und camarilla'schen Parteiungen und Intriguen, ward er ein Mäcenas für strebsame russische Künstler, Dichter und Gelehrte, nicht durch Geldspenden, sondern durch manches mit Wohlwollen und zur rechten Zeit angebrachte empfehlende Wort'.

Im Jahre 1820 begleitete er die Großfürstin auf einer Reise in's Ausland. In seinen noch ungedruckten Briefen spricht er sich ausführlich über seine Fahrten durch Deutschland und die Schweiz, über seine Bekanntschaften, z. B. mit Tieck, und über seine Kunstanschauungen aus. ,Zu bemerken ist,' sagt der Biograph, ,daß Joukoffsky gleich nach seiner Rückkehr aus dem Auslande sich beeilte, eine Bauernfamilie, welche er von seinem einst besessenen Gütchen einem gewissen Popoff verkauft hatte, wieder zurückzukaufen, um ihnen die Freiheit zu schenken. Es kostete ihm viele Mühe, das Loskaufgeld (2400 R.) herbeizuschaffen — seine Nichte Awdotja Petrowna half ihm. Es war in Geschmack gekommen, „Sklaven von ihren Ketten zu befreien"; noch eine andere Familie von Hofsleuten, welche er von Alters her besaß, gab er frei und versorgte den Vater Maxim noch mit einem Jahrgehalte.' [2]

Im Jahre 1824 wurde dem Dichter der Auftrag: die eben nach Rußland gekommene Gemahlin des Großfürsten Michael, Helene Pawlowna, im Russischen zu unterrichten,

---

[1] S. 96—100. [2] S. 111.

und sich auf die Leitung der Erziehung des Großfürsten, des spätern Kaisers Alexander II., vorzubereiten. ‚Welch' eine wichtige Aufgabe ist mir zu Theil geworden! Ihrer Erfüllung will ich alle Zeit und Kräfte weihen. Bete für mich! Verse zu schreiben habe ich jetzt keine Zeit, aber die Poesie begleitet mich in allem meinem Thun und Treiben.'

In der That, sechs Jahre lang feierte seine Muse; denn außer einigen Gelegenheitsgedichten, die er nicht einmal in die letzte Ausgabe seiner Poesien aufgenommen hat, ist bis zum Jahr 1829 nichts Neues von ihm erschienen. ‚Er sah seine Gedichte zu einer neuen Ausgabe durch. Die meisten waren ja Ausdruck seines Seelenlebens. Seine lyrischen Gedichte, seine Episteln, selbst seine Balladen sind Gedenksteine auf seiner Reise durch's Leben — er feierte also bei seinen Arbeiten die schönsten Erinnerungen.'

In den nächsten Jahren bereitete er sich durch ernste Studien, die er zum Theil in Deutschland machte, auf die Erziehung des Großfürsten vor. ‚Ich muß selber lernen, um zu lehren,' schrieb er aus Dresden 1827, ‚nach dem von mir entworfenen Unterrichtsplane müssen alle Fächer in meinen Vorträgen zusammenfließen. Die anderen Lehrer müssen ergänzen und wiederholen, was ich vorgetragen habe. Ihr könnt Euch vorstellen, was ich zu überlegen, zu arbeiten habe, wenn ein einheitliches Ganze aus dem Unterrichte werden soll. Meine Krankheit hat mir geholfen, sechs Monate lang mich ganz ausschließlich diesen Studien zu widmen. Das Ziel, die Aufgabe meines Lebens steht mir klar vor Augen — alle meine Gedanken drehen sich um diesen Angelpunkt meines Daseins. Seit der Berufung zu dieser meiner gegenwärtigen Thätigkeit weiß ich, was meine wahre Bestimmung ist. Früher bewegte sich mein Leben im Unge-

wissen — jetzt hat es einen Zweck. Die Poesie habe ich nicht verabschiedet, wenn ich auch keine Verse schreibe, wenn auch meine Arbeiten einen prosaischen Anschein haben mögen. Meine Seele ist wie neu belebt; ich kann mich glücklich preisen, in eine so ehrenhafte Stellung gekommen zu sein, wie meine gegenwärtige ist. Für mich hat längst schon das Wort Glück eine andere Bedeutung, einen andern Inhalt: es ist eine zu erfüllende Pflicht.'

Im Jahre 1828 trat er sein Amt als Erzieher an. ‚Er war', urtheilte August Theodor v. Grimm, der Biograph der Kaiserin Alexandra Feodorowna, über seine Pädagogik, ‚kein Fachgelehrter, in keiner Wissenschaft hätte er selber Vorträge halten können — er war Dichter, und mehr als das, er war der edelste, reinste Mensch, dessen ganzes Wesen die höchste Humanität athmete, frei von jenem kleinlichen Ehrgeize, der besonders an Höfen alles innere Leben erstickt. Er fand sich mit Mühe und Anstrengung in seinen Beruf, in die verschiedenen Lehrmethoden der ihm untergebenen Lehrer; ja, seine Eingriffe in das Lehrsystem waren oft mehr störend als fördernd, seine Ansichten zuweilen phantastisch. Allein sein Einfluß auf den jungen Zögling, von der wohlthätigsten Art, war zu mächtig, zu groß.'

Den besten Beleg dafür, wie Joukoffsky sein pädagogisches Verhältniß am russischen Kaiserhofe auffaßte, mit welchem sittlichen Ernste er die Erziehung leitete und wie rückhaltslos er den Genossen der kaiserlichen Familie auch in politischen Dingen seine Ueberzeugung aussprach, bieten uns seine Briefe an die Großfürsten.

So antwortete er einmal auf ein Schreiben des jungen Großfürsten Constantin: ‚Die grammatische und logische Kritik des Briefes werde ich mündlich machen; jetzt nur

will ich bemerken, daß er flüchtig geschrieben ist: mein junger Freund hat wohl so schnell als möglich seine Aufgabe abmachen wollen — und daher ist sie nicht gelöst worden, wie sie hätte gelöst werden können. Wissen Sie, was Styl ist? Ich antworte mit den Worten des berühmten Buffon: Der Styl kennzeichnet den Menschen. Das ist außerordentlich wahr: der Mensch ist auf dem Papier, was er im Leben ist. Hat der Mensch klare Gedanken, so ist sein Styl auch klar; fühlt er lebhaft, so ist auch sein Styl lebhaft und kraftvoll. Dazu muß man allerdings noch die materielle Kenntniß der Sprache und die Kunst, sie zu gebrauchen, besitzen. Diese Kunst mögen Sie sich allmählich erwerben; aber Allem zuvor mögen Sie Mensch sein, müssen Sie klare Gedanken, erhabene Gefühle, ein warmes Herz und Liebe zur Wahrheit haben — dann wird Ihr Styl der Ausdruck des Schönen sein, und Jeder, der Sie liest, wird fühlen, daß er sich mit einem des Namens und des Berufes würdigen Großfürsten unterhält. Ich werde Ihnen einen Brief zeigen, welchen ich von Ihrem Onkel, dem Könige von Preußen, erhalten habe[1]. Wenn Sie diesen Brief lesen werden, so werden

[1] Friedrich Wilhelm IV. überschickte seinem ‚theuren und vortrefflichen Freunde' mit diesem uns in Abschrift vorliegenden Brief vom 25. Juli 1840 zugleich einen Orden, sich gleichsam entschuldigend: ‚L'autre but de ma lettre tranche du conventionnel, et le poëte modeste se fâcherait de droit en se voyant confondu dans une foule de courtisans, si son coeur ne savait distinguer la main de son ami. . . . Je vous embrasse encore avec le doux espoir que je vous reverrai souvent et que vous ne rougirez jamais de l'amitié que vous m'avez vouée.' Der Dichter stand mit dem edeln Friedrich Wilhelm seit vielen Jahren in engster Freundschaft. Er beglückwünschte ihn nach seiner Thronbesteigung

Sie begreifen, wie wunderlieblich ein Styl ist, in welchem sich eine erhabene, lebhafte Seele ausspricht. Auf Wiedersehen, junger Freund!'

In einem andern Briefe fordert Joukoffsky den Großfürsten, welcher wahrscheinlich eine Schilderung seiner eigenen Characterfehler gegeben hatte, dringend auf, diese nicht bloß

---

in einem herrlichen Schreiben aus St. Petersburg vom 19. November (1. Dec.) 1840 speciell wegen der ‚Eidesleistung in Königsberg', wo der Monarch, ‚hingerissen durch die Eingebung des Moments, durchdrungen von der Heiligkeit seines königlichen Berufes, ganz erfüllt von der Gegenwart des Gottes, welchen man vor ihm anrief und welchen er als seinen höchsten Lehnsherrn erkannte, freien Antriebs vor sein Volk tritt, seine Hände zum Himmel erhebt und jene denkwürdigen Worte spricht, welche die Herzen Aller, die ihn hörten, hinrissen, und welche mit Bewunderung und Rührung Alle erfüllten, welche nachher sie lasen'. Diese königlichen Worte, an sich so einfach, so gewöhnlich, daß man sie als Gemeinplätze bezeichnen könne, seien so beredt geworden durch ihre Wahrheit. ‚Alles liegt in der Wahrheit. . . . Ja durch die heilige Wahrheit ist es geschehen, daß diese Gedanken — diese Gemeinplätze des Lebens — wie der Gedanke an Gott als Richter der Könige und Völker, der Begriff eines Königs, wie er sein soll, das Geheimniß des Eides, die Heiligkeit der höchsten, von Gott übertragenen Gewalt, das Recht, die Gerechtigkeit, die Milde, mit einem Wort, daß alle diese großen Gedanken, herabgekommen durch ihren täglichen Gebrauch, wie durch einen Zauberschlag verwandelt, den Seelen in ihrer ganzen Majestät sich zeigten und in ihrer ganzen Bedeutung von ihnen verstanden wurden.' . . . ‚Indem Sie sprachen, haben sich die Herzen aller Hörenden zu diesem Einen Gedanken erheben müssen, daß doch das Schönste auf dieser Welt ein König, ein christlicher, erleuchteter König sei, voll Achtung für die Menschheit, unantastbar in seinen Rechten, aber in Demuth verantwortlich seinem Gotte, den er als seinen Herrn und Richter erkennt.' Der acht Seiten lange, noch ungedruckte Brief wird eine der schönsten Perlen der Correspondenz Joukoffsky's bilden.

zu erkennen, sondern auch abzulegen und zu verbessern, sonst würden ‚die Mängel zu Lastern‘. ‚Sie erkennen; den festen Vorsatz fassen, gegen sie anzukämpfen; dann aber auch ernstlich an diesen Kampf gehen‘ — das seien die drei Instanzen, durch welche wir endlich zur Tugend und zu Gott, der uns winkt, hindurchdringen müßten; das sei der Weg, auf welchem wir Alle, gleichviel ob Czar oder Bettler, hier auf Erden wandeln sollen; ‚denn Nichts nehmen wir in jenes Leben mit als unsere Seele; das Uebrige, Czarenkrone wie Bettlers-Lumpen — sind Staub.‘ ‚Der Unterschied ist nur der, daß ein auf hoher gesellschaftlicher Stufe Geborener im Leben dem allgemeinen Urtheile ausgesetzt ist, nach dem Tode aber nicht bloß dem Gerichte Gottes, sondern auch dem Gerichte der Historie überantwortet wird, welch' letztere seinem Andenken das Siegel der Schande oder den Kranz des Ruhmes aufsetzt. Denken Sie darüber ernstlich nach! Es umarmt Sie herzlichst Ihr Joukoffsky.‘

Ueber die Nothwendigkeit des Fortschrittes im Staatsleben sprach er sich in einem Briefe an den Sohn des Kaisers dahin aus: Stillstand sei für die Völker Tod, Bewegung Leben, Ueberstürzung Mord; die Bewegung hemmen oder sie gewaltsam beschleunigen wollen sei in gleicher Weise verderblich. Diese Wahrheit müssen Kaiser und Fürsten erkennen. ‚Sie müssen ihre Zeit begreifen, sie müssen durch Bildung, durch Gerechtigkeit, die auf christlicher Wahrheit und auf Gesetzes-Rechten sich gründet, auf die Höhe ihres Zeitalters sich stellen. Sie müssen, als Repräsentanten ihres Volkes, die Geschichte ihres Volkes achten, bewahren, was durch die vorangegangenen Zeiten geschaffen worden, und wenn Veränderungen angezeigt sind, diese nicht aus Eigenwillen, sondern je nach den Erfordernissen

der schöpferischen Zeit unternehmen: sie müssen beseitigen, was unhaltbar ist. Ruhiger Fortschritt ist Ordnung, ist Wohlsein; mit Gewalt erzwungener ist Revolution, ist Umsturz.'

‚Die Gerechtigkeit des Czaren', heißt es in einem fernern Brief, ‚erhält die Sittlichkeit des Volkes; seine Güte ist Bürge für die Treue der Unterthanen, weil sie Liebe erzeugt; seine Mäßigung begründet in Ruhe eine allgemeine Ordnung.' Die strenge Ordnung, wo Alles pünktlich an seinem Orte stehen müsse, sei freilich noch kein Zeichen von Volkswohl; sie sei wohl nöthig, erzeuge aber das Volkswohl noch nicht. Auf dem Kirchhofe herrsche gewisse Ordnung und Ruhe — aber Ruhe des Grabes. Es fehle das Leben, das wahre Leben — neben der Ordnung müsse Alles, was das Leben der menschlichen Seele ausmacht, ohne irgend ein Hinderniß, versteht sich ohne Störung der Ordnung, frei erblühen können. ‚Auch die Künste zieren das Leben — Sie müssen nicht sagen: „Davon verstehe ich Nichts." Als Mensch und als Sohn des Czaren müssen Sie durch Ihren Einfluß die Liebe zu den Künsten in dem hohen Kreise verbreiten, in welchen Gott Sie gestellt hat.'

Am bezeichnendsten für Joukoffsky's Freimuth ist ein Brief an den Großfürsten Constantin, der ihm aus Constantinopel seine Gedanken und Träume über die Eroberung der Türkei durch Rußland mitgetheilt hatte. ‚Sie haben solche Träume', ermahnte er ihn, ‚schon vor dem Schlafe gehabt. Schon an der Newa haben Sie von Oleg's an den Pforten von Byzanz aufgehängtem Schilde geträumt, und daran gedacht, für etwa vorkommende Fälle sich den Schnurrbart — der bis jetzt noch nicht gewachsen ist — zu zwickeln. Ich möchte wohl wissen, was Sie da an

Ihrem sprossenden Schnurrbarte gezwickelt haben und mit welchen Plänen Sie von der Constantinopolis nach der Petropolis zurückgekehrt sind. Ihr Traum von Oleg's Schild hat poetischen Sinn — im practischen Sinne ist er Traum, und ich wünsche, daß er für immer ein unerfüllter Traum bleibe. Byzanz ist eine verhängnißvolle Stadt. Sie hat Roms Untergang herbeigeführt. Sie hat unsere kriegerischen Vorfahren verlockt. . . . Gott bewahre uns davor, daß Rußlands Czarenthum zum byzantinischen Kaiserreich würde! Constantinopel weder nehmen noch nehmen lassen — das genügt uns. Rußland bedarf zu seinem Wohlergehen keiner äußerlichen blendenden Pracht; es braucht eine innere, nicht glänzende, sondern nachhaltige nationale Entwicklung.' ‚Das Volk', ermahnt er, ‚müsse die Wohlthaten des Gemeindelebens empfangen'; aber ‚nur ja nicht plötzlich, wie Peter's Ungeduld es gethan hat durch die Ertheilung einer übereilten äußerlichen europäischen Politur, sondern langsamen Schrittes durch wohlthätige Gesetze, ohne das gegenwärtige Gute der Zukunft aufzuopfern. Die Gesetze müssen auf göttlichem Recht basirt sein, durch Achtung vor den Gesetzen muß das Gefühl der Gesetzlichkeit, durch die Geistlichkeit lebendiger Glaube verbreitet werden, durch wahre christliche Aufklärung erhebe man das Volk zur Würde von Menschen und Bürgern. In unseren Zeiten ist's klar geworden, daß wahre Macht nicht in der Ausdehnung des Reiches, sondern auf dem innern Wohlsein beruht. Denken Sie an Napoleon! Rußland braucht keine Eroberungen à la Napoleon. Das mögen Sie bedenken, wenn Sie Ihren Schnurrbart drehen.'

Nach der Mündigkeitserklärung des Thronfolgers im Jahre 1837 ging Joukoffsky's Aufgabe als Erzieher zu

Ende, aber er begleitete erst noch seinen Zögling auf dessen weiten Reisen durch das unermeßliche Rußland und in den nächsten Jahren durch mehrere Länder Europa's. In Rom besuchte er im Jahre 1839 in Gogol's Begleitung die Kunstschätze der ewigen Stadt. Er übersetzte Halm's eben erschienenes dramatisches Gedicht ‚Camoens', machte aber darin so viele Abänderungen und Zusätze, daß die Ansicht begründet ist: er habe nicht bloß seine eigenen Anschauungen über die Erhabenheit reiner und edler Poesie darlegen wollen, sondern sich auch persönlich darin darzustellen beabsichtigt. Während bei Halm am Schluß des Drama's ein Genius mit dem Lorbeerkranz erscheint, läßt Joukoffsky am Haupte des sterbenden Camoens eine lorbeergekrönte Jungfrau auftreten, mit einem glänzenden Kreuze auf der Brust. Vasco-Joukoffsky, der die Poesie als eine irdische Schwester der Religion und den wahren Dichter als einen ‚Arzt der Seelen' ansah, spricht zu dem sterbenden Dichter: ‚Knien will ich an Deinem Krankenlager, von welchem Du, ein demüthiger Martyrer, den Himmel offen siehst, wo Deiner Gott schon harrt, Gott, der niemals täuscht. Ich danke Dir, Camoens, für das, was Du meiner Seele gewesen bist. Ja, Zeitgenossen wie Nachkommen werden Deiner dankbar gedenken, wenn sie die Heilswahrheiten erkennen, wenn sie das Große anstreben, eines Sinnes sind mit Dir. Mag Verfolgung und Verachtung, mögen Hohn und Armuth dem Verdienste zum Lohne werden — schöner als der Lorbeerkranz ist die Dornenkrone.'

In gleicher Gesinnung sagt er in seinem Fragment ‚Des Dichters Beruf':

Die Dichtkunst ist die erdgeborne Schwester
Der Offenbarung, die vom Himmel stammt,
Vom Schöpfer ist sie hingestellt, ein Leuchtthurm,

Des heil'ge Lohe hell und ewig flammt,
Daß in der Nacht, wenn ird'sche Stürme wehen,
Den rechten Weg, den Himmelspfad, wir sehen.
Hieran entzünde, Dichter, deine Fackel!
Mit dir vereint, entzünden deine Brüder
An ihr ein jeglicher sein leitend Licht!
Leitsterne seid ihr so für alle Länder,
Für alle Zeiten, kommenden Geschlechter!
Was auch begegnen mag dem ird'schen Dulder, —
Die Seele zagt nicht, denn der Glaube leuchtet.
Und laß zertrümmern auch dein ird'sches Glück,
Laß theure Hoffnungen in Trug vergehen,
Und deine reinen Träume lasse schmähen —
Um sie nicht traure, denn das ist das Loos
Von Allem, was auf Erden schön und groß!
Doch, Dichter! dein lebendiger Gesang
Wird nimmer sterben, und die ew'ge Zeit
Wird ihn umher zu allen Völkern tragen!
So klingt er ewig fort, in allen Räumen!
D'rum wache und sei fest: die Poesie
Ist Gott in uns'rer Erde heil'gen Träumen [1].

In Mailand machte Joukoffsky die Bekanntschaft Manzoni's und unterhielt sich mit ihm zwei Stunden, die er zu den genußreichsten der ganzen Reise zählte. ‚Ein lebhaftes Gefühl der Sympathie zu etwas Erhabenem erfüllte mich; in meiner Seele erklang eine Harmonie, welche leider nicht immer, wie's doch sein sollte, sie entzückt. Ich fühlte mich im Nu bei ihm zu Hause. Sein schönes, regelmäßig geformtes Gesicht machte den angenehmsten Eindruck auf mich. . . . Er sprach angenehm und erinnerte an Capodistria's logische, scharfe Ausdrucksweise — nur war sein Gespräch ungezwungener, lebhafter. Mir war's zu Muthe, wie vor

[1] Ostergabe S. 3.

Zeiten, wenn ich mit Karamsin mich unterhielt, bei dem die Seele jedesmal sich erwärmte und deutlicher wahrnahm, was ihre Bestimmung sei auf Erden.‘ Auch mit Silvio Pellico wurde er bekannt: ‚C'est l'homme de son livre — das ist das größte Lob, welches man ihm geben kann.‘

Der letzte Lebensabschnitt des Dichters führt uns nach Deutschland, wo er, schon im höhern Alter, aber noch jugendlich frisch an Seele und Leib, im Jahre 1841 sich mit Elisabeth, der ältesten Tochter seines protestantischen Freundes, des Malers Gerhard von Reutern aus Düsseldorf, vermählte. Er lebte in Düsseldorf und Frankfurt am Main und trat dort auch mit hervorragenden Katholiken, zu welchen besonders der General von Radowitz gehörte, in innigen Verkehr. Dem genannten Freunde setzte er das schöne Denkmal: ‚Joseph von Radowitz, wie ihn seine Freunde kennen‘[1].

Aus der mit hingebender Liebe und mit einem seltenen Talent abgefaßten Schrift heben wir nur eine einzige, für Joukoffsky als Dichter besonders characteristische Stelle hervor, wo er seinen Freund als Redner schildert. ‚Die Wirkung der Wahrheit, so einfach und treu ausgesprochen, hat in sich etwas Uebernatürliches, etwas dem Erscheinen eines reinen Geistes aus der höhern Ordnung Aehnliches. Diese einfache, schmucklose, unmittelbar aus der Seele fließende Wahrheit ist für mich hinreißender als alle Poesie; das Herz erzittert dabei, und die Thränen steigen in die Augen; ich vergesse, an den, der sie ausspricht, zu denken, aber ich fühle in dieser irdischen Wahrheit die Gegenwart Dessen, der allein

[1] Brief eines Nichtdeutschen in die Heimath. Als Manuscript gedruckt. Carlsruhe, Hasper'sche Hofbuchdruckerei, 1850.

ihre Quelle ist und allein sie offenbart; ich fühle, daß sie von jenem Geiste durchdrungen ist, welcher ohne Wort überzeuget und doch allein dem Worte seine Kraft gibt. Es ist nicht genug, die Gabe der Rede zu besitzen und schnell das passende, lebendige, kräftige oder witzige Wort finden zu können — man muß die Wahrheit, d. h. den Gegenstand der Rede, über Alles lieben, sich selbst in ihr vergessen, man muß von der Religion der Wahrheit durchdrungen sein und ihre Verkündigung als ein die Seele reinigendes Sacrament betrachten.'

Joukoffsky's Verkehr mit Katholiken bietet dem Biographen Veranlassung zu mancherlei unerquicklichen confessionellen Ausfällen. Er läßt Radowitz erst zur katholischen Kirche übertreten und umgibt ihn mit einem ,düstern Kreis'. Auch Tieck und Novalis treten nach seinen Phantasien ,mit allem Eclat zum Papstthum' über, und Clemens Brentano wirkt auch nach seinem Tode noch[1] in Frankfurt am Main als das ,thätigste Mitglied der katholischen Propaganda'. Joukoffsky befand sich am Rhein und am Main, träumt Herr von Seidlitz, unter den gefährlichsten Einflüssen. Es war noch ein Glück für ihn, daß er sich unter ,der ganzen frommen Sippschaft am Rhein' mit der Dichtung von Nal und Damajanti beschäftigte und die Uebersetzung der Odyssee ins Russische anfing; denn dadurch trat er, ,wenn er sich in sein Cabinet zurückzog, gleichsam aus der Malaria einer römischen Campagna in die scharfe Luft des russischen Continents zurück, und wenigstens auf einen Theil des Tages in seine alte Gedanken-Atmosphäre'[2].

---

[1] Denn von dieser Zeit spricht der Biograph S. 176.

[2] S. 177. 199.

In den Briefen Joukoffsky's, erst aus Düsseldorf und später aus Frankfurt, findet sich keine Spur von dieser ‚Malaria', wohl aber manches reizende Bild ehelichen Glückes. Er selbst singt von dieser Zeit:

Und jetzo ruhig ohne Wogen fließt
Durch's offene Land mein stiller Lebensstrom,
Und blickend in das Auge der Gefährtin,
Die mir zur Herzensheiligung Gott gegeben,
Und sehend, wie auf mütterlichem Schooße
Mein schönes Kind den Schlaf der Engel schläft,
Da fühl' ich tief im Innersten die Ruhe,
Die Viele suchen, Wenige nur finden.

Seine Briefe athmen den Ausdruck innerster Gottergebenheit bei den mancherlei Leiden, wie sie das Leben mit sich bringt und wie sie sich insbesondere durch öftere Krankheiten in der Familie des Dichters einstellten. Sein tiefreligiöses Gemüth faßte das Leben überall von seiner ernsten Seite auf. So schrieb er z. B. bei der Geburt seines Sohnes Paul am 19. Februar 1845: ‚Es ist wahr, ein Sohn ist die Fortsetzung des Lebens seines Vaters; beim Anblicke der Wiege eines Sohnes sieht man mit weniger trüben Augen auf das eigene Grab. Doch das sind eitle irdische Gedanken. Was bekümmert uns die Fortsetzung unseres Namens hier auf Erden — die Kinder haben für uns eine andere Bedeutung; durch ihre Erziehung sollen wir unsere eigene Seele für das künftige Leben vorbereiten, das erst gibt dem irdischen Glücke einen höhern, unvergänglichen Character. Gott stehe mir bei, ihnen ein solches Glück anzubahnen.'

In diesem Sinne erschien ihm das Leben in der Familie als ‚ein fortwährendes Sich-Aufopfern'. Aber, sagte er, ‚in seiner Selbstaufopferung liegt gerade das süße, heilige Ge-

fühl innerer Befriedigung, wenn die Seele das nur zu würdigen versteht und Kraft genug hat, sich dem Opfer ganz und gar hinzugeben. Die kleinen täglichen Widerwärtigkeiten nehmen viel mehr diese Kraft in Anspruch, als die sogenannten großen Begebenheiten des Lebens.' ‚Das christliche Leben', schrieb er mahnend an ein junges Brautpaar, ‚besteht nicht bloß aus Freude und Genuß, es ist voll Unruhe . . . allein diese Stürme läutern unser Herz, sie allein führen uns auf dem engen Pfade zum Ziele unseres Daseins: zur Demuth und zur Ruhe im Glauben. Seid dieser Stürme gewärtig, aber fürchtet Euch nicht!'

Der Dichter ging am Rhein und am Main bis zum Jahre 1852, wo er nach langem Leiden zu Baden-Baden an der Wassersucht starb, nicht allein den Eingebungen seiner Muse nach, sondern beschäftigte sich auch mit ernsten philosophischen und historischen Studien. Er schrieb eine große Anzahl von Abhandlungen: über philosophische Ausdrucksweise, historischen Stil, über die Kunst, über die Erziehung und Anderes.

Unter seinen poetischen Erzeugnissen dieses Zeitraumes verdient besondere Erwähnung die in Rußland als meisterhaft anerkannte Uebersetzung der Odyssee, durch die er die antike hellenische Poesie in ähnlicher Weise auf vaterländischen Boden verpflanzen wollte, wie er es mit der indischen durch die Uebersetzung von Nal und Damajanti gethan hatte. Das Werk ging aus der innersten Seele des Dichters hervor.

Joukoffsky bezeichnete die letzten Lebensjahre, die er im stillen Familienkreise mit seinem Homer zugebracht habe, als ‚wahrhaft glückliche'. ‚Lautlos, stumm arbeitete ich in dem Tempel der hellenischen Poesie; denn Niemand um mich herum verstand den Gesang des russischen Homer. Aber die Göttin

belebte mich mit jugendlicher Frische. Ein heiliges poetisches Gefühl erfüllte mich bei dem Vorhaben, den rein kindlichen Character der Dichtung wiederzugeben. Wenn in meinem Homer die harmonischen Klänge einst Rußlands Kinder erfreuen werden, so bleibt ein ewiges Denkmal von mir im Vaterlande. Jetzt freilich kennen ihn nur Wenige, in Europa bleibt er ganz ungekannt — er ist gleichsam ein Geheimniß, die Gegenwart hat ja keinen Sinn für homerische Poesie, aber eine Zeit wird kommen, wo sie wieder Anerkennung findet, denn ihr Geist ist ein lebendiger.' ,Von allen meinen poetischen Kindern', schrieb er im Jahre 1848 an den Großfürsten Constantin, der seinem Werke lebhafte Theilnahme widmete, ,wird die Odyssee wohl am längsten mich überleben. Die Poesie hat heutzutage viel von ihrem Credit verloren, zum Theil weil unsere eisenbahnliche und journalverrückte Zeit selbst nichts Poetisches an sich hat, zum Theil aber auch, weil die Dichter ihre Poesie in den Schmutz der Parteihändel, in den Sumpf des Unglaubens, in die Pfütze der unmoralischen Sinnlichkeit gezogen haben. Daher kann ich nicht hoffen, daß meine Odyssee auf die Menge der gegenwärtigen Leser einen tiefen Eindruck machen wird; ja, ich hatte auch gar nicht die Absicht, irgend einen Eindruck zu machen. Ich wollte nur einen Blick in die Urwelt der Poesie werfen, in jenes verlorene Paradies, wo es so leicht, so lebensfrisch sich athmen ließ. Homer öffnete mir die Pforten zum Paradiese und ich lebte glücklich in den Schöpfungen, von denen ein herrlicher Wohlgeruch, ein poetisches Geflüster so wohlthuend erschienen mitten unter dem Gewinsel und Gestank der aufrührerischen Menschenhaufen, der parlamentarischen Schwätzer, der falschen Poeten unserer Zeit.' Seinem innersten Gefühle nach glaubte er

in seiner Uebersetzung die bezaubernde ursprüngliche Einfachheit Homer's erhalten zu haben. ‚Wenn aber‘, sagt er, ‚diese ursprüngliche Poesie in meiner Odyssee bewahrt worden ist, so geht sie für die Nachwelt nicht verloren; denn sie hat Lebenskraft in sich selber. Sie wird fort und fort leben, wie die warmen Quellen, welche aus dem Innern der Erde hervorsprudeln und Gesundheit Denen verleihen, welche sie trinken.‘ ‚Um Ruhm und Lob habe ich mich nicht bemüht; aber mich freut der Gedanke, daß nach meinem Tode ein dauerndes Denkmal meines Lebens übrig bleibt, und daß in meiner wie in anderen Familien, wo ein Gefühl für Poesie erhalten ist, man gern beim Lesen meines Homer sich meiner erinnern und von dem Treiben der Welt erholen wird. Gedenkt doch der müde Wanderer im Schatten der Eiche am Brunnen mit Dank Dessen, der einstmals diese Eiche pflanzte und den Brunnen grub.‘

So rein, tief und innig, wie nur je ein Dichter, faßt Joukoffsky in seinen Briefen über die Odyssee das Verhältniß der Dichtkunst zur Religion und zum Leben auf. Man glaubt Adalbert Stifter zu hören, wenn er dem Großfürsten zuruft: ‚Das practische, thätige Leben reicht nicht aus — die Seele fordert Poesie und Glauben; erstere bringt das Himmlische zur Erde, letzterer erhebt sie vom Irdischen zum Göttlichen und ergänzt das so wenig Genügende, das so Unsichere.‘ . . . ‚Ich will nicht auseinandersetzen, was ich unter Poesie begreife — sondern vielmehr was die Folgen davon sind, wenn die Poesie das Dasein verläßt. Die gegenwärtige, Alles zerstörende prosaische Zeit zeigt Ihnen das. Alles Heilige, Göttliche ist vor dem handgreiflichen groben Materialismus geschwunden; der unbedingte Glaube wird verlacht, nur was Vortheil bringt, wird geachtet. Und

was ist aus der bürgerlichen Ordnung geworden, seit die Poesie geschwunden ist? Die Ordnung beruht auf Glauben an Gott, an die Legitimität der Obrigkeiten, auf Achtung vor Gesetz und Pflicht, d. h. auf dem uneigennützigen Gehorsam des Herzens, das frei sich der heiligen Poesie hingibt. Ich habe einmal gesagt:

Es offenbart in unsern heiligen Träumen
Sich hier auf Erden Gott als Poesie,

und das scheint mir mathematisch wahr. Gott ist die Wahrheit, zu ihr führt der Glaube, deren Ziel jenseits des Lebens liegt. Die Poesie, wenn sie heilig ist, führt auf irdische Weise zu demselben Ziel, zu Gott und zur Wahrheit. Was in unheiligen Träumen sich offenbart, das ist der Geist der Finsterniß.' Aber ,nicht das Versemachen ist schon Poesie. Poesie ist der lebendige Geist, welchen Gott über seine ganze Schöpfung ausgegossen hat. Viele mögen diesen Geist dunkel fühlen — aber nur Wenige sind befähigt, ihn in Worten, Farben, Marmor u. s. w. auszudrücken. Dazu ist Begeisterung nöthig, welche aber auch nicht immer in Versen sich ausspricht . . . Wenn der Glaube das unvollkommene Irdische ersetzt und unserer Seele das darbringt, was hier uns fehlt, dann schmückt Poesie das Leben aus, erwärmt die Seele und stärkt sie. Gott erhalte Ihnen diese Poesie der Seele.'

Sein letztes großes Gedicht ,Ahasverus', welches Fürst Wansemsky für das vorzüglichste aller seiner Werke erklärt, ja ,vielleicht für das Beste der ganzen russischen Poesie', blieb unvollendet. Joukoffsky wollte darin, wie er schreibt, ,nicht nach der Art des Eugen Sue einen albernen Roman darstellen, um die Phantasie mit poetischen Bildern zu reizen',

sondern Ahasverus, der ewige Jude, sollte in seiner Lebens- und Leidensgeschichte den Durchbruch festen, innigen Glaubens in einer vom Unglauben gepeinigten Seele schildern; er sollte darstellen, wie der Mensch durch Leiden und Unglück ‚zum höchsten Gute auf Erden, zum Glauben‘, geführt werde und darum Leiden und Unglück als ein besonderes Geschenk der göttlichen Gnade betrachten müsse.

‚Glauben, Thatkraft und Geduld‘ galten ihm als die höchsten Errungenschaften. ‚Alles im Leben ist Mittel zum Großen! — Leid und Freude führen zu einem und demselben Ziele.‘

‚Joukoffsky‘, schrieb Radowitz einmal an einen Freund, ‚ist einer der reinsten und edelsten Menschen, die mir im Leben begegnet sind; Wohlthun ist seine größte Freude, und mir ist schon jedes Gespräch mit ihm wohlthuend; als Dichter wird er leben, so lange noch wahre Poesie auf Erden lebt‘:

In Tausenden lebt dein Gedanke fort!
Und mag in Nacht, was irdisch ist, entgleiten,
Du hast gelebt und lebst für alle Zeiten,
Denn nie verhallt des ächten Dichters Wort.

III. Politische und kirchliche Ansichten der preußischen Diplomaten Nagler und Rochow.

Die von Ernst Kelchner und Carl Mendelssohn veröffentlichten Briefe der preußischen Diplomaten Ferdinand Friedrich von Nagler [1] und Theodor Heinrich Rochus von Rochow [2] sind von verschiedenen Blättern officiöser und liberaler Richtung, denen der Inhalt unbequem, als unbedeutend und gehaltlos bezeichnet worden. Es hat nicht an unliebsamen Ausdrücken gefehlt gegen die Herausgeber, welche kein Bedenken getragen, solch' ,veraltete Waaren' auf den literarischen Markt der ,lebensfrischen Gegenwart' zu bringen. Wir unserseits sind anderer Ansicht über diese Briefsammlungen und möchten sie jedem Geschichtsfreunde, der auf Erhebung und Erquickung für Geist und Gemüth verzichten kann, wenn er nüchterne Belehrung findet, zur Lesung empfehlen. Denn Belehrung über eine Zeit, die in Vielem Aehnlichkeit hat mit der gegenwärtigen, bieten sie in mannigfacher Beziehung dar. Sie verdienen um so mehr beachtet zu werden, weil wir von damaligen preußischen Politikern nur äußerst dürftige Nachrichten aus erster Hand besitzen.

---

[1] An einen Staatsbeamten. 2 Bde. Leipzig 1869.

[2] An den preußischen Generalpostmeister von Nagler. Leipzig 1871. An einen Staatsbeamten. Frankfurt 1873.

Beide Briefschreiber sind Diplomaten aus der alten preußischen Zucht; unverbrüchlich treu im Dienste ihres Königs, für den wohl gar die Benennung ‚unser angebeteter Herr' vorkommt. Sie sind sparsam, knapp, Feinde aller unnützen Verschwendung. Selbst tüchtig eingeschult, wollen sie überall schulmeistern und drillen, bleiben aber auch, als Muster für ihre Untergebenen, so unausgesetzt thätig in ihrem Arbeitszimmer, daß Nagler in seinem einundsiebenzigsten Jahre an seinen Vertrauten im Tone der Klage berichtet: ‚Fürst Wittgenstein ist kräftiger als ich; ich möchte alle sechs bis acht Stunden eine Viertelstunde faulenzen.'

Worauf die unausgesetzte Thätigkeit beider Männer gerichtet war, werden wir im Verlaufe unserer Darstellung sehen; bemerken möchten wir aber gleich Eingangs, daß Rochow, wenn er auch mit Nagler in Vielem gleiche Wege ging, doch eine viel edlere Natur war und sich im innersten Wesen von demselben unterscheidet. Er erscheint besonders in den Briefen aus der Revolutionszeit als ein wirklicher Ehrenmann und als unerschrockener Wahrheitszeuge gegenüber dem fanatisirten preußischen Militarismus, der damals das schwere Unglück eines Bürgerkrieges über Deutschland herbeizuführen drohte.

Rochow war ein ächter Legitimist, Nagler dagegen ein bloßer Utilitätspolitiker.

I.

Nagler's Briefe erinnern an die Briefe Bunsen's. Freilich besaß Nagler weder die geistige Begabung, noch die vielseitige Bildung, noch das faltenreiche Wesen Bunsen's; auch findet man bei ihm nicht eine Spur von dem unverkennbar

romantischen Anstrich Bunsen'scher Staatskunst. Er war ein bloßer dürrer Bureaucrat, welcher die Roheit seines Denkens und Empfindens, der er in seinen Briefen den freiesten Lauf läßt, durch eine äußerliche, gesellschaftliche Glätte vor der Welt zu verdecken suchte, und während er jede edlere Geistesrichtung mit rücksichtslosen Polizeimaßregeln niederhielt, durch Liebhabereien für allerlei ‚Kunstgenüsse‘ als Beförderer der ‚modernen Cultur‘ angesehen sein wollte. Jedoch in Einem Punkte stimmte er mit Bunsen vollkommen überein, nämlich in seinem Hasse gegen die katholische Kirche, deren neu erwachtes Leben und geistige Bethätigung ihm als ‚Teufelsspuk‘ vorkam und Tag und Nacht wie ein Gespenst seine Bureaucratenseele beunruhigte.

In diesem Haß glich Nagler auch dem Varnhagen von Ense, an dessen Tagebücher man ebenfalls bei Lesung der Briefe unwillkürlich erinnert wird. Nagler's Briefe können unseres Erachtens zum Belege dafür dienen, daß Varnhagen in seinen Tagebüchern nicht bloß ein Denkmal der Uebellaune und der Scandalsucht aufstellte.

Allerdings kann der stildürre Nagler in formeller Beziehung mit dem ‚Musterstilisten‘ Varnhagen, den Fürst Metternich allen Ernstes ‚ohne Frage die erste Feder in Deutschland‘ nannte, keinen Vergleich aushalten. Aber an Neid und Rachsucht steht er ihm ebenbürtig zur Seite, und die geistige Verwandtschaft Beider offenbart sich auch in ihrer gemeinsamen Vorliebe für die Anwendung der niedrigsten Schimpfwörter, als ‚Schuft‘, ‚Lump‘, ‚Canaille‘, ‚Schurke‘, ‚Hund‘, ‚Bestie‘ u. s. w., die Nagler so gut wie Varnhagen mit seltener Fertigkeit auf alle seine Gegner ausschüttete. In Nagler's Briefen, hieß es in der Beurtheilung eines Berliner Blattes, ‚zeigt sich nirgends ein höherer Aufschwung

des Geistes und eine andere Tiefe der Empfindung, als die des brutalen Hasses gegen alle Gegner. Daß eine solche Erscheinung der preußischen Bureaucratie einmal in ihrer vollen Nacktheit vor uns hingetreten ist, muß von großem Nutzen sein. Wir lernen daraus erst recht begreifen, weßhalb die Entwicklung unserer Geschichte seit 1819 eine so dürftige war, und weßhalb deren reiche innere Kraft auf so rohe Weise niedergehalten und unterdrückt wurde'. Uebrigens erscheint Nagler's ganze ,Action' nur als eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was wir an bureaucratischen Willkürmaßregeln und Gewaltthaten gegen die Kirche Gottes in den siebenziger Jahren erlebt haben.

Die Briefe beginnen mit dem Jahre 1824 und reichen bis 1846. Innerhalb dieses Zeitraumes fällt Nagler's einflußreichste Wirksamkeit. Als Generalpostmeister leitete er von 1823 bis 1846 das ganze preußische Postwesen; neben dieser Stelle bekleidete er von 1824 bis 1835 das Amt eines preußischen Bundestagsgesandten und von 1835 bis 1846 das eines preußischen Ministers.

Gerade in der Zeit, als Varnhagen seine ersten ,pikanten' Enthüllungen niederschrieb, stand Nagler als leitender Staatsmann da und hatte das Ohr des Königs. ,Wenn er deßhalb', bemerkt Mendelssohn, ,in diesen Briefen seine Ansichten über das Verhältniß zu den katholischen Mächten, über den Kölner Erzbischofsstreit, über die hannöverische Verfassungsfrage ausspricht, so vertritt er damit den damaligen Standpunkt der preußischen Regierung. Freilich hütet er sich, denselben in längerer Ausführung zu erörtern; philosophische Räsonnements sind seine Sache nicht; nach Bureaucraten-Art begnügt er sich mit einem kurzen, oft derben Schlagwort, so daß seine Briefe gewissermaßen als

politisch-sociale Tagbefehle anzusehen sind, nach denen der Vertraute, dem er schreibt, sich zu richten hat. Er läßt sich aber darin in unbefangenster Weise gehen.' Dieser Vertraute war der Hofrath Kelchner in Frankfurt, der seit Nagler's Ernennung zum preußischen Bundestagsgesandten dessen ‚Factotum' und während Nagler's häufiger Abwesenheit von Frankfurt die eigentliche Seele der preußischen Gesandtschaft war.

Der deutsche Bund hatte nach Nagler's Anschauungen nur eine rein polizeiliche Aufgabe gegen Burschenschäftler, Turner und Journalisten. Darum suchte der Diplomat von Frankfurt aus eine Art Aufsichtsbehörde über den öffentlichen Geist in Westdeutschland zu begründen. Zu Anfang des Jahres 1832 erließ er eine Denkschrift über die Frage: ‚durch welche Mittel die Autorität des Bundes in der öffentlichen Meinung zum Heile von ganz Deutschland befestigt und insbesondere das hierzu erforderliche Ansehen der Bundesversammlung als Organ des Bundes auf eine ihrer Bestimmung angemessene Weise fester begründet werden könne'.

Um ‚unter den aufgeregten und bedrohlichen Zeitumständen durch unmittelbaren Verkehr der betreffenden Behörden die Uebersicht in politischer und sicherheitspolizeilicher Hinsicht zu erleichtern', wurden die höheren Polizeibeamten angewiesen, dem königlichen Bundestagsgesandten von allen einigermaßen wichtigen Ereignissen, welche in ihrem Wirkungskreise vorkamen, Meldung zu machen. Die vorliegenden Briefschaften liefern den Beweis, wie aufmerksam Nagler die Bewegung des öffentlichen Geistes zu verfolgen pflegte, wie selten ihm eine Thatsache, ein Zeitungs-Artikel, die Aeußerung irgend eines hervorragenden Mannes entgingen, welche polizeilichen

Werth für ihn hatten. Seine Berichte an das Ministerium sind voller Klagen über den aufrührerischen Geist, der sich namentlich in den württembergischen Blättern breit mache, und über die Saumseligkeit und Nachsicht der württembergischen Censur. Auch die Correspondenzen der Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung' aus Preußen waren ihm ein schwerer Stein des Anstoßes [1]. Weil er überall wie auf der Lauer lag und spionirte, war er begreiflicherweise in den Kreisen der freier denkenden Diplomaten nicht gern gesehen.

Wie wenig beliebt er bei den Angestellten der eigenen Gesandtschaft war, erfahren wir aus einer Mittheilung des Gesandtschaftssecretärs Kombst: in Nagler's Hause sei von ‚einem Mitgliede der Gesandtschaft in Gegenwart und unter Beifall der anderen ausgesprochen worden: daß es ein glücklicher Tag für das Personal sein werde, wo man in scheinbarer Trauer der Leiche des gegenwärtigen Chefs zu folgen haben werde'.

In Frankfurt selbst las Nagler's Geschäftsführer Kelchner täglich für den Gesandten alle Zeitungen durch und strich ihm alle Stellen und Namen an, die Berücksichtigung verdienten. Während Nagler schlief, wühlte Kelchner in den Massen der Zeitungsblätter, bemerkte sich Namen oder bezeichnete die betreffenden Stellen, die Stoff zu Berichten oder Nachforschungen geben sollten. Am folgenden Tage war dann die ganze Gesandtschaft in Bewegung. Kelchner ging nach persönlichen Erkundigungen aus, und die anderen Beamten waren mit dem Entwurf der Berichte oder mit Abschreiben beschäftigt.

Dafür ward dem unablässig thätigen Manne auch ein großartiges Vertrauen zu Theil. In tiefstem Geheimniß ging die ganze Correspondenz des geheimen Cabinets durch

[1] Vergl. S. XIV.

Kelchner's Hände. Er mußte dem Chef die nöthigen Andeutungen über alle Hauptgegenstände machen, und ehe er nicht zu Rathe gezogen war, geschah Nichts. ‚Diesem Unentbehrlichen gegenüber schwand das Mißtrauen, das Nagler sonst beseelte und das er auch vertrauten Zuträgern wie den Hofräthen Berly und Rousseau gegenüber nicht ganz verleugnete. Alle Berichte, die von den preußischen Postämtern an Nagler eingeliefert werden mußten, stellte dieser seinem Factotum zu Gebot, um gegebenen Falls den nöthigen Gebrauch davon zu machen. Kelchner erhielt und vollzog Aufträge, das königliche preußische Haus betreffend; er bewährte seine Vielgewandtheit in den unerquicklichen Händeln, welche der Vermählung des Kurprinzen von Hessen mit der Lehmann folgten; die Beförderung des Briefwechsels zwischen Mutter und Sohn, die Abschließung eines Anlehens ward ihm anvertraut. Die polnische Revolution bot ihm Gelegenheit, sich dem russischen Gesandten von Anstett gefällig zu erweisen. Er war Tag für Tag von dem, was in Warschau geschah, unterrichtet, und als er dem Gesandten die endliche Nachricht des Falles von Warschau überbrachte, umarmte dieser den getreuen Kelchner mit dem Ausruf: ‚Sie darf mein Kaiser nicht vergessen!‘ [1]

Große Belohnung hat Kelchner für seine Mühen nicht davongetragen. Wie wir hören, haben sich auch die geheimen Berichte Kelchner's an Nagler aufgefunden; eine Veröffentlichung derselben wäre sehr erwünscht.

Vorzüglich zweckdienlich für die polizeiliche Ueberwachung des öffentlichen Lebens war in Nagler's Augen das ‚Brief-

---

[1] S. XXII—XXIII.

erbrechungsmittel', welches er als Generalpostmeister in großem Maßstabe selbst übte und betreiben ließ.

In Saarbrücken saß Opfermann, der die französischen Depeschen öffnete und ‚perlustrirte', und Briefe, die von Bedeutung waren, an Nagler schickte. Nagler wurde von diesem so gut bedient, daß er unter Anderm die Nachricht über die Julirevolution dem Könige zwei Tage früher mittheilen konnte, als der preußische Gesandte in Paris. In Wetzlar war der Landrath von Sparre für Nagler thätig; von allen Orten, wo preußische Postbeamte saßen, mußten alle Schriften, die für den Chef in politischer oder socialer Beziehung von Werth sein konnten, eingesandt werden. Nicht allein auf das Publicum, sondern auch auf das Personal seiner eigenen Gesandtschaft erstreckte Nagler seine polizeiliche Aufsicht: er trug nicht die geringste Scheu, die Briefe der Beamten, welche mit den Depeschen der Gesandtschaften ankamen und abgingen, öffnen zu lassen, um auf diese Weise auf's Genaueste von allen Beziehungen unterrichtet zu sein, in welchen die einzelnen Gesandtschaftsmitglieder etwa stehen könnten.

‚Ein für allemal steht fest,' beauftragte Nagler am 21. Juli 1833 Kelchner, ‚daß Sie wie früher die Post- und Courier-Paquete öffnen, und die Briefe 2c., die darin sind, befördern. Hr. v. W. darf nicht wissen — daß sein neulicher (übrigens unerheblicher Bericht) den Umweg hierher gemacht hat. Senden Sie die Berichte jedesmal weiter, und melden mir den Inhalt nur ganz im Allgemeinen.' [1]

Kelchner berichtet einmal, wie er eine Depesche an den preußischen Gesandten in Carlsruhe, Herrn von Otterstedt,

[1] Bd. 1, 125.

so eingerichtet habe, daß sie beim Oeffnen zerstört werden müsse. Also selbst die Depeschen und Privatbriefe an die preußischen Gesandten und deren Rückschreiben wurden geöffnet und ‚perlustrirt'. Man begreift jetzt die Klagen Barthold Georg Niebuhr's, welcher als Gesandter in Rom am 28. August 1819 an seine Freundin Hensler schrieb: ‚Es sind sogar die Schreiben der geistlichen Behörden, die ich bekomme, plump geöffnet und werden unterwegs aufgehalten: worüber ich bei meinem Ministerium bittere Klage geführt habe; es geschieht vermuthlich zu Frankfurt.' Ebenso klagte er am 19. Februar 1820: ‚Ich schrieb Dir vor vierzehn Tagen unter Einschluß und will hoffen, daß der Brief so dem Brieferbrechungscomptoir zu Fr(ankfurt) entgangen sein wird; denn Deine Briefe werden mir unterschlagen.' [1]

‚An die albernen Brieferöffnungsscrupel', erklärte Nagler am 6. August 1842, ‚habe ich mich nie angeschlossen und der dummen Bosheit Geschwätz dieser Art überlassen.' Er pflegte zu erzählen, wie der Meister in solchen Dingen der Großfürst Constantin gewesen sei. Dieser habe ihn einmal weitläufig davon unterhalten und geäußert, daß er wahrscheinlich die ausgesuchteste Sammlung von unterschlagenen Briefen besitze. ‚Er habe sie in Maroquin binden lassen, und sie machten in 33 Bänden seine Cabinetsbibliothek und interessanteste Lectüre aus' [2]. Nachgerade besorgte Nagler selbst, daß der von ihm empfohlene und geübte Brieferbrechungsunfug auf seinen eigenen Briefwechsel ausgedehnt werde, und meldete seinem Vertrauten nicht ohne

[1] Lebensnachrichten 2, 411. 426.

[2] Vergl. Kombst, Der deutsche Bundestag 61—62.

Beklemmung für die Zukunft: ‚Bis jetzt sind Ihre Briefe mir unversehrt zugekommen.‘ [1]

Ebenso großartig wie das geheime Polizeiwesen wurde das Denunciantenthum betrieben und gefördert. Kelchner hatte die besondere Aufgabe: mit Denuncianten, welche für preußisches Geld sogenannte ‚Geheimnisse‘ verkauften, zu verkehren.

Zu diesen Denuncianten zählten in erster Reihe z. B. Dr. Schlottmann und Amtsberg. Was wir über den Verkehr mit diesen erfahren, ist für das damalige Diplomatenthum und die Art damaliger ‚Regierungskunst‘ allzu bezeichnend, als daß wir nicht dabei einige Augenblicke verweilen sollten.

Schlottmann war ein in der damaligen politischen Welt bekannter Schwindler, der früher als Arzt im Meiningischen thätig gewesen war, dann lange Jahre sich in Frankreich und Deutschland umhertrieb, sich allerlei Kenntnisse über vornehme Persönlichkeiten aneignete und im Besitze wichtiger ‚Staatsgeheimnisse‘ zu sein behauptete. Von Frankfurt aus, wo er sich niedergelassen, wandte er sich an den Fürsten Wittgenstein in Berlin und an Nagler, und Letzterer schrieb nun an Kelchner im October 1827: ‚Hierbei wieder zwei Briefe Schlottmann's, und ein Brief vom Fürsten an Sie nach meinem Antrage. Leiten Sie jetzt Alles ein —, und öffnen Sie ihm das Herz. Beobachten Sie ihn genau. Gibt er erhebliche Notizen und ist die Noth groß, so können Sie ihm im äußersten Falle 100 Reichsthaler (als ein Privatvorschuß von Ihnen) geben. Machen Sie sich bei

[1] Nagler's Briefe 1, 275 und 2, 222.

Schlottmann geltend als Vertrauter des Fürsten W.' Und später: ‚Es liegt mir sehr daran, daß Sie sich ohne alles Aufsehen und ohne Mitwisser mit dem dort privatisirenden Herrn Dr. Schlottmann in Verbindung setzen und mittelst Vorzeigung gegenwärtiger Legitimation von demselben Alles, was er mir mitzutheilen die Absicht hat, mit Aufmerksamkeit auffassen und mir auf bekannte sichere Weise mittelst schriftlichen Aufsatzes zukommen lassen.'

Ausführlich meldet darauf Kelchner am 9. October ‚unterthänigst':

‚Hohem Befehle vom 5. d. zufolge begab ich mich heute Morgen um 9 Uhr nach der Vorstadt Sachsenhausen, um den Doctor Herrn Schlottmann aufzusuchen. Ich fand denselben zu Bette liegend und über Kopfgicht klagend. Derselbe hatte sich den Bart wachsen lassen und scheint er sich für den jetzigen Moment, nach Schlabrendorff'scher Manier, zum Einsiedler mitten im Getreibe machen zu wollen. Nachdem ich auf den Gegenstand meines hohen Auftrags — nach etwas weiten Umwegen — aufmerksam gemacht und er sich versichert hatte, daß ich kein schwarzer Rabe sei, so erklärte er mir, daß die Gegenstände seiner Mittheilung von einer solchen Wichtigkeit seien, wie sie lange nicht für Preußen gewesen, daß es rein unmöglich sei, durch Uebertragung solche nach Berlin zu fördern, und daß er dringend wünschen müsse, daß ihm ein Paß zur Hinreise ausgehändigt werden möchte. Nachdem ich ihn umständlich auf die Sicherheit meiner Expedition aufmerksam gemacht, auch durch einzelne Anklänge ihm deutlich bewiesen, daß ich von manchen seiner Mittheilungen Spuren wüßte, auch ihm zu verstehen gab, daß man sich schwerlich zu einer Paß-Ertheilung verstehe, wenn man nicht im Allgemeinen wisse, was seine Mit-

theilungen beträfen: so entschloß er sich zur Angabe folgender Punkte, worauf ich ihm durch Handschlag jedoch gleichfalls versprechen mußte, zu schweigen, was ich wohl ohne Beschadung thun konnte:

„„Fürst Metternich bietet Alles auf, Preußen in seinem Aufschwunge zu hemmen und Rußland durch Verschworene in seinem Herzen zu zerfleischen. Dieß zu bewerkstelligen, sind Wege eingeschlagen, es koste, was es wolle: 1) Seine Durchlaucht den Herrn Fürsten von Wittgenstein von der Person Sr. Majestät des Königs zu trennen, und zwar auf immer; mit dem Herrn Fürsten fällt natürlich Alles mit, was zu seinem Systeme gehört. 2) General Langenau ist Metternich's einziger und getreuer Mephistopheles, alle übrigen sind Handlanger, selbst Baron Münch steht auf dieser Stufe. Die Polizei ist bis auf den höchsten Punkt ihrer Vervollkommnung gebracht, Alles ist in ihrem Solde, man geht so weit, daß Gift und Dolch in der Luft schweben. 3) Aufgebot der Jesuiten, um dem Katholicismus den Sieg über das reine Evangelium zu verschaffen. Es werden überall Jesuitenlogen (!) errichtet, welche in geistliche und weltliche sich abtheilen. Die Frankfurter ist complet hergestellt und wirkt bereits bestens. Man benutzt den Willen Sr. Majestät des Königs wegen Einführung der Agende, um dessen evangelische Unterthanen im Schwanken zu erhalten. 4) Graf Nesselrode ist der Sturz bereitet."

‚Dieß seien die Punkte, worauf sich seine weitläufig zu machenden Aufklärungen gründeten. Uebrigens wäre gegenwärtig nicht zu berechnen, ob der Ausbruch in einem, zwei oder drei Jahren stattfinden werde; dieß hänge einzig von Ereignissen und der Vorsehung ab, die Alles zum Besten führe. Indessen Preußen und durch dasselbe den Kaiser

Nikolaus zu warnen, dieß fühle er sich bei seinem wahrscheinlich nicht lange mehr bevorstehenden Lebensende verpflichtet.‘

Zu der ‚Enthüllung‘ über die Jesuiten bemerkte Kelchner selbst: ‚ad 3 ist nichts Anderes als die Zusammenkunft bei Overkamp mit Eckstein, Görres rc.‘

Mit schlauer Berechnung gab Schlottmann Anfangs vor, daß ihn ‚Geld nie glücklich gemacht‘ habe, daß er von Preußen keine Geldmittel, sondern lediglich einen ‚Ministerial-Paß zu einer Reise nach Berlin wünsche, um dort mündlich die gewußten Berichte zu machen‘. Nachdem aber der Paß angekommen, stellte sich unerwartet das Bedürfniß nach ‚Reisemitteln‘ ein, und Schlottmann verlangte ‚unverzüglich 150 Florin Rheinisch‘.

‚Ich habe‘, berichtet Kelchner am 14. October, ‚den Dr. heute Morgen besucht. Er dankte für mein Entgegenkommen. Heute habe er nur zu melden, daß vor ein paar Tagen ein Jesuite aus Berlin bei ihm gewesen, der Verschiedenes hin- und hergeredet und endlich auch auf die Post gekommen sei. Euer Excellenz möchten diesen Winter scharf aufsehen, „die Gegenpartei sei ernstlich beschäftigt, das Poströcklein Hochdenselben auszuziehen“. Er bittet, dem Fürsten Wittgenstein zu sagen, er möge dießmal nicht lange sich besinnen, sondern den Paß ihm bald senden.‘ Am 27. fügt Kelchner über die von Schlottmann (in den Briefen wird dieser häufig als Agst bezeichnet) ‚enthüllten‘ Wiener Pläne hinzu: ‚Die Sache ist nicht leer. Ueberall finde ich Anklänge über die Verhältnisse zu Wien und den davon ausgehenden Zweigen — die meinen seit Jahren gestellten ruhigen Beobachtungen eine Bestätigung geben, daß ich nicht unrecht gesehen habe. Ich gebe gerne zu, daß der Agst aus erhitzten Köpfen ge-

schöpft haben mag; allein daß ein großer, weitumfassender Plan im Werke, daß man mit Schnellschritten seit ungefähr einem halben Jahre vorwärts geht — dieß ist nicht mehr abzuläugnen. Wien scheint mit dem Herzoge von Reichstadt Pläne zu haben. Daher möchte es gut sein, diesen Gegenstand genau in's Auge zu fassen. Euer Excellenz Höchstselbst betreffend, habe ich Nichts unterlassen, um ihm etwas Bestimmtes zu entlocken, indessen ebenso vergebens. Er lasse sich Hochdenselben zu Gnaden empfehlen. Er bitte, ihn nur zur Audienz zuzulassen, und der alte akademische Bürger werde gehorsamst Eurer Excellenz den Schlüssel zu den Manoeuvres in Dero Hände niederlegen. Bis dahin also bleibt Agst mystisch.‘ Nur hatte Kelchner das Glück, aus Schlottmann ‚herauszubringen‘, daß dieser, ‚wenn der Fürst von Wittgenstein Durchlaucht nicht in seine Anträge eingegangen wäre, sich an Minister von Stein gewendet haben würde. Einleitungen waren schon hiezu getroffen, davon habe ich mich überzeugt, und zwar durch Herrnhuter-Pfarrer Stein. Wie fatal dieß geworden, davon läßt sich Vieles denken. Nach meiner Ansicht ist es gut, wenn Agst in Berlin ist. Man muß ihn völlig auspumpen — ja nicht schnell wieder laufen lassen. Den Grafen Bentzel hat er vorgestern gesehen. Agst will, wenn Fürst Wittgenstein Durchlaucht einverstanden ist — von Berlin nach München, woselbst ihm Vieles zu entziffern versprochen. Vor Berly warnt er. Er sei ein falscher Prophet, in den Händen Frankreichs. Wiederholt behauptet er steif und fest, es gingen große Dinge vor. Die preußischen Diplomaten im Auslande sähen nichts und könnten im jetzigen Momente auch nichts erfahren, da auf Niemand in der ganzen Welt mehr aufgepaßt würde als auf Preußen und Russen.

Dazu komme, daß diesen Herren durchaus keine Geldmittel für bedeutende Aufpasser zu Gebote stünden. Das englische Cabinet sei in diesem Augenblicke völlig in der Tasche Oesterreichs. Ein Sieg, den die Fürstin Esterhazy davongetragen.‘ Am 1. November folgt Kelchner's ‚Enthüllung‘, daß er dem Schlottmann die verlangten Gelder ausbezahlt habe. ‚Euer Excellenz werden Seine Durchlaucht den Fürsten von Wittgenstein gnädigst veranlassen, umgehend diesen Ersatz zu leisten. Der Agst empfiehlt sich Euer Excellenz zu Gnaden. Derselbe ist heute Morgen pünktlich abgereist.‘

Während Schlottmann nun zur Aufdeckung zukünftiger weltgeschichtlicher Ereignisse nach Berlin auf Reisen gegangen war, zeigte sich in Frankfurt ein Vorbote der bevorstehenden Welterschütterung. Kelchner verfehlte nicht, seinem Chef gehorsamst mit großer Beklommenheit davon Meldung zu machen. ‚Herr von Bülow sagte mir, daß er gestern Abend in der Soirée bei Herrn Baron Pechlin Baron von Rothschild sehr niedergeschlagen gefunden habe.‘ Worauf Nagler mit gleicher Beklommenheit sich die Frage stellte: ‚ob es gut sei, mein bischen Geld dort (in Frankfurt) zu haben‘.

Inzwischen meldete sich ein zweiter Ehrenmann vom Schlage Schlottmann's, Namens Amtsberg. Er brachte dem Agenten Nagler's ‚unter dem Siegel des größten Geheimnisses‘ ein Manuscript aus Oesterreich, von dem ‚dort nur neun Exemplare gedruckt werden sollten, von welchen vier für Preußen, vier für Oesterreich und eines für den Verfasser bestimmt waren‘. Amtsberg, ebenso reich an Staatsgeheimnissen wie Schlottmann und ebenso geldbedürftig, verlangte, daß sein Werk dem Könige von Preußen un-

mittelbar übergeben werde, und Kelchner schrieb: „Ich glaubte dasselbe nicht zurückweisen zu dürfen, denn dieses Memoire wäre entweder auf anderem Wege doch an Euer Excellenz gekommen; oder dasselbe wäre nach Berlin durch andere Hände gekommen und Euer Excellenz hätten so bald nichts erfahren, was mir nur sehr unangenehm hätte sein können, da ich denn doch bereits früher eine sichere Spur davon hatte. Ist es schädlich, so liegt es in Eurer Excellenz hoher Weisheit, dafür zu sorgen, daß es auf seine Urheber zurückwirke — führt's zum Guten, so wird es durch Eurer Excellenz stets dem Vaterlande wohlwollende Gesinnung seine Stelle finden.' Nagler erwiderte: ‚Das Paquet an den König werde ich, wenn Hr. A. es wünscht, abgeben lassen. Allein das Beginnen ist weniger gut berechnet als gemeint. Der König wird die Erinnerung an das Religions-Edict für Tadel der Agende halten, die doch kein Religions-Edict ist. Der König von Schweden wird wie ein Ritter erster Reinheit dargestellt und benimmt sich überall gemein. In Leipzig soll er von einem Hausknecht geprügelt worden sein.' Weil auch der Kaiser von Rußland in der Schrift eine ‚gekrönte Drehpuppe' genannt war, so trug Nagler einiges Bedenken, ‚solche an des Königs Majestät abgeben zu lassen'. ‚Ich kann den Inhalt redlicher Weise nicht ignoriren, aber ebenso wenig geeignet finden zur Angabe an Se. Majestät durch mich. Ich würde besser gefunden haben, wenn Hr. A. die Schrift ohne Weiteres an Se. Majestät (ohne dazu zu schreiben) gesandt hätte. Der König ist des Kaisers von Rußland Schwiegervater. Der Kaiser beweist ihm das höchste Vertrauen. Dergleichen politische Schriften werden kurzweg dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugesandt.' Kelchner aber setzte durch, daß dem Könige

die Schrift zu Händen kam. ‚Die Pièce‘, schreibt er, ‚ist immerhin großartiger Natur und enthält, abgerechnet des schwerfälligen Styles (der mir angenommen zu sein scheint), stellenweise bedeutende Wahrheiten und treffliche Winke. Uebrigens ist sie österreichischer Natur, des bin ich gewiß.‘ ‚Auch die Erklärung des ehemaligen Königs von Schweden zum Ritter der Reinheit spricht gänzlich im österreichischen Systeme und ist bekanntlich ein Steckenpferd des Kaisers. Uebrigens kann man sich nicht zu Berlin über undelicate Behandlung der Person Sr. Kaiserlich Russischen Majestät beschweren; es ist im ganzen Wesen eine starke Linie zwischen Individuum und Staats-Maximen gezogen.‘

Aber trotz Allem war Kelchner wegen Schlottmann's und Amtsberg's von einer gewissen Angst befallen, und schrieb ‚unterthänigst‘ an Nagler: ‚Bei dieser Gelegenheit bemerke ich unterthänig, daß ich persönlich mit Agst erst seit dem Schreiben und Befehl des Herrn Fürsten von Wittgenstein in Berührung gekommen; früher nie. Es ist ganz gegen meinen Grundsatz, mit solchen Leuten Bekanntschaft zu machen. Ich habe sie stets geflohen. Erfordert es der Dienst, wie in der letzten Zeit — dann leiste ich gehorsam Folge. Man bürdet mir im Publicum ohnehin Vieles auf, was wahrscheinlich von böser Hand ausgestreut ist, und ich muthig verachte. Daß das Geschick (ich kann's nicht anders nennen) so Vieles mir zugeführt, ist ein Anderes. Glücklich war ich nie dabei.‘

Er hatte in der That mit Schlottmann wenig Glück. Nachdem dieser von Berlin zurückgekehrt war, berichtete Kelchner am 5. Januar 1828: ‚Euer Excellenz melde ich ganz unterthänig, daß ich heute einen freien Moment wahr-

genommen habe, den Dr. Agst zu besuchen. Ich glaubte es den Verhältnissen angemessen, ihm durch ein spätes Besuchen den Schein irgend eines Empressements zu benehmen. Er lag zu Bette — die gewöhnliche Maxime, wenn die Finanzen schlecht stehen. Aus allen den Kreuz- und Quererzählungen, größtentheils unbedeutender Natur, ergab sich Folgendes: daß man ihn angehört, daß man seinen Aussagen Glauben beigemessen und die Folge gewesen, daß mehrere Couriere nach verschiedenen Orten abgesendet worden seien. Er habe somit seine Schuld an Preußen — oder der Menschheit — abgetragen und wünsche dem Staate alles Heil und Segen. Was er ausgesagt, bleibe Geheimniß. Euer Excellenz habe er sehr ernst gefunden — wahrscheinlich Folge Hochdero überhäufter Geschäfte.'

Hierzu lauten Nagler's Randbemerkungen: ‚Sie werden finden, daß er stumpf ist und lügt. Er hat bloß von jesuitischen Umtrieben etwas geschnattert — Vieles ohne Gehalt gesagt. — Ueber die österreichischen Menéen und jesuitischen Pfiffe gewarnt. — Auf eine Million Worte eine Sache. Nirgends ein Factum. — Die Couriersendung ist eine grobe Lüge. Er that, als wären wir in Erlangen Saufbrüder gewesen, und als bringe und wisse er tausend Geheimnisse. Es ergab sich aber nichts.' Daß Schlottmann mit dem Staatsminister von Schuckmann ‚so zufrieden gewesen und dessen ungemeine Thätigkeit bewundert' habe, fand Nagler natürlich; denn Schuckmann habe ihm ‚das Geld herausgerückt'.

So hatte denn Schlottmann den weisen Diplomaten geprellt. Wie aber dennoch Schlottmann's ‚Geschnatter' über ‚jesuitische Umtriebe' Nagler's Phantasie entzündete, werden wir später hören, nachdem wir erst über dessen Verhältniß

zu dem schon erwähnten Gustav Kombst, der unter ihm eine Zeitlang als Secretär bei der preußischen Bundestags-gesandtschaft angestellt war, Einiges mitgetheilt haben.

Kombst wurde von Nagler nach einem Streite mit einem ‚Günstling' desselben [1] entlassen, und flüchtete, um seine persönliche Sicherheit besorgt, nach der Schweiz und Frankreich. Er hatte sich während seiner amtlichen Thätigkeit Abschriften von vielen politisch bedeutenden Actenstücken verschafft und veröffentlichte dieselben im Jahre 1835 in Straßburg unter dem Titel: ‚Authentische Aktenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes zur Aufklärung der hochverrätherischen Umtriebe der deutschen Fürsten.' Später ließ er noch andere Schriften folgen [2], worin Nagler auf das Heftigste angegriffen und als eitel, unfähig u. s. w. bloßgestellt wurde.

Nagler's Furcht und Ingrimm waren seitdem grenzenlos.

‚Eine saubere Bescheerung', schreibt er am 14. Juli 1835 an Kelchner, ‚zum Beschluß meiner Gesandtschafts-Laufbahn.' ‚Bei Rücksendung des Communicats und einer Abschrift der Inhaltsstücke werden Sie mir schreiben, aus welchen Acten der Dieb jedes Stück gestohlen hat? Ich wollte, er hätte manche aus Berlin mitgenommen. An Auslieferung ist nicht zu denken. Man sollte aber versuchen, den Buben in die Gewalt zu bekommen.' Auf Kelchner's Antwort: ‚Zu arretiren wird er nicht sein, denn ich halte ihn für einen Selbstmord durchaus fähig, da er gänzlich für seine Sache

---

[1] Bd. 1, 201 erfahren wir, daß Hofrath Kelchner dieser Günstling war.

[2] Vergl. Bd. 1, 168.

fanatisirt', bemerkt Nagler: ‚Zu arretiren ist er nicht, weil die Schweiz ihn nicht ausliefert. Der Selbstmord ist seine Sache.' Und als Kelchner meinte: ‚Ich darf mich unterthänig der Bemerkung unterstehen, daß es vielleicht sehr gut sein möchte — abzuwarten, was man von Berlin aus über Kombst's Verfahren sagen wird, ehe Hochdieselben dahin schreiben, denn das Uebel ist ja von Berlin ausgegangen; hier hatte nichts Anderes geschehen können, als was geschehen ist' — lautete Nagler's Stoßseufzer: ‚Ja, sie werden in Berlin schweigen.'

Gleichzeitig drohten dem Staatsminister andere unliebsame Eröffnungen.

‚Mit Bitte um baldige Rücksendung', schreibt er an Kelchner am 26. Januar 1836, ‚übersende ich das anliegende Schreiben des Herrn Minister von Rochow — über den miserablen Alex. Müller. Neuerlich war dieser Mensch mit Rotteck in Verbindung. In wie weit er gefährlich und der Verfolgung würdig ist, die er von hier aus erfährt, weiß ich nicht. Meines Erinnerns hatte er vor mehreren Jahren eine gute Tendenz gegen katholische Uebergriffe. Ich bitte mir Alles, was ich mit ihm und über ihn correspondirte, bald zu senden. Ein Lump muß er sein, weil er aus meinen Briefen, die gewiß nicht tief in seine mir unbekannten Verhältnisse eingingen, Zeugniß schöpfen will.' Am 6. April: ‚Heute nur in Eile ein sehr unangenehmes Ereigniß. Kombst läßt in Straßburg drucken: Der Bundestag im Jahre 1832. Er bedeckt darin auch meinen Charakter und Verstand mit Koth, lobt (zu meiner Freude) Münch, kritisirt mehrere Bundestags-Gesandte, und folgert, daß durch mich Preußen gegen Oesterreich so zurückstehe 2c. Gott gebe, daß er nicht ein Portfolio aus meinem Bericht über

Persönlichkeiten publicirt!' ‚Im Portfolio soll ein Aufsatz aus Frankfurt stehen von einem preußischen Diplomaten vom Jahre 1822, wie man gegen Oesterreich agiren müsse.' [1]

In diesem merkwürdigen Aufsatz [2] waren des Nähern die Mittel besprochen, durch welche Preußen schon während seiner Bundesgenossenschaft mit Oesterreich suchen müsse, den Bundesgenossen in Deutschland materiell und moralisch so viel als möglich zu vereinsamen; namentlich müsse Bayern auf die Seite Preußens gezogen werden, Preußen dürfe keine entschiedene Bundesreform begünstigen, dem Volke gegenüber müsse es sich als die eigentlich deutsche Macht darstellen und dergleichen.

Die Veröffentlichung einer solchen geheimen Schrift erschien dem Staatsminister Nagler als das Werk einer ‚Bestie'. ‚Minister Ancillon', sagt er in einem Briefe vom 8. Mai 1836, ‚theilt mir alle Berichte des Herrn von Rochow, Werther ꝛc. über Kombst mit. Rochow berichtete am 1. Februar. Dieser Bericht veranlaßte den guten Minister Ancillon zu keiner Maßregel. Fürst W. regte sich. Aus Schonung vielleicht schwieg man gegen mich — bis ich mich rührte. Was sollte man auch thun? Ich hätte selbst Geld aufgewendet, 1000 und 2000 Rthlr., wenn Alles zu unterdrücken gewesen wäre. Solche Bestien verkaufen Ehre und Versprechen, und in einigen Monaten oder Jahren erscheint der Koth in London, Brüssel oder Philadelphia. Ich weiß Alles, was Rochow berichtet hat. Was hilft es zu wissen, wer etwa, außer Krug, Data geliefert hat?' — ‚Vertraulich. Die

---

[1] Bd. 1, 194. [2] Authentische Aktenstücke 1—12.

Arretirung, Auslieferung des Buben und Beschlagnahme der Papiere ist verlangt. Erfolg ist nach französischen Gesetzen und Grundsätzen nicht zu hoffen. Sie sehen, daß ich ziemlich genau unterrichtet bin. Sehr wichtig wäre mir zu wissen, ob Rochow falsch gegen mich handelt? Er schrieb mir nicht darüber — aber in seinen Berichten empört über die mir widerfahrene Unbill. Sollte er nach Frankfurt posaunen, oder nach Mainz? Kombst hat den Schweizer Paß durch den Lehrer Hallauer in Aarau erhalten, und wird in Paris auf diesen Paß als „Schoch" tolerirt.' ‚Haben wir den Hallauer nicht in Lichtenberg gehabt? NB. Ein gewisser Böhr, den Kombst seinen besten Freund nennt, war im Begriff nach Deutschland zu gehen. Vermuthlich mit Drucksachen.' Man sieht, wie sehr Nagler seinen Gegner in Paris überwachen ließ.

Am empfindlichsten für Nagler war es, daß Kombst in seiner Schrift über den ‚deutschen Bundestag' die Mittheilung gemacht hatte: Nagler habe nicht bloß für politische oder polizeiliche Zwecke, sondern auch zu seinem persönlichen Vortheil als Generalpostmeister sich seiner Beamten zu bedienen gewußt. So habe er z. B. zur Zeit, als die Antwerpener Citadelle von den Franzosen belagert wurde und es noch ungewiß schien, ob der General Chassé nicht die Stadt bombardiren werde, plötzlich einen Courier mit der Nachricht erhalten: Antwerpen stehe in Flammen. In Folge des ausgesprengten Gerüchtes seien die holländischen Papiere in Frankfurt um ein Bedeutendes gefallen. Nagler habe in Gemeinschaft mit einem großen Handelshause [1], das seine

[1] Rothschild. Sehr günstig spricht sich Nagler, der ein guter Rechner war, nicht über Rothschild aus. So berichtet er seinem

Geldgeschäfte besorgte, von diesem Umstande so guten Nutzen gezogen, daß er, als nach zwei Tagen die Unhaltbarkeit des Gerüchtes am Tage lag, ein schönes Geschäft gemacht habe. Nagler erklärte die Geschichte für erlogen und bat seinen Vertrauten: ‚Sprechen Sie sich darüber recht bestimmt aus, daß Sie wissen, daß es Lüge ist. Der Kombst wohnte bei einem alten Juden (Freimaurer), der ihn sehr lobte.‘ ‚Der infame Kombst soll in Liestal sein als Bürger; Gott gebe, daß Rhode nicht mit dem Hund zusammenkommt!‘

Kombst kam auf eine räthselhafte Weise um's Leben[1]; er fiel wahrscheinlich als Opfer seiner unversöhnlichen Feinde. Auf der Ueberfahrt von Schottland nach Norwegen im Herbst 1846 verschwand er vom Schiff mitten in der Fahrt, ohne daß der Capitän noch die Matrosen noch sonst irgend Jemand die mindeste Auskunft über sein Verbleiben geben konnten. Mehrere Jahre früher hatte Nagler mit Behagen die ihm aus Rußland über Kombst zugekommene Nachricht

---

Vertrauten z. B.: ‚Ich muß Ihnen doch schreiben, wie hübsch Baron Rothschild sich benimmt. Ich habe, wie Sie wissen, Geld bei ihm stehen. Er nimmt den Thlr. à 104 Kr. von mir an, und bezahlt mir à 104 Kr. Nun bat ich ihn, mir 2000 Thlr. zu senden in Cassen-Anweisungen. Er bedauert, daß er nicht so viel Cassen-Anweisungen auftreiben kann, und sendet mir Wechsel auf Veit à 2000 Rthlr. und berechnet den Thlr. à 105 Kr., nimmt mir also 33 Rthlr. ab. — Konnte er nicht wenigstens 1000 Rthlr. Cassen-Anweisungen auftreiben? und wenn ich es gewußt und durch Sie 2000 Rthlr. nach Cöln geschickt hätte, so hätte ich 2000 Rthlr. in Cassen-Anweisungen unbedenklich. Ich habe dieses Benehmen in der Anlage gerügt, und bezahle dem undankbaren Juden die 33 Rthlr.‘ Bald darauf spöttelt er: ‚Amschelchen ist ein Narr, daß er sich um vornehme Diners mühet‘ (Bd. 2, 157), und ‚Jud bleibt Jud — lebenslang‘ (Bd. 2, 187).

[1] Vergl. Bd. 1, 139.

mitgetheilt, daß ‚der Kerl nichts zu fressen habe und elend crepiren müsse‘.

Weil Nagler's eigenes Thun und Treiben nur aus niedrigen Beweggründen hervorging, setzte er auch bei Anderen niemals edlere Beweggründe voraus. Seine Briefe wimmeln von den gemeinsten Ausdrücken gegen Alle, die er als Widersacher seiner Bestrebungen erkannte, oder die ihm in irgend einer Weise hindernd in den Weg traten. So lesen wir z. B.: ‚Lasaulx ist ein merkwürdiger Schlingel‘; ‚Wilhelm von Schütz ist ein Hanswurst — Convertit‘; ‚Pfeilschifter ist ein Schuft‘; ‚Donndorf ist eine Canaille‘; ‚Sismondi ist ein Hund‘; ‚Garnier ist ein Lump‘; ‚Rotteck ist ein Hund‘, und als dieser ‚Hund‘ gestorben: ‚Bei der Leiche des edlen Rotteck ist — die Leiche immer die Hauptsache.‘[1] Auch Don Carlos war in seinen Augen ein ‚Lump‘, König Leopold von Belgien ‚wird sich bald als Lump zeigen‘[2] u. s. w.

Wie er aber nach seiner Diplomatenmoral mit ‚Lumpen‘ verfuhr, erfahren wir z. B. aus folgender Vorschrift an Kelchner: ‚Im engsten Vertrauen geben Sie auf einen Menschen Achtung — Saalmüller, der zu Freiberg[3] studirt hat und im December in Constanz und Freiberg war und reisen wollte. Sollte er zu Ihnen kommen, so thun Sie recht natürlich freundlich. Geben Sie ihm, wenn es angeht, einen Brief an Rhode oder geheimen Rath Schmückert mit. Er ist ein revolutionärer Hund.‘

Einmal macht er die Bemerkung, ‚daß zu allen Infamien sich gewöhnlich schlechte preußische Subjecte auffinden lassen‘[4].

---

[1] Bd. 1, 113. 247. 249. Bd. 2, 32. 64. 92. 214.

[2] Bd. 2, 102. 151.

[3] Soll wohl Freiburg heißen.

[4] Bd. 2, 30. 127.

Für ein solch' schlechtes Subject, für einen ‚großen Hund‘ erklärte er auch den (nunmehr verstorbenen) Frankfurter Senator Hessenberg, einen der reinsten Charactere, der nichts Weiteres verbrochen hatte, als daß er eine hannoverische Beschwerdeschrift gegen König Ernst August beim Bundestag einreichte und vertrat. Nagler stand nämlich auf Seiten dieses Königs, den er freilich für ‚etwas roh‘ hielt, dessen Verfassungsbruch ihm aber als eine Sache der ‚Gerechtigkeit‘ erschien. Er ärgerte sich lebhaft, daß nicht alle deutschen Regierungen diesen Verfassungsbruch ebenso günstig beurtheilten, wie es von preußischer Seite geschah; er wünschte, daß man auch anderswo den Ständen ‚auf die Finger klopfte‘, und blieb der Ansicht, daß, ‚wer steif nicht nachgibt, selten gezwungen wird‘. Das Vorgehen der Göttinger Professoren erschien ihm als bloße ‚Schweinerei‘, und auf die Stimme der öffentlichen Meinung legte er kein Gewicht.

‚Man sollte sich‘, schrieb er, ‚durch alle dergleichen Geschmeiß und Geschrei nicht irre machen lassen, weder in Berlin noch in Hannover. Nur ruhig und fest vorwärts! Machen sie es zu toll, so sollte uns Preußen wenig am Bunde liegen; der Bund könnte wohl erkennen, daß ihm an Preußen viel liege.‘ [1]

Gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's III. erlebte Nagler, worauf Mendelssohn die besondere Aufmerksamkeit der Leser hinlenkt [2], ‚noch die Genugthuung‘: seine Ansichten in einer der bedeutendsten Fragen, welche das innere Deutschland damals bewegten, nämlich in der

---

[1] Bd. 1 289. Bd. 2, 33. [2] Vergl. S. XV.

Cölner Erzbischofsfrage, durchdringen zu sehen. ‚Die Briefe‘, sagt Mendelssohn, ‚lassen uns keinen Zweifel darüber, daß das energische Auftreten der preußischen Regierung gegen Droste-Vischering wie gegen Dunin wesentlich auf Rechnung der Nagler'schen Rathschläge zu setzen ist. Er sparte kein scharfes Epitheton über das Treiben der ultramontanen Partei; seine früheren Alliirten in München und Wien sind ihm jetzt zu Gegnern geworden . . . Es ist ihm klar, daß der ganze Teufelsplunder aus Belgien, München über Rom ausgeht und von den katholischen Mächten benutzt werden soll, um die Rheinlande von Preußen abzureißen. Er hofft aber durch festes Auftreten den Gegnern Preußens zu imponiren, und die Agitation der Görres und Lasaulx macht ihn nicht im mindesten auf der betretenen Bahn irre.‘

Nagler sah die ganze Cölner Angelegenheit nur für eine ‚Schweinerei‘ an, die lediglich von ‚fanatischen Schuften‘ ausgehe. ‚Gott gebe,‘ schreibt er am 20. November 1837, am Tage der Gefangennehmung von Clemens August, ‚daß das wahrscheinlich heute vorgehende Menuet mit dem Erzbischof gut ablaufe!‘ Einige Tage später: ‚Der Erzbischof befindet sich in Minden . . . So Gott will, wird der Pfaffenkampf ohne großen und neuen Lärm vorübergehen.‘ Am 29. December: ‚Daß der Papst etwas fulminiren werde, war vorherzusehen. Dergleichen Papstgeschrei ist seit Jahrhunderten gewöhnlich. Man muß dem küchenlateinischen Lärm nicht zu viel Werth beilegen. Er verhallt. Die rheinischen Cavalieri sind nirgends als vom Polizeiminister angenommen und zurückgesandt worden. Die westfälischen Stützen des Thrones werden gleichen Rath und Abschied erhalten. Herr Bunsen ist nach Rom gesegelt und wird

wohl schlecht empfangen werden, aber sich nicht intimidiren lassen.'[1]

Aber schon im Februar 1838 wurden ihm ,diese Erzbischöfe-Geschichten zuwider'. ,Herr Bunsen', klagt er, ,hat dem Zeug Wichtigkeit über Gebühr gegeben. Es wäre vielleicht am besten, immer in den Zeitungen fortzuschreiben und dem Papst selbst nichts zu sagen noch zu schreiben. Nro. 81 der „Allgemeinen Zeitung" zeigt Herrn Bunsen in naturalibus, d. h. in seiner pfiffigen Weisheit. Eine traurige Geschichte . . . Wie gräßlich erscheint Herr Bunsen! Ich beklage meinen armen Herrn (den König). Herr Bunsen hat freilich alle Stimmen gegen sich — bis Eine, die viele aufwiegt.'[2]

,Möge die Kölner und Posener Geschichte immer leiser und müde werden,' wünschte er im April 1838, ,und der Lärm schweigen.' Doch zu seinem Ingrimm geschah das Gegentheil. ,Unter uns: in Polen treiben es die Pfaffen ärger als am Rhein. Das Ganze ist ein verabredeter consequenter Teufelsplan . . . Ich würde mit größter Gewalt und rasch verfahren.' Erzbischof Dunin von Posen ,ist ein großer Hund — übrigens feig' — ,Dunin ist ein Lump' — ,er steht als Schuft am Pranger'. Ueber den Papst hören wir: ,Der Papst hängt von seiner Kammerdiener-Familie ab. Roothan ist der Teufel, der gegen uns dirigirt . . . Die Allocution ist fatal, würde aber verrauchen, wenn Schlimmeres nachkäme. Ich bin begierig, was der Papst will. Ich bin fest überzeugt, daß er gern Rebellion in der Rheinprovinz haben möchte.'[3]

---

[1] Bd. 1, 287. 289. 291. Bd. 2, 135 f.
[2] Bd. 2, 18. 26—32. [3] Bd. 2, 2. 21. 28. 38. 98.

Allmählich sah Nagler ein, daß ‚bei den Katholiken Uebereinstimmung und Consequenz‘ vorhanden, daß ‚ein Triumph über die Hierarchie fast unmöglich‘ sei. Er war um so besorgter, weil die Hoffnung: ‚Gott gebe uns Eintracht und Kraft; möchten doch Lutheraner, Alt- und Neu-Reformirte, Herrnhuter und alle Secten in Eins sich vereinigen‘ [1], nicht in Erfüllung gehen wollte. Er mußte sich gestehen: ‚Bei uns ist Spaltung: Reformirte, Lutheraner, Evangelische und Pietisten aller Art.‘ ‚Wären doch die evangelischen Convertiten auch solche Streiter wie die katholischen!‘ [2]

Die katholischen Convertiten trugen nämlich seiner Ansicht nach die Hauptschuld an dem ganzen ‚Teufelsspuk‘. ‚Phillips, Jarcke, Zander, Goßler — die christlichen und jüdischen Convertiten,‘ schreibt er, ‚machen den Lärm nebst den belgischen und bayerischen Jesuiten‘; nothwendig sei insbesondere: den ‚groben, gemeinen‘ Zander, der in der ‚Würzburger Zeitung‘ die kirchliche Sache vertrat, polizeilich zu beaufsichtigen. ‚Ueber diesen Kerl‘, äußerte er, ‚müßte man Personalien sammeln . . . Hätte man doch den Zander auf unser Gebiet gelockt und arretirt!‘ Aber mehr noch als Zander ärgerte ihn der ‚elende‘ Görres, den er für ‚gar gemein und abject‘ ausgab. ‚Görres sollte‘, sagt er, ‚in seiner Schrift (‚Athanasius‘) das Motto führen: H . . . und Betschwester.‘

In unfreiwilliger Comik rief er aus: ‚Wie Berly — den Görres'schen Styl loben mag! Der Kerl reicht dem Berly nicht das Wasser. Minister Altenstein lobt Berly bei jeder Gelegenheit.‘ [3]

---

[1] Bd. 1, 298. Bd. 2, 7. 20. [2] Bd. 2, 20. 78.
[3] Bd. 2, 14. 15. 18. 59. 117.

Dieser Journalist, Hofrath Berly, verfertigte nämlich Zeitungsartikel im Sinne Altenstein's und Nagler's, und es ließen sich über ihn, sowie über einen andern Zeitungsschreiber dieser Gattung, Namens Durand, ‚interessante Personalien' sammeln. ‚Minister Ancillon', schreibt Nagler, ‚wird Durand ferner unterstützen, wenn er seine guten Dienste fortsetzt. Durand muß sich für Preußen bessern oder nichts erhalten . . . Ueber Durand's 300 Rthlr. theile ich Ihre Ansicht. Ich sprach dafür, um seine Zeitung für die gute Sache zu haben. Mit Mühe gewann ich Fuß für ihn bei Oesterreich.' . . . ‚Durand war gut und nützlich. Man träufelte ihm hie und da von Berlin, auch von Wien Unterstützung zu, und glaubte ihn auf Leben und Tod erkauft zu haben. Hierauf kaufte ihn Rußland ganz und gar, und seitdem ist und bleibt er russisch. Ich behandelte ihn gut, und meines Wissens hat er, so lange ich ihn im Auge hatte, uns nur genützt, nicht geschadet. Jetzt begreift Philippsborn und Consorten nicht, wie man sich mit diesem falschen Menschen hat jemals einlassen können. Meine Meinung ist, daß Berly und Durand in ihrem Fache capital sind, daß sie mir ergeben waren, so lange ich bei ihnen war, daß man sie aber zu behandeln verstehen muß . . . Durand ist wohl oft abwesend gewesen, übrigens ist er auch leicht möglich zum gemeinen Schuft herabgesunken. Bei meiner Einwirkung war er nützlich.' . . . ‚Durand ist ein Lump — bleibt aber russisch — und lacht über Alle. Hätte man ihn ordentlich genommen (gewonnen?), so wäre er bei dem Journal de Francfort geblieben, — bei sicherm Brode . . . Berly bedaure ich.' [1]

---

[1] Bd. 1, 190. Bd. 2, 78. 103. 159. 173. 180.

Berly hatte ihm unter Anderm zur Zeit auch deßhalb Freude gemacht, weil er sich zu Gunsten des nach Zürich berufenen David Strauß ausgesprochen hatte. ‚Sehr lieb ist mir, daß Sie mich auf Berly's Artikel, Dr. Strauß betreffend, aufmerksam gemacht haben. Ich möchte glauben, daß Ihr Tadel dieses Artikels von frommer Quelle herrühre. Unter uns, ich finde den Artikel sehr schön.‘ Er liebe zwar, gesteht er, Strauß nicht, aber er belobte gleichwohl Berly's Artikel, weil er ‚antiösterreichisch‘ sei; denn ‚derselbe ist für Strauß, und Oesterreich möchte den Strauß vernichten‘ [1]. Als dann eine von 40 000 stimmfähigen Bürgern unterzeichnete Adresse von der Züricher Regierung die Absetzung von Strauß verlangte und die Forderung bewilligt wurde, sprach Nagler von der ‚Züricher Schweinerei‘ [2].

Doch wir brechen ab und überlassen die Nutzanwendung unserer ganzen Blumenlese aus Nagler's Briefen den Lesern selbst.

So viel steht wohl fest, daß kaum irgend jemals ein Staatsmann über die großen kirchlichen und politischen Fragen der Zeit und die tonangebenden Persönlichkeiten mit einer so niedrigen Gesinnung sich geäußert hat, als Nagler. Seine Briefe können darum als ein ganz eigenthümliches Vermächtniß besondere Beachtung beanspruchen. Goethe hat Recht, wenn er sagt: ‚Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die

---

[1] Bd. 2, 111. 114. [2] Bd. 2, 149.

Nachwelt um so wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam'[1], und je einflußreicher — fügen wir hinzu — seine Stellung war und je weniger er daran dachte, daß seine Briefe jemals veröffentlicht würden. Welche Kraftausdrücke und ‚scharfe Epitheta' würde Nagler, wenn er noch lebte, gegen die Herausgeber seiner Briefe verwenden! Er würde in deren Veröffentlichung ein Attentat, wie das von Kombst begangene, erblicken. Wir dagegen sind den Herausgebern zu Dank verpflichtet; denn wir müssen aus der Nähe die Männer kennen lernen, welche Schuld getragen haben an den traurigen Geschicken unseres Volkes. Das dient zur richtigen Einsicht in die Vergangenheit, zur Belehrung und zur Warnung für die Zukunft.

II.

Theodor Heinrich Rochus von Rochow, auf dessen Briefe wir nunmehr näher eingehen wollen, war zuerst preußischer General, trat dann im Jahre 1835 in die diplomatische Laufbahn ein und wurde zum Gesandten in der Schweiz und in Württemberg ernannt. Im Mai 1845 ging er als Gesandter nach Petersburg, im Jahre 1851 wurde er nach dem Wiederzusammentreten des Bundestags für einige Monate mit der einstweiligen Führung der preußischen Gesandtschaft in Frankfurt betraut, und kehrte dann nach Petersburg zurück, wo er im Jahre 1854 starb.

Als General schrieb er die Briefe an Nagler. Sie umfassen allerdings nur einen Zeitraum von zwei Jahren (1830—1832), sind aber nicht ohne vielfache Bedeutung,

---

[1] Sämmtliche Werke 24, 5.

weil sie uns mancherlei Nachrichten bieten aus dem Berliner Leben jener Zeit, insbesondere einen bündigen Ausdruck der Stimmungen und Gesinnungen, mit welchen die dortigen amtlichen Kreise die französische Julirevolution betrachteten.

Der Gesammtinhalt des Buches läßt sich kurz zusammenfassen in folgende Worte von Görres, die der ‚rheinische Seher' wenige Wochen nach der Julirevolution niederschrieb: ‚Nun erscheinen alle großen deutschen Staatsmänner am Ende ihres Latein. Sie haben die Nation geknechtet und um all' ihre berechtigten Hoffnungen gebracht, Mißtrauen und Unfrieden überall ausgesäet, Kleinstaaterei und Bureaucratismus überall üppig emporschießen lassen; aber nun graut es ihnen vor dem eigenen Werk, und mit Zittern wenden sie ihre Blicke gen Frankreich und erschrecken vor jedem Krähen des gallischen Hahns. Kommt es aber, wie ich zuversichtlich glaube, nicht zum Kriege, und wird man der kleinen Emeuten Meister, die hier und da entstehen werden, so vergißt man auch rasch wieder alle Furcht und redet sich ein, man habe nur einen bösen Traum gehabt und könne wieder ruhig in alter Weise weiter wirthschaften.'

Fast alle Briefe Rochow's verdeutlichen diese Worte. Sie zeigen uns den Mangel an Vertrauen auf die eigene Macht und die Furcht vor Frankreich, welches ‚immer ein Löwe, auch in seiner jetzigen Lage' sei, und wo ‚der allgemeine Geist Belgien und den Rhein wieder haben' wolle.

Lebte doch selbst ein Mann wie Niebuhr, woran wir hier zunächst erinnern wollen, damals in größter Furcht, indem er die Ueberzeugung hatte, daß ‚die Welt der Barbarei entgegengehe'. ‚Meine Traurigkeit,' schrieb Niebuhr am 19. December 1830, ‚ganz abgesehen von dem Unglück, was uns persönlich bevorsteht, ist auf die Ausartung wie

auf die Knechtschaft und Verheerung unserer Nation gerichtet . . . Wenn man auf die Gegenwart sieht: auf den Tiger im Westen, dem die Augen funkeln, um auf seine Beute zu springen; und auf die Gesinnung durch und durch in Deutschland (mit Ausnahme, im Wesentlichen, unserer alten Provinzen), welche das Vorhaben des Feindes fördert, Alles auflöst, allen Widerstand unmöglich macht, den Franzosen die Arme entgegenstreckt!' „,Man gebe Freiheit," sagen sie, „und wir sind bereit, dem Auslande zu widerstehen"; aber diese Freiheit ist Auflösung und das Regiment theils Wüthender, theils Elender, — und da man ihnen nicht willfahren kann noch wird, und kein großer Mann da ist, welcher das Volk an sich ziehe und fortreiße, so ist, nach menschlicher Voraussicht, der Verlust des linken Rheinufers an Frankreich, die Ueberschwemmung des übrigen Deutschlands durch die französischen Horden, die Zerstörung der bestehenden Staaten und die Bildung knechtischer Republiken unter der Regierung von Verräthern ganz unabwendbar seit dem Aufstande der Polen.'

‚Die Wahrheit der Sache', betonte er ein andermal, ‚ist die enthüllte Bettelarmuth des Volkes, welche es nicht länger ertragen will, und die bereitet denn — zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was seit Jahrhunderten unerhört war und eben unseren Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligsten gesetzt hatten, noch jetzt undenkbar scheint — eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Roms nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen seinen Gräßlichkeiten, und wer das nicht sieht, ist blind; wer da glaubt, es sei von Freiheit die Rede, ist ein Thor: Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser

Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten. Daß vernünftige Menschen dieß thun konnten, hatte ich längst begriffen; nun ist es mir vollends lebendig klar, und nun begreife ich auch Catilina ... In unserm armen Deutschland bricht nun eben die hoffnungslose Gährung allenthalben aus und überliefert uns entwaffnet und ohnmächtig dem Erbfeinde, der sich schon für die kurze Dauer der Zeit, da er gebunden lag, durch Insolenz und Hohn rächt, und nichts Geringeres als die Herstellung seiner Tyrannei und die Ausplünderung aller Nachbarländer im Schilde führt.'

Niebuhr's Furcht vor Frankreich hatte übrigens noch einen besondern Grund, von dem wir in Rochow's Briefen, die in Vielem mit den Anschauungen des berühmten Historikers übereinstimmen, keine Spur finden. Niebuhr wähnte nämlich, daß von Frankreich aus ein Religionskrieg gegen die Protestanten in's Werk gesetzt werde. ‚Es kann nicht fehlen,' meinte er am 4. August 1830, ‚daß man im Süden wieder Protestanten ermorden wird.'

Schon viel früher glaubte er darauf aufmerksam machen zu müssen: ‚In Frankreich haben die Priester seit zehn Jahren dahin gearbeitet, eine physische Macht zu Gebote zu bekommen, und sie haben sich des Pöbels schon wieder bemächtigt. Die Aussicht, daß wir Protestanten eines russischen Gustav Adolph's bedürfen können, um uns zu erwehren, ist gräßlich.' [1]

Rochow's Briefe, denen Mendelssohn zu ihrer allgemeinen Kennzeichnung eine sehr gehaltvolle Einleitung vorausschickt, beginnen mit dem 13. August 1830.

[1] Lebensnachrichten 3, 260. 270. 274. 280.

Gleich im Anfang heißt es: ‚Seitdem der Herzog von Orleans zum Könige erwählt, der Herzog von Bordeaux ausgeschlossen, ist es die Frage: Wollen große Mächte die Grundsätze der Legitimität aufrecht erhalten, oder wollen sie zu Werke gehen wie früher bei den Stuarts, wie bei der letzten Umwälzung in Schweden? Es sind so häufig Grundsätze proklamirt, aber nicht befolgt worden, daß man ungewiß ist, was geschehen wird. Jedenfalls müßten die großen Mächte schnell und gemeinsam concertiren und Beschlüsse fassen.‘

Jedoch schon zwei Tage später schickte er an Nagler eine Meldung aus Berlin ein: ‚Es wäre unklug, wenn die Mächte zur Aufrechterhaltung eines Princips sich in die Angelegenheiten Frankreichs mischen wollten. Wenn man Krieg anfängt, so muß man wissen warum, und was man erreichen will. Die rein praktische große Politik besteht in der alliance des principes avec les circonstances; dießmal sind die circonstances den Principien, auf die Bourbonen angewendet, nicht günstig. Freilich ist das Beispiel, was die Pariser gegeben, gefährlich, doch nur in der Theorie.‘

Nach dieser ‚großen Politik‘ wurde dann auch wirklich gehandelt, und es trat an die Stelle des früher auf den Congressen festgestellten Princips der Legitimität das Princip der Nichtintervention. Die Anerkennung Louis Philippe's war, wie oft genug hervorgehoben worden, ‚eine Desertion im legitimen Lager‘, ein Sieg des revolutionären Princips über das conservative von unberechenbaren Folgen.

Aber wie sollten auch die Großmächte ‚gemeinsam concertiren‘?

‚Freilich‘, schreibt Rochow, ‚gebraucht der Kaiser Nicolaus lange Zeit. Hat Oesterreich, welches im Frieden 161 Millionen Gulden Deficit hat, Geldmittel? Wird Ungarn Zugeständnisse machen? Denken wir aber auch an unsere eigenen Kräfte und großen Bedürfnisse, wir, die wir den ersten und größten Anstoß auszuhalten haben. Das 7. und 8. Armee-Corps reicht kaum hin, die Festungen zu besetzen ...‘ Der russische Feldmarschall von Diebitsch-Sabalkansky, der im Auftrage des Kaisers Nicolaus in Berlin ‚sondiren‘ und zum Kriege gegen Frankreich anspornen sollte, äußerte sich dort zu verschiedenen fremden Personen, ‚daß von Preußen wenig zu hoffen ... Preußen sei außer Stande, große Truppenmassen aufzustellen, da die eigenen Generale den Truppen nicht trauten und der Meinung wären, man könne nur einen Meinungskrieg führen‘. Rochow seinerseits traute wenigstens den rheinischen Truppen nicht. ‚Ich habe‘, meldete er am 28. October 1830, ‚nur bescheiden, aber ernstlich darauf aufmerksam gemacht, in den Festungen keine Rheinländer zur Besatzung zu lassen; denn bei einem dermaleinstigen Vorrücken der Truppen an die Grenze oder nach den Niederlanden sind die rheinischen Festungen der größten Gefahr ausgesetzt, so lange sie von rheinländischen Truppen bewacht werden.‘ ‚Ein anderer Gegenstand der Aufmerksamkeit ist eine wachsame, umsichtige und kräftige Polizei-Verwaltung. Hier (in Berlin) hilft aber alles Reden nicht. Man weiß hier Alles viel besser.‘ ... ‚Aus allen Theilen der Monarchie gehen besorgliche Nachrichten ein. ... Auf dem Land unter den Bauern ist es noch gut und ruhig; dagegen alle kleinen Leute, die seit der neuen Gesetzgebung Eigenthum erworben, sind in Aufruhr und klagen gegen Abgaben. ...

Unsere Polizei ist im Allgemeinen schlaff; theils hat sie unbrauchbare Arme, theils keine Mittel. Die Volksschulen, namentlich in den Städten, sind schlecht. Dieser Partie steht Kampţ vor, der, seit die Demagogen in Köpnik waren, glaubt, daß die Welt von schlechter Gesinnung befreit ist. . . . Ueberall Halbheiten. Möchte doch der heilige Geist den König erleuchten und uns vor Krieg bewahren; denn bei dem innern Zustande unseres Landes können wir ihn nicht mit Ruhe führen. Doch immer besser mit Ehren fallen, als schimpflich und weichlich unterliegen.'[1]

Rochow's bange Sorge wegen der ,rheinischen Truppen', die er eines Verrathes am Vaterlande für fähig hielt, war ein ebenso wüstes Schreckgespenst als Niebuhr's Sorge wegen einer möglichen ,Ermordung der Protestanten' durch die Franzosen.

Aber sicher ist, daß damals kaum irgend welche verwandtschaftliche Gefühle zwischen den Rheinländern und den Altpreußen bestanden. Mendelssohn macht in seiner Einleitung[2] treffend auf manche Ursachen dieser Erscheinung aufmerksam. ,Der Berliner', entwickelt er, ,gerirte sich in Cöln und Düsseldorf als Dictator und sein Absprechen und Kritisiren ließ ihn allenthalben fremd bleiben. Der Rheinländer sah nach wie vor die Versetzung in die alten Provinzen als eine Verbannung nach Sibirien an und verzehrte sich dort in Klagen und Heimweh. Kaum die Sprache schien dieselbe; alle socialen Verhältnisse und Einrichtungen waren verschieden. Ueberall mußte er Mißverständnisse und Rüge fürchten; überall fürchtete er anzustoßen, da eine fremde

[1] S. 2. 24. 25. 32—33. [2] S. XXVII—XXIX.

Welt der Gesetze ihn umgab.' Der Rheinländer, müssen wir hinzufügen, war aus früheren Zeiten an eine größere autonome Freiheit, auch unter dem Krummstab, an eine freiere Presse gewöhnt; keinem ,Preußen' war die Censur so verhaßt wie ihm. Die ,Berliner-Intelligenz' mußte ihm dabei manchmal in gar sonderbarem Lichte erscheinen, z. B. als ein von dort hergeschickter ehrlicher Censor einem Buchhändler allen Ernstes eine Anzeige von Dante's ,Göttlicher Comödie' verbot, weil man mit göttlichen Dingen keine Comödie spiele.

,Dazu kamen', sagt der Herausgeber, ,die harten Ungerechtigkeiten, die bei den häufigen Versetzungen gegen einzelne Persönlichkeiten geübt und selten genug je wieder ausgeglichen wurden, so daß man schon damals über die absolute Unfähigkeit des Preußenthums, sich die Herzen der unterworfenen, eroberten Stämme zu gewinnen, klagte.'

So kam es, daß in den Rheinlanden, wie Gentz im Jahre 1828 einmal an den Diplomaten v. Pilat schrieb, die preußische ,Regierung' allerdings allgemein verhaßt und eine gewisse Begeisterung für den Kaiser Franz, den Vertreter der alten Ordnung der Dinge, vorhanden war. Jedoch von einem Anschluß an Frankreich und einer Verrätherei rheinischer Truppen bei einem etwaigen Kriege mit demselben konnte, wie Görres schon in Mitte der zwanziger Jahre sich äußerte, ,nur bei Solchen die Rede sein, die von ihrem bösen Gewissen scharf geplagt' wurden und ,in ihrem Undank es vergessen, mit welcher Treue und Tapferkeit die nunmehr gemaßregelten Rheinländer sich in den Befreiungskriegen gegen die Franzosen geschlagen'. Der katholische Rheinländer und der katholische Westfale verlangten in erster Linie von der preußischen Regierung, was sie mit

vollem Rechte verlangen konnten und was sie noch heute verlangen: Freiheit von aller drückenden staatlichen Bevormundung auf kirchlichem Gebiet, und auf allen Gebieten die Durchführung voller Gleichberechtigung zwischen den verschiedenen Confessionen.

Auch in anderen Hinsichten lag es, wie die Einleitung richtig betont, ‚in der Hand der preußischen Regierung, die Gemüther der neu erworbenen Unterthanen zu gewinnen und ihre Interessen mit denen der Altpreußen zu verschmelzen'. Denn ‚so tief war die Verschiedenheit zwischen dem Rheinländer und dem Altpreußen nicht, daß sie nicht durch ein einigendes politisches Bindeglied, durch eine gemeinsame Verfassung hätte gemildert und ausgeglichen werden können'. Selbst eine so conservative Natur wie Niebuhr hatte instinctmäßig herausgefühlt: ‚Gebe uns Gott Verstand, für unsern Antheil (der Rheinlande) eine historisch begründete Verfassung einzurichten und ein Regierungssystem, wodurch das Gefühl in den Uebrigen erwache, zu bejammern, daß sie nicht preußisch geworden sind.' Aber die Sehnsucht nach einer solchen Verfassung blieb unerfüllt. Als Görres es wagte, dem Fürsten Hardenberg die Adresse der Rheinländer um Verleihung einer Verfassung vorzulegen, erinnerte man ihn[1] an seinen beschränkten Unterthanenverstand: der König, der das Versprechen gegeben, habe sich auch in seiner Weisheit vorbehalten, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann er geruhen werde, es zu halten.

Um Frankreich zu schaden, schlug Rochow dem in allen Polizeikünsten sehr erfahrenen Nagler vor: man solle die

[1] Vergl. S. VI.

zerrissenen Zustände des Landes benutzen und durch Bestechungen wirken. ‚Die unzähligen entsetzten Beamten und alle Anhänger Karl's X. bilden schon das zahlreichste, gleichsam bereits organisirte Corps d'espionage. Sobald ich an den Rhein komme, werde ich so etwas gewiß einrichten.' Vor Allem wollte er wissen, ‚was für wirklich bewaffnete Franzosen in den Festungen sind. In einem Lande, wo Parteikampf herrscht, kann es nicht schwer sein, solche Notizen, mit etwas Geld, zu erhalten'. Bald darauf erfahren wir, daß an den Grenzen, in Saarlouis, Trier und Cöln ‚Neuigkeits-Bureaux' errichtet sind und daß man sich über die Stimmung der französischen Bevölkerung zu unterrichten sucht, indem man nach den früher besprochenen Vorschriften Nagler's die aus Frankreich kommenden Briefschaften ‚erbricht, perlustrirt und intercipirt'.

Einige Zeit lang schien es, als wenn auch Deutschland in den revolutionären Strudel hineingerissen würde. Allein man wurde überall der ‚kleinen Emeuten' Meister. Der von Rochow verkündete ‚schwarze Genius' wollte seine Fittiche nicht entfalten, und aus dem ‚drohenden Lärmen und dem kriegerischen Mantel' der Juli-Revolution entpuppte sich ‚der philiströse Regenschirm und die Krämerbude Louis Philippe's'. So trat nun ein, was Görres von den angsterfüllten Staatsmännern vorausgesagt hatte: man ‚vergaß rasch wieder alle Furcht und redete sich ein, man habe einen bösen Traum gehabt und könne wieder ruhig in alter Weise weiter wirthschaften'.

In Berlin wurde bald alle Aufregung vergessen. Die Aufmerksamkeit der Hochstehenden wandte sich rasch wieder dem Theater, dem Schauspiel und den Paraden zu. Die Taglioni werde tanzen, schrieb Rochow schon im Mai 1832

aus Berlin, ‚und somit ist große Freude und viel Beschäftigung‘. ‚Im leichten Sinne von Berlin melde ich Ew. Excellenz, daß Mlle. Taglioni in der Equipage des Grafen Redern der großen Parade beiwohnte.‘ ‚Hier haftet nichts — alle Eindrücke der Nachrichten aus London, alle Schilderungen des sich verschlechternden Zustandes von Frankreich, alle Warnungen wegen des dem Ausbruche nahen Gährungsstoffes in Deutschland sind verwischt — des Grafen Heinrich Redern Erzählungen aus Neapel und Genua, des Herrn von Humboldt's Wanderungen durch die Künstlerwerkstätten in Paris, sowie die Mimik und Grazie der Taglioni haben die drohenden Zeichen der Zeit verdrängt. Indolenz, Trägheit, Unentschlossenheit oder krankhafter Körper- und Gemüthszustand sind an der Tagesordnung in Berlin. . . Hier (in Berlin) reussirt nur Zufall, Frechheit oder platte Nüchternheit.‘[1]

III.

Rochow's ‚Briefe an einen Staatsbeamten‘, nämlich Hofrath Kelchner in Frankfurt, liefern zur Geschichte der Jahre 1835—1851 manchen sehr willkommenen Beitrag. Wir wollen aus denselben besonders diejenigen Thatsachen, Ansichten und Beobachtungen hervorheben, welche sich auf die inneren Zustände der Schweiz, auf die Cölner Wirren und auf die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands, vornehmlich Oesterreichs und Preußens, beziehen.

Rochow hatte im Jahre 1835 seinen Gesandtschaftsposten in der Schweiz kaum angetreten, so hören wir gleich

[1] S. 35. 36. 83. 86. 90.

im ersten Briefe die Klage: ‚Hier stehen sich die Parteien sehr schroff gegenüber; eine Aussöhnung ist sobald noch nicht zu erwarten. Dabei sind die Männer der Bewegung an der Spitze. Von den Nachtheilen, welche die politischen Flüchtlinge diesem Lande gebracht, hat man sich zwar überzeugt, auch erkennt man die Unfähigkeit der bei der Universität Angestellten ebenso, wie man die Betrügereien und Schurkenstreiche der Uebrigen gefunden hat, allein es fehlt nicht sowohl der gute Wille, als die Macht, solche Kerle zu vertreiben.‘ ‚Haben Sie doch die Freundschaft, sich in dem Buchhandel zu erkundigen, ob die schädliche, Aufruhr und Mord predigende Broschüre Foi et avenir von Joseph Mazzini, gedruckt in Bühl, Abgang und Anklang findet. Es ist mir wichtig, etwas darüber zu wissen. Aus diesem abscheulichen Lande kann ich Ihnen sonst nichts Neues melden.‘ Im Jahre 1836 berichtet er aus Zürich: ‚Die Schweizer Flüchtlinge haben ihre Agenten in Frankfurt und ziehen von dort Geld aus gemeinschaftlichen Kassen. Jedenfalls sind diese Leute jetzt thätiger als vor einigen Monaten und haben durch den Anhang von mindestens 3—400 ihnen ergebenen Handwerkern seit zwei Jahren an Umfang sehr gewonnen. Auf deutsche Etablissements von Basel bis Zürich rechnen dieselben sehr.‘

Uebergriffe der Radicalen auf kirchlichem Gebiete brachten die Schweiz schon damals dem Bürgerkriege nahe. ‚Die kirchlich-katholischen Angelegenheiten werden noch viele Verwickelungen herbeiführen. Die Revolution ist im Vorschreiten. Hier hat der Radicalismus die Oberhand. . . . Das Aergste, was Sie über die Schweiz hören, glauben Sie dreist. Um hier gründlich zu helfen, müßte die Politik im Allgemeinen eine andere Farbe

annehmen, als sie hat, und dazu ist wenig Aussicht. Man wartet ab und läßt die Sache gehen, bis man nicht mehr wird helfen können. Frankreich allein flößt noch Respekt ein und weiß kräftig und positiv zu handeln. Das flößt Furcht ein, doch mit gutem Rath und Noten erzielt man das nicht. Doch dürften die Radicalen etwas stutzen, seitdem sie hören, daß der französische Botschafter laut spricht und versichert, sein Gouvernement werde ihren revolutionären und propagandistischen Tendenzen nie Vorschub leisten.‘ [1]

Nachdem der von Mazzini angezettelte Revolutionsputsch in Savoyen mißlungen war, schrieb Rochow am 4. Juni 1836: ‚Sie werden aus der Zeitung gesehen haben, daß man im Kanton Solothurn die gefährlichsten Glieder der Propaganda arretirte und, obgleich sämmtliche an dem Savoyer Zug Theil genommen und notorisch gerade jetzt einen ganz ähnlichen Coup gegen Deutschland bezweckten, wieder freiließ. ... Die aufgefundenen Documente zeigen deutlich, was sie gegen Deutschland bezweckt. Wenn man jetzt nur ordentlich will, so bedarf es nichts als des übereinstimmenden Handelns von Außen, um dem ganzen Propagandismus in der Schweiz ein Ende zu machen. Wenn aber auch jetzt nichts, etwa nur Worte oder nur so viel erfolgt, als nöthig ist, um sich davon zu überzeugen, daß es nicht Ernst gilt, so wird die versäumte Niederlage der Propaganda zu ihrem Siege führen.‘

Da Mazzini Nichts mehr ‚von dem alternden Europa‘ fürchtete, stiftete er kurze Zeit nach dem mißlungenen Zug in seinem Asyl zu Grenchen im Canton Solothurn die ge-

[1] S. 3. 11. 19. 23. 33. 35. 40.

heime Verbrüderung des ‚jungen Europa‘, die aus Revolutionsmännern aller Nationen bestand und den Zweck hatte, alle Nationen zu revolutioniren.

‚Ich war so glücklich‘, meldet Rochow am 11. Juni 1836, ‚seit dem 2. Februar auf alle jetzigen Erscheinungen aufmerksam machen und die Projecte bezeichnen zu können. Ueber die am 27. v. Mts. zu Grenchen stattgefundene Versammlung habe ich bereits Ende April berichtet. Abschrift des Kreisschreibens des geschäftsführenden Ausschusses vom „jungen Deutschland“ an dessen Clubs behufs Sendung der Deputirten nach Grenchen vom 6. Mai habe ich nach Berlin geschickt. . . . Ich will es mir weiter nicht zum Verdienst anrechnen, den Fäden der Umtriebe in der Schweiz nachgespürt zu haben, allein es geschah dieß meinerseits jedenfalls in einer Periode, wo die Mehrzahl der Staatsmänner sich einer süßen Ruhe hingab und lieber die Augen verschloß, als Unangenehmes für wahr erkennen wollte. In Berlin wollte man meinen Nachrichten nicht trauen, hielt sie für übertrieben, unzeitig und ungründlich, während sich jetzt Alles auf den Tag erwiesen darthut. Habe ich ein Verdienst, dessen ich nur Ew. Wohlgeboren gegenüber erwähne, so ist es das, daß ich mich durch die Weisungen von Berlin nicht irre machen ließ.‘ In demselben Monate erfolgte durch den Handlungsdiener Alibaud das dritte Attentat gegen Louis Philippe, und dieses Attentat stand mit dem Mazzini'schen Revolutionsplan in genauester Verbindung. ‚Daß Einverständnisse zwischen den hiesigen Revolutions-Aposteln und den französischen Republikanern bestehen, ist außer Zweifel. Ich besorge aber, daß selbst der gegenwärtige und gleichsam wie von Gottes Hand dargebotene Anlaß zum Aufräumen bloß zu einigen auf der

Oberfläche sichtbaren Berührungen führen werde, wenn nicht von Außen beliebte ernste Maßregeln das Volk zwingen, auf die Verbrecher loszuschlagen.‘ [1]

In ähnlicher Weise stand auch der Versuch des Prinzen Louis Napoleon, sich in Straßburg als Kaiser ausrufen zu lassen (October 1836), mit den Zettelungen der schweizerischen Anarchisten in Verbindung. ‚Eine gut eingeleitete Inquisition könnte die unterirdischen Fäden dieser neuen Conspiration nach allen Seiten und Gegenden hin zu Tage fördern.‘ ‚Viele radicale Tagsatzungs-Gesandte haben um die Absicht von Louis Bonaparte gewußt. Schon längst rechneten sie auf neue Coups in Frankreich, namentlich auf eine Militär-Conspiration.‘ ‚Mit großer Ungeduld sehe ich den Resultaten der Untersuchung gegen Louis Bonaparte entgegen. Es werden hoffentlich alle unterirdischen Pfade endlich zu Tage kommen, welche man so sorgfältig zu verbergen gewußt. Ueberdieß sind England und englisches Geld dabei im Spiele.‘ ‚Mir thut es leid, daß der junge Bonaparte nicht sofort erschossen worden ist. Seitdem Murat füsilirt worden, ist in Neapel von dieser Race nicht mehr die Rede gewesen. Graf Boirol hätte sich um Louis Philipp, um Erhaltung der allgemeinen Ruhe, um den Ruf der französischen Armee u. s. w. ein großes Verdienst erworben, wenn er jenen Entschluß gefaßt hätte, wozu die genügende Veranlassung nach vorgängigem summarischen Kriegsgerichte noch am Tage des Aufstandes vorhanden war.‘ [2]

Rochow war, wie wir schon Eingangs hervorgehoben, ein Anhänger der legitimistischen Grundsätze. Darum betrübte

[1] S. 47. 49. 51. [2] S. 75. 77. 82.

es ihn in tiefster Seele, daß unter denen, welche die Sache der Ordnung und des Rechtes zu vertreten hatten, so wenig Kraft und Entschiedenheit vorhanden war. ‚Man ist entschieden', schreibt er, ‚Allem abgeneigt, was nur einem Schatten von Handeln aus der Ferne ähnlich sieht.' ‚Ueberall läßt man die brennenden Stoffe sich aufhäufen, während man die momentane Ruhe benutzen sollte, um praktische Verbesserungen einzuführen und später gefährliche Complikationen zu vermeiden. Welche Energie dagegen auf Seiten des Radicalismus! Die Propaganda ist allerwärts von Einem Geiste der Zerstörung erfüllt und geleitet, ein und derselbe Wille setzt sie in Bewegung — dagegen in der Abwehr welche Zersplitterung!' — ‚Man könnte sagen, die Propaganda hat im Angriffskrieg einen selbstherrschenden König, während die monarchische Kraft zur Vertheidigung nur vereinzelte Generale zählt, die noch zudem durch Rücksichten auf Umgebung und eifersüchtige Persönlichkeiten gelähmt sind.' Die Propagandisten behaupten, ‚Verbindungen in Rheinbayern und Rheinhessen zu haben und verdächtigen Gesinnung und Disposition in den übrigen hessischen Provinzen, sowie in Franken'. ‚Einer der bedeutendsten Revolutions-Apostel schreibt unter dem 26. Mai (der Brief liegt im Original vor mir): „Dem Ganzen gibt das Gefühl der Rache den festesten Zusammenhang." Hier geht Alles dem Abgrund entgegen. Selbst die gemäßigtsten Radicalen verzweifeln bei der überhandnehmenden Willkür und dem Terrorismus, zu dem man schon sehr geneigt ist. Die Fremden sind jetzt sehr thätig. In Zürich wieder die Italiener; aber auch auf der deutschen Seite des Bodensees ist Bewegung. Und was sagen Sie dazu, daß man die Thore von Constanz demolirt?

Es ist, als sollte das Terrain mit Arbeit und Fleiß verebnet werden, das den Anlauf der Revolution erschweren würde. In Arenenberg werden keine Anstalten zur Abreise gemacht. Doch kommen überrheinische und schweizerische Radicale dort fleißig zusammen. Der Verkehr der Deutschen in Paris mit den noch hier befindlichen Revolutions-Aposteln ist sehr frequent. Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß sie mit Absichten gegen den Rhein umgehen und dieselben mit neuen Revolten in Frankreich combiniren. Es wird also von dem abhängen, was sich in Frankreich zutragen dürfte.' . . .

,Das junge Europa hat' — so liest man aus den Briefen aus England — ,seine Armee in Spanien, Deutschland und Frankreich. Die Amnestie wird von den Flüchtlingen verspottet und verhöhnt. Hier wird die Presse gegen Alles, was Ordnung verlangt, stets frecher. Der Materialismus und der falsche Glaube, daß man dadurch die Leidenschaften beschwichtige, begraben alles Rechts- und Ehrgefühl, sowie jeden Funken einer noch etwa vorhandenen Gesinnung. Des Dr. Weil Contrakt mit Frankreich geht mit dem 1. d. M. zu Ende. Er bekommt monatlich 1000 Francs durch die hiesige Hofbank. Das jüdische Miasma ist überall zunehmend. Der Zeitgeist huldigt nur dem Erwerb. Idee, Begeisterung und Poesie sind in Ungunst.' Ein andermal sagt er: ,Ueber die Weil'schen Jahrbücher sprachen nur erst die französischen Journale, keiner der Gesandten wird auf Unterdrückung antragen. Weil erhält noch jährlich 8000 Frcs. von Frankreich und ist Württemberger Beamte! Schande!'[1]

[1] S. 89. 95. 101. 111. 128. 132.

Als in der Schweiz im Jahre 1844 der Bürgerkrieg auszubrechen drohte, schrieb Rochow: ‚Bern scheint sich unbefugt in die Luzerner kirchlichen Angelegenheiten zu mischen. Wird Oesterreich dieß billigen, kann Frankreich dazu ruhig sein? . . . Die Jesuiten sitzen fest in Luzern. Aber auf lange ist die Ruhe nicht gesichert. Der Radicalismus erhebt sein Haupt. Rom will keinen physischen Zusammenstoß und keine extremen Auftritte, deßhalb mahnt es wie in Irland zur Ruhe.‘ . . . ‚Wir dürfen uns aber nicht täuschen lassen. Dem Protestantismus sind die Jesuiten weniger gefährlich als seine eigenen Theologen.‘ Im Februar 1845 heißt es: ‚Die Schweiz glaubt man durch papiernen guten Rath in Ordnung zu bringen. Ich vermag diese Ansicht nicht zu theilen. Es ist sehr übel, im Herzen von Europa diese Herberge aller Leidenschaften und schlechten Grundsätze zu dulden.‘ [1]

Diese ‚Herberge aller Leidenschaften‘ fand in Deutschland ihre meisten Freunde in dem Musterstaate Baden, über den sich der stramme Militär in wenig liebenswürdigen Ausdrücken erging. So schreibt er am 19. Juli 1839: ‚Graf Maltzahn verweilt bis zum 27. oder 28. in Baden, das er ein tripot de jeu nennt. Die tägliche Differenz vom Hazardspiel ist 80—100 000 fl. Welchen Nachtheil hat sich Baden durch dieses Hazardspiel geschaffen! Corrumpirung der eigenen Unterthanen und Beamten und Herbeiziehung von Gesindel. Dazu gehört eine bessere Polizei, als die badische ist, wie sehr sie auch Herr von Otterstedt beloben mag.‘ ‚Auffallend bleibt,‘ meint er, ‚daß Benazet, der Spiel-

[1] S. 304. 306. 312. 374.

pächter von Baden-Baden, bei dem Großherzog zur Tafel gezogen wurde.' ,In der badischen zweiten Kammer herrscht offenbar Jacobinismus, und dennoch ist man dort so selbstgefällig.' Im April 1842 hören wir in einem Briefe aus Stuttgart: ,In Baden ist es noch etwas bewegt. Hier herrscht Ruhe. In Baden ist das Netz und die zusammenhängende Thätigkeit der Radicalen trefflich organisirt. Dringend nöthig erscheint Abhilfe. In Carlsruhe ist eine Art National-Convent.'[1] In einem spätern Briefe schreibt er aus Baden-Baden: ,Hier im Lande beruhigt sich die künstliche Aufregung, die durch Itzstein, Bassermann und Consorten hervorgerufen ist. In Württemberg haben sie keine Sympathie gefunden, die Stimme der Vernünftigen und Ruhigen überwiegt zu sehr. In Preußen ist der schreibende Thierkreis losgelassen und verwirrt die Begriffe. Oberlehrer, Professoren, literarische Proletarier gefallen sich im politischen Märtyrerthum. Haben Sie wohl die Ankündigung in Herwegh's Journal bemerkt? Baden und Ostpreußen, als die beiden meist in Freiheitsdurst erglühten Länder, sollen vorzugsweise darin exploitirt werden.'[2]

---

[1] S. 184. 186. 272.

[2] S. 275. Wie richtig Rochow die Zustände in der Schweiz beurtheilte, kann man am besten kennen lernen aus der im Jahre 1846 erschienenen merkwürdigen Schrift von Wilhelm Marr ,Das junge Deutschland in der Schweiz.' Der Verfasser, ein atheistischer Revolutionssendling und thätiger Theilnehmer an der waadtländischen Revolution im Jahre 1845, setzt des Genauern auseinander, mit welchen Mitteln man von der Schweiz aus Deutschland zu revolutioniren suchte. Mit den Häuptern des badischen Liberalismus, Itzstein, Hecker, Bassermann, Mathy und Anderen, stand er in persönlichem Verkehr, aber nur, um mit seiner Partei bei passender Gelegenheit ,im Falle einer Revolution den Liberalen gegenüber

Ueberhaupt spricht Rochow über die tonangebenden deutschen Journalisten so ziemlich dieselbe Ansicht aus, wie sie Fürst Bismarck in der Conflictszeit gelegentlich äußerte. ‚Die Bemühungen unseres allerhöchsten Hofes wegen der Regulirung der Preßangelegenheit des deutschen Bundes‘, schreibt er z. B. am 30. Januar 1843, ‚scheinen keinen Erfolg zu haben. Ueberall sträubt man sich und hält eine Verständigung der Bundesstaaten über ein neues Bundes-Preßgesetz zur Zeit noch für geradezu unmöglich. Für wen auch? fragt man. Für die Brut, welche jetzt schreibt oder glaubt zu Schriftstellern berufen zu sein, für die Judenschlingel, für weggejagte Advocaten oder junge Männer, so ihr Examen nicht leisten können, für Gotteslästerer und Angreifer des Christenthums.‘ Am 4. April 1843 fährt er fort: ‚Es ist eine sehr unachtbare Rotte, welche die Journalistik beherrscht; jedes Wort an sie eine Verschwendung. Aber man hat sie sich als Macht constituiren lassen, darum ist man jetzt selbst in Berlin genöthigt, sie als solche zu behandeln und Manifeste gegen sie zu erlassen. Und daß solche Maßregeln an Rücksichten für Privat-Geldinteressen Aufenthalt finden können! Seitdem die Presse nebenbei auch Gegenstand der Speculation geworden, sollte man schon dreister und unbesorgter gegen sie zu Werke gehen.‘ [1]

---

die Rolle der Montagnards gegen die Gironde zu spielen‘. Der Grundsatz seiner Partei war: ‚Der Liberalismus hilft uns nicht; Christenthum und unser jetziger Staat überhaupt sind die Krebsschäden der Gesellschaft.‘ Um die Arbeiter auf den richtigen ‚radicalen Standpunkt‘ zu erheben, sei die ‚Ertödtung jedes Autoritätsglaubens‘ unbedingt nothwendig. S. 172. 178. 206. 234. 248. 271. 293—299.

[1] S. 270. 282.

Gar widerwärtig erschien dem Diplomaten die damalige Haltung der sehr einflußreichen Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung', und es freuten ihn alle Schritte, die man in Berlin that, um Cotta gefügiger zu machen. ‚Herr von Cotta ist entzückt über die dritte Classe', schreibt er, nachdem Cotta den preußischen Adlerorden empfangen. ‚Die Redaction in Augsburg ist leider zu selbstständig, sonst würde man mehr Vortheil davon ziehen; doch ist Herr von Cotta sehr willfährig; ich will sehen, ob ich mit der Zeit auch in Augsburg bekannt werde.' Und später: ‚Es ist recht gut, daß dem Herrn von Cotta eine Auszeichnung ist gewährt worden, und hat mich das wegen seiner persönlichen guten Gesinnung und seines ehrbaren Charakters gefreut; allein dadurch ist noch nicht Alles für die Augsburger Zeitung gewonnen, denn die Redaction ist sehr selbstständig. Vielleicht mache ich einmal einen Abstecher nach Augsburg. Als Herr Kolb in Wien war, wurde derselbe sehr gut, sowohl vom Fürsten Metternich als Grafen Sedlnitzky aufgenommen. Bei Herrn von Cotta hat das Finanzielle doch immer viel Einfluß — aber in seiner Richtung liegt nicht eine anti-protestantische Gesinnung. Er hat aber Oesterreich sehr zu menagiren, wohin der bei weitem größte Absatz ist. Er braucht 6000 Exemplare, um die Kosten zu decken. Jetzt hat dieß Blatt 9000 Abonnenten und außerdem werden noch viele Exemplare auf dem Wege des Buchhandels versendet, namentlich nach Westfalen.' Besonders wurmte es Rochow, daß die besagte Zeitung während des von der preußischen Regierung heraufbeschworenen Cölner Kirchenstreites nicht entschieden genug gegen die katholische Kirche Partei nahm. ‚Die Catholica', meldet er am 17. März 1838 aus Berlin, ‚machen viel Arbeit und nehmen die

Thätigkeit unseres Ministeriums fast ausschließlich in Anspruch. Auch aus Wien war noch keine Antwort über diesen Punkt. In Oesterreich sieht man übrigens die ganze neue katholische Tendenz in Bayern nicht gleichgültig an. Cotta soll von der Donau die Weisung erhalten haben, möglichst wenig über die Sache zu publiciren, das ist aber jetzt zu spät. In dem halbofficiellen Artikel der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 26. Febr. c. liegt die dermalige Gesinnung des Königs von Bayern und seines Ministeriums.'

Es wäre ungerecht, hieß es in diesem Artikel, wegen des Geistes der Polemik, die von München, wie von Würzburg und Aschaffenburg ausgeht, die bayerische Regierung anklagen zu wollen, welche hier nichts Anderes thut, ‚als daß sie den Katholiken wie den Protestanten dieselbe Freiheit der öffentlichen Rede gewährt, die wir in einigen anderen deutschen Staaten bloß von den Protestanten geübt sehen'. ‚Wenn die preußische Regierung bald erkannte, daß hier beiden Religionsparteien mit gleicher Wage gewogen werden müsse, so ist das bayerische Gouvernement mit diesem Beispiel vorangegangen.'[1]

Bemerkenswerth sind Rochow's Aeußerungen über den Cölner Conflict, den er zeitweilig gemein genug als eine Sache ansah, die man in Rom mit einigen 100 000 Thalern regeln könne[2], später aber doch von einem höhern Gesichtspunkte würdigte. ‚Nach Allem, was man liest und hört,' schreibt er am 28. Juli 1838, ‚scheint in den Rhein-

[1] S. 204. 138. 139. [2] Vergl. S. 175.

provinzen doch eine große Gereiztheit zu herrschen und dabei eine Art Unbehaglichkeit. Vielleicht mögen die belgisch-holländischen Angelegenheiten das Interesse von der kirchlich-katholischen Frage abgelenkt haben, allein dieser Zustand bleibt höchst beachtenswerth. Mit Rom scheint nur ein Waffenstillstand zu herrschen. Ein Mehreres ist nicht möglich — Frieden können und dürfen wir auch gar noch nicht schließen. Doch muß Gerechtigkeit geübt werden, der Katholik muß gleiche Rechte wie der Protestant haben. Es muß nicht im Großen und Allgemeinen Schutz verliehen werden, sondern auch die kleine individuelle Berücksichtigung muß stattfinden. Fühlt er sich auf gleicher Linie mit den Protestanten, so kann eher eine legislative Regulirung der kirchlich-katholischen Verhältnisse vorgenommen werden. Also sollte man an den katholischen Kirchenrath als Abtheilung des Ministeriums denken.'

‚Aus Berlin', klagt er im Januar 1839, ‚nichts Neues; dort liebt man keinen Widerspruch, keine divergirenden Ansichten, und zieht es vor, die Macht der Zeit herrschen zu lassen. Gleichen denn bei uns die Depeschen und Instructionen von gestern denjenigen von vorgestern? Wir befolgen kein System! In kirchlicher Beziehung fehlt uns eben ganz und gar ein Katholik oder mehrere Katholiken, die die Sache verstehen. Selbst durch Ausdrücke stoßen wir an. O Jammer!' . . . ‚In Berlin ist gar nichts zu machen. Dort weiß man Alles besser.' [1]

Die letzte päpstliche Allocution von 1839 war am 20. Juli in Berlin bekannt geworden. ‚Sie zeigt,' schreibt Rochow, ‚daß Rom weder intimidirt ist — wie man sich in Berlin

[1] S. 171. 180.

eingebildet — noch geneigt ist, nachzugeben. Letzteres durfte man ohnehin von dort nicht erwarten. Dieses neue römische Actenstück zeugt von der bekannten Politik: „streng in der Lehre, nachsichtig im Leben".' 'Der Papst will wenigstens ausgesprochen haben, daß er keine materielle Unruhe angeregt hat. Rom geht sehr consequent den alten Weg — wir dagegen schwanken. Rom ist nicht furchtsam.' Am 12. August 1839 heißt es weiter: 'Was die kirchliche Angelegenheit betrifft, so fällen derweilen selbst diejenigen, welche Anfangs den strengen Maßregeln entschiedenen Beifall zollten, ein anderes Urtheil. Man findet, daß Preußen im Verlauf der Dinge mehr Blöße gegeben, als zu erwarten stand, und sich nachgerade in die mißlichste Lage verfahren hat. Ein Rückschritt sei unmöglich; da Rom aber ihn ebensowenig thun könne, so hält man eine Suspension des Streites für das Klügste.' Uebel zu sprechen war Rochow auf den schöngeistigen fahrenden Ritter Bunsen, der den kirchlichen Conflict am meisten verschuldet hatte. 'Leider pietistisch und separatistisch ist Herr Bunsen den Bewegungen verfallen. Ich frage aber, ob er ein unbefangener Beurtheiler sein kann, er, der das schroffste Verhalten der Parteien selbst förderte und dabei seinen persönlichen Convenienzen zu Liebe dem Wesen der Sache schweren Abbruch that?'[1]

In einem Briefe vom 28. November 1839 macht Rochow auf einen bedeutsamen Artikel in der Augsburger 'Allgemeinen Zeitung' aufmerksam mit dem Bemerken: 'man glaube, in Berlin sei man politisch zu viel von der exclusiv

[1] S. 181. 189. 191; vergl. 299.

protestantischen Idee ergriffen'. ‚Wenn', hieß es in dem Artikel, ‚mit großer Beflissenheit in verschiedenen öffentlichen Blättern gemeldet worden, daß die religiöse Streitsache ihr politisches Interesse für die Masse des Volkes verloren habe, die Ereignisse vom Jahre 1837 und später bereits in das Meer der Vergangenheit und Vergessenheit versenkt zu sein schienen und das Verhalten der katholischen Bevölkerung von gänzlicher Theilnahmlosigkeit zeuge, so lag große Selbsttäuschung oder eine Absichtlichkeit zu Grunde, die, wenn auch von lautern Motiven geleitet, auf Menschen und Dinge gleich schlecht berechnet war. Daß der katholische Theil, eingeschüchtert durch Repressivmaßregeln, seinen Gesinnungen nur selten Worte zu leihen wagte, konnte so wenig zur Unterstützung jener Behauptungen beweisen, als daß der protestantische im Gefühle der Sicherheit, zum Theil in dem der Freudigkeit, den Anordnungen der Regierung unbedingtes Lob spendete, ihre Gegner in der kirchlichen Streitsache aber mit dem stärksten Tadel überschüttete.' ‚In einer Beziehung aber steht das Urtheil fast aller Verständigen in völligem Einklang, nämlich darin, daß der Sache der preußischen Verwaltung ihre Gegner weniger, als ihre vielfachen, wohl meist unberufenen Vertheidiger und Panegyriker geschadet haben. Zum Beweise ein paar Thatsachen. Gleich beim Beginn der Differenzen zwischen der römischen Kirche und dem Staat wurde, um das Widerstreben der Prälaten und die Anmaßungen und Uebergriffe der römischen Curie in's rechte Licht zu setzen, der preußische Staat ein protestantischer Staat, die Regierung eine protestantische Regierung genannt, und daraus dann die nothwendigen Consequenzen gezogen. Das letztere wäre überflüssig gewesen —

das konnten Partei und Gegenpartei selbst. Denn war der Staat ein protestantischer, die Regierung eine protestantische, so war die katholische Kirche eine ecclesia pressa, eine bloß geduldete Gemeinde, und da Duldung sehr weit entfernt von der Anerkennung und Achtung, die zwei mit gleichen Rechten nebeneinanderstehende Religionsgesellschaften sich schuldig sind, vielmehr der Ausdruck selbst immer zugleich eine Geringschätzung bezeichnet, so war das Maß der Gerechtigkeit und Würdigung, welche sie zu erwarten haben würde, in jenen Worten prophetisch ausgesprochen. Es ist wahr, daß der preußische Staat lange für das Haupt des Protestantismus galt, und es ist wahr, daß diese Meinung ein Baustein für seine Größe geworden ist. Aber andere Zeiten verlangen andere Dinge. Es gibt ein der wahren Bildung entsprossenes Zartgefühl, welches verbietet, von einer herrschenden Religion zu reden; für Preußen aber gibt es auch ein geschriebenes Gesetz, welches die völlige Gleichheit der christlichen Confessionen ausspricht, und mit dessen Wort und Inhalt der Charakter eines protestantischen Staats, einer protestantischen Regierung und was damit zusammenhängt, gänzlich unverträglich ist.' ‚Der preußischen Regierung' dürfe man ‚die Beleidigung nicht anthun, sie der Billigung solcher Grundsätze fähig zu erachten: sie steht zu hoch in ihrer Bildung und hat die Pulsschläge der Zeit zu sorgfältig gezählt.' Aber man dürfe ‚sich auch nicht wundern, wenn fort und fort wiederholte Aeußerungen solcher Art am Ende das Vertrauen untergraben, wenn Uebermuth auf der einen Seite Unmuth auf der andern erzeugt und wenn schlechte

Leidenschaften durch gerechte Besorgnisse auch in den Augen der Besonnenen sich scheinbar veredeln'. ‚Eine andere Thatsache ist, daß, wenn man von dem Einfluß der Curie und von dem Einfluß polnischer Ideen auf das Verfahren des Erzbischofs von Dunin ganz abstrahiren möchte, doch noch Erklärungs- und Beweggründe genug für dasselbe übrig bleiben würden und zwar aus den Manövern derselben Libellisten, die den Staat zu einer Partei herabzuziehen bestrebt sind.'[1]

Treffend ist auch Rochow's Aeußerung: ‚Mit der katholischen Abtheilung im geistlichen Departement ist's auch nichts Rechtes geworden. Unter einem Director Düsberg arbeiten Schmedding und der bisherige Hilfsarbeiter — das ist die ganze Herrlichkeit, auf welche man so viel Hoffnung gestellt. Von Geistlichen, Domherren, Stifts-Candidaten, die man herbeiziehen wollte, um der Sache einen Schein und vielleicht einiges Wesen zu geben, ist nicht die Rede. Also auch nur eine halbe Maßregel.'[2]

Eine Zeitlang setzte Rochow eine gewisse Hoffnung auf die Rongerei vom Jahre 1845.

‚Die katholischen Separatisten', schreibt er, ‚bewirken eine Diversion, von der Niemand sagen kann, wohin sie führen werde. Die Cottaerin bringt nur Correspondenzen gegen die Separatisten. Ein Bischof an der Spitze und der Erfolg würde groß sein.' ‚Der Fürst Metternich correspondirt über diesen Gegenstand viel mit Berlin. Herr v. Bülow hat nur vorläufig geantwortet, da man im Cultusministerium noch keine Entschlüsse gefaßt hat. Bis jetzt behandelt man die neue Gemeinde nach Analogie

[1] S. 191—194. [2] S. 231.

der altlutherischen Separatisten, deren Verhältnisse man zu reguliren im Begriffe steht. Uebrigens unbegrenzte Toleranz. In allem Uebrigen ist man sehr furchtsam. Das Wollen und Nichtwollen, Genieblitze, Popularitätsstreben, Ehrgeiz und dergleichen mehr beherrschen die Gemüther.' Bald nachher sah er die Sache mit etwas anderen Augen an. ‚Ich bin entschieden gegen das Umherreisen des Ronge.' Als in Leipzig ein Pöbelhaufen unter dem Rufe: ‚Fort mit den Jesuiten, es lebe Ronge!' in das Hotel de Prusse, wo der Prinz von Sachsen wohnte, einzubrechen suchte und das Militär die Ruhe wieder herstellte, schrieb Rochow am 30. August 1845: ‚Die Urheber haben sich verrechnet, die Regierung hat viel Energie entwickelt. Möchte man Aehnliches auch anderorts wachrufen.' [1]

Bei den allenthalben drohenden Revolutionsstürmen und den überall stärker hervortretenden Ideen des Radicalismus erblickte Rochow, gerade so wie Friedrich Wilhelm IV., Rettung und Heil für Deutschland und überhaupt für Europa in der Erhaltung und Kräftigung des deutschen Bundes und demgemäß in der treuen Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich.

‚Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen', schrieb er im Jahre 1836, ‚ist vorzüglich in Frankfurt nothwendig, deßhalb bespreche man zuvor ja alle Voten; diese Uebereinstimmung beider Großmächte kann dann allein die königliche Macht fesseln und schützen.' Im folgenden Jahre sagte er: ‚Auf Verstärkung des Vertheidigungssystems von Deutschland sollte man eifrig bedacht sein. Zum Bau

[1] S. 331. 229.

der vierten Bundesfestung liegen ja noch 20 Millionen Franken vorhanden. Doch die Bundesversammlung feiert ein halbes Jahr in imposantem Nichtsthun, weil man sich scheut, die eigentlichen Lebensfragen auf's Tapet zu bringen. Bedächte man nur, daß sich durch gefällige Formen, durch Entgegenkommen und mündliche vertrauliche Rücksprachen viel erreichen läßt; man würde sich alsdann vielleicht weniger vor den Angelegenheiten des Bundes scheuen und diesen Grundpfeiler der europäischen Politik nicht auf die bisherige laue Weise untergraben lassen.'[1]

Als ächter Legitimist mißbilligte Rochow den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover, besonders auch mit Bezug auf den deutschen Bund. ‚Ich betrachte das Verfahren des Königs von Hannover als im Widerspruch mit dem Rechtsprincip, der Achtung für die Autorität des Bundes und der politischen Solidarität aller deutschen Staaten, welche drei Punkte ich für die Grundpfeiler aller gesunden Politik in Deutschland halte.' ‚Wie ich erfahren, ist der Kaiser Nicolaus über die deutschen Verhältnisse sehr gut unterrichtet, und ich glaube, daß man deren richtige Würdigung sowie diejenigen der Politik gewisser Höfe dem Herrn v. Meyendorf in Stuttgart zuzuschreiben hat. Ebenso kennt er die Zustände in Wien und den großen Steuermann. Er hat sich in Berlin davon überzeugt, wie man es dort für das größte europäische Unglück halten würde, wenn eine Erkaltung oder gar Entzweiung der beiden Großmächte Deutschlands eintreten könnte, woran, Gottlob! nicht zu denken ist. Ohne ein Zusammenwirken und Zusammenhalten Oesterreichs und

[1] S. 60. 97—98.

Preußens ist keine Einigkeit Deutschlands möglich, und der Kaiser ist tief davon überzeugt, daß diese durch Oesterreichs und Preußens Zusammenhalten bedingte Einigkeit Deutschlands der europäischen Politik Rußlands wie Deutschlands Eigenwohl unentbehrlich und als einzig denkbare Garantie des europäischen Friedens zu denken sei.‘ [1]

‚Die Vertheidigung Deutschlands kann nur bei ehrlichem, aufrichtigem, einträchtigem Zusammenwirken der beiden Großmächte gedeihen. Ihrer — dieser Großmächte — Einigkeit gemäß müssen die secundären Kräfte eingeschaltet werden, ohne daß deßhalb die Hauptlinien verrückt werden. Diese secundären Kräfte bestehen aber nicht bloß in den statistischen Ergebnissen, sondern auch im moralischen Gewicht besonderer Rücksichten und Persönlichkeiten.‘ ‚Ich billige es vollkommen, daß unsere Herren Militär-Bevollmächtigten sich fest mit Oesterreich auf einer Stufe halten, und daß sie in möglichster Eintracht und Uebereinstimmung miteinander arbeiten und wirken. Oesterreich und Preußen sind die beiden Pilare für Deutschland. Aber in dieser Gesinnung, die ich stets professirt habe, indem ich das Heil von Deutschland in der Harmonie der beiden Großmächte erblicke, will ich nicht die anderen Staaten zurückstoßen; im Gegentheil mit Ernst und Festigkeit, aber mit Wohlwollen und Nachsicht gegen sie zu Werke gehen.‘ [2]

Entstehe Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich, so habe die Revolution in Europa gewonnenes Spiel. ‚Ueberall handelt die Propaganda offensiv. Die Presse der ganzen Welt steht ihr zur Verfügung und wirft 100 000 Feuerbrände nach allen Seiten. Kann man es den gewöhn-

[1] S. 118. 152. [2] S. 231. 291.

lichen Menschen, der Masse verargen, wenn sie ihren Glauben nach dem Erfolg richtet?' An einer andern Stelle klagt er: ‚Der Radicalismus erhebt sich überall mit steigender Frechheit und findet, gestehen wir es nur ein, allerwärts Duldung als ein unvermeidliches Uebel. Die Landstände, resp. die zweiten Kammern, betrachten sich als die Herren der Länder, und wer es nicht mit ihnen hält, entbehrt des eigentlichen Schutzes. Es sind dabei Ideen der Einheit in das Volk geworfen worden, die nur bei einem wohlgegliederten Organismus des Bundes ohne Bedenken waren, der Bund wird ja aber selbst von den Regierungen als eine Leiche betrachtet und behandelt. Gott erhalte uns den Fürsten Metternich. Sein Abgang wäre eine Calamität; denn schon jetzt ist es eine, daß in diesem Moment der Krise, einer Weltentwicklung, der allgeschätzte Staatsmann auf der Neige des Alters steht, und die allergrößte würde es sein, wenn engherzige Seelen auch nur vorübergehend zur obersten Leitung in Wien berufen werden könnten. Der Fürst hat Gemüth, hohen Sinn für's Schöne und eine so sichere Stellung, daß er viel coulanter sein darf, als es je einem Andern möglich wäre. Dieß gilt namentlich unserm allergnädigsten Könige. Der Fürst hat Momente im Leben, die an einen antiken Character erinnern.' [1]

Rochow's legitimistische Grundsätze bestimmten auch nach der deutschen Revolution von 1848—1849 sein Urtheil über Preußens Stellung zu Oesterreich. Er schrieb darüber am 7. December 1850 eine lehrreiche Betrachtung nieder, aus der wir folgende Sätze mittheilen. ‚Es ist immer

[1] S. 276. 287.

eine ernste Pflicht, in Zeiten wie die unserigen, das Ohr der Wahrheit nicht zu verschließen und sich die nächste Vergangenheit vorzuführen. Was ist der Ursprung der Gefahr des Augenblicks? Preußen nahm durch die Unionsidee den Gedanken der Frankfurter Einheit wieder auf und suchte denselben zu seinem Vortheil zu exploitiren. Daraus erwächst der Vorwurf: daß Preußen aus Deutschland einen Bundesstaat unter Preußens Hegemonie hat machen wollen. Die Unmöglichkeit, dieß Ziel zu erreichen, lag Jedem klar vor Augen, der sie nicht absichtlich verschließen wollte, besonders nachdem Oesterreich durch die Beendigung des ungarischen Krieges wieder sehr fest stand und die vier Königreiche sich ihm anschlossen. Es ist dies dem königlichen Hofe rechtzeitig gesagt worden, aber demungeachtet verfolgte man den unausführbaren Gedanken, wendete den größten Theil von Deutschland von sich ab, und ging einem Bruch mit Oesterreich unfehlbar entgegen.'

,General von Radowitz sagt zwar: „Wir bieten Oesterreich keinen gerechten Grund zum Kriege, aber Oesterreich wird gezwungen werden, gewaffnet zu bleiben und bei der Penurität seiner Finanzen genöthigt sein, nachzugeben." Allein plötzlich trat das preußische Kabinet aus dieser Stellung hervor und erklärte laut: „Wir dulden keine Intervention in Hessen und Holstein", wohin Oesterreich jedoch durch die unabhängigen Souveräne dieser Länder gerufen war! Durch diese Erklärung, welche jeder legalen Basis entbehrte, gab man Oesterreich ohne Frage eine begründete Ursache zum Krieg, und hätte sich Preußen an Stelle Oesterreichs befunden: die Hand auf's Herz! Preußen hätte sich gleichfalls auf den Krieg gefaßt gemacht. So standen die Sachen, als man sich in Warschau versammelte,

in der gegenseitigen Absicht, sich zu verständigen. Oesterreich schickte noch vorher den Grafen Buol nach Berlin mit sehr versöhnlichen Vorschlägen. Doch General von Radowitz schreckte ihn mit der Conjugation des Wortes „Nicht dulden" zurück. Demungeachtet verzichtete Oesterreich auf die Forderung, daß Preußen die Frankfurter Versammlung anerkennen möchte. Preußen dagegen versprach durch Grafen Brandenburg, sich der Autorität der Frankfurter Versammlung in der Sphäre derjenigen Länder nicht entgegenzusetzen, welche sich dort repräsentiren ließen. Der Graf Brandenburg ist über diesen gegenseitigen Zugeständnissen gestorben, und ich bin allein übrig, der Zeugniß von den dortigen Verhandlungen ablegen kann. Sie waren nichts Anderes als eine Rückkehr auf den Weg des Rechts, das Aufgeben einer Opposition, die keine legale Wurzel hatte.' . . . ‚Folgte man dem, was Recht, Gerechtigkeit, der Wortlaut der Verträge vorschrieben, so hätte Preußen die Autorität der in Frankfurt vereinigten Regierungen in dem Bereich ihres Wirkungskreises ohne Störung und Einspruch walten lassen, Kassel verlassen und sich mit der Aufrechterhaltung der Etappenstraße beruhigen müssen. Die Theilung des Präsidial-Rechtes, eher eine Etikettenfrage als ein reelles Privilegium, kann in den Augen vernünftiger Menschen nicht den Vorwand zu einem Kriege geben. Ebensowenig dürfte der Dualismus in der Executivgewalt des neuen Bundes-Central-Organs einen plausiblen Grund zu einem Bruch mit Oesterreich darbieten, und prüft man die Sache etwas näher, so kann Preußen diese beiden Forderungen nur durch allgemeine Zustimmung sämmtlicher deutschen Regierungen realisirt sehen, und soweit ich die Sache beurtheilen kann, sind beide Ansprüche keine

Lebensfrage für Preußen, an die sich seine Existenz knüpfte. Ob diese Forderungen mit 550 000 Mann, oder ohne Bewaffnung unterstützt werden, ist für den Rechtsstandpunkt einerlei. Wollte aber Preußen seine Forderungen durchsetzen, weil es gewaffnet hat, so bekundet es dadurch einen Uebermuth, welcher den Frieden mit Preußen allen übrigen Mächten für die Folge ganz unmöglich machen würde.'

Rochow's Vergleich zwischen der Volksbegeisterung in den Befreiungsjahren und der Stimmung im Jahre 1850 ist von deutschen Vaterlandsfreunden auch beim Beginn des Bürgerkrieges von 1866 gemacht worden. ‚Ich habe den Enthusiasmus des ganzen preußischen Volkes beobachtet. Er war ehrlich und gerecht. Es handelte sich darum, das unerträgliche schimpfliche Joch eines Fremden, das seit sechs Jahren schmählich auf uns lastete, zu brechen. Ein Jeder setzte bereitwillig Gut und Blut für diesen Zweck ein. Heute ist es doch wesentlich verschieden. Preußen hat gar keinen plausiblen Grund zum Kriege. Niemand hat sich erlaubt, daran zu denken, Preußen zu beeinträchtigen, und alle deßfallsigen Gerüchte sind ohne Grund. Preußen aber hat ohne alle Frage seit achtzehn Monaten eine falsche oder wenigstens keine glückliche Politik betrieben; die Regierung will davon abgehen, hat aber nicht die erforderliche Resolution, es offen einzugestehen und die damit verbundenen Folgen ihrer wohlthätigen Determination zu tragen. Mit der österreichischen Erklärung in der Hand, kann jeder preußische Minister vor die Kammer treten und sie fragen: ob sie noch den Krieg wolle? einzig und allein um die Gebote der sogenannten preußischen Ehre zu befriedigen?' . . . ‚Die Zeitungsschreiber, die Kannegießer und die parlamen-

tarischen Notabilitäten werden niemals überzeugend beweisen können, daß ein Krieg unabänderlich nothwendig sei. Er ist provocirt und mit den Haaren herbeigezogen durch des General v. Radowitz Politik seit achtzehn Monaten, vornehmlich durch sein „Nicht dulden wollen" dessen, was Preußen an Oesterreichs Stelle unfehlbar auch gethan haben würde. Die Ursachen zum Krieg werden den Völkern wie den Kabinetten ganz unerklärlich bleiben. Die Ehre ist in der That außer dem Spiele.' . . . ‚Möge man in Berlin nicht vergessen, daß, indem man von dort aus die Gegner zwingt, den ersten Kanonenschuß zu thun, man anderwärts die Schuld der Aggression auf Preußen fallen und folgen lassen wird. Der Kaiser (von Rußland) hat es mir seit anderthalb Jahren gesagt: C'est celui qui enfreint les traités, celui qui viole des engagements et manque à sa promesse, qui est l'aggresseur.' [1]

Man sieht, Rochus von Rochow gehörte jenem jetzt ziemlich veralteten Geschlecht von Diplomaten an, welche noch an Recht und Gerechtigkeit festhielten und, zum Nutzen Preußens und Deutschlands, mit der Revolution, welche ihre eigenen Kinder verschlingt, nicht gemeinsame Sache machen wollten.

---

[1] S. 357—360.

IV. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV.

Friedrich Christoph Dahlmann, von seinem Biographen Springer [1] ‚als einer der besten und tapfersten Söhne Deutschlands' gepriesen, verdient auch von Seiten der Gegner seiner religiösen und politischen Grundsätze jene Hochachtung, die eine ehrliche Ueberzeugung, eine auch bei kränklichem Körper unausgesetzte, ernste geistige Thätigkeit und ein männlicher, opferwilliger Muth mit Recht beanspruchen können. Wer ihn zum Lehrer gehabt hat, wird ihm gewiß stets ein dankbares Andenken bewahren.

Er war verschlossen, schweigsam, oft abstoßend in seinem Wesen, aber er hatte gleichwohl ein warm fühlendes Herz; in persönlichen und amtlichen Beziehungen war seine edle Unparteilichkeit gegen alle Studirenden ohne Unterschied der Confessionen allgemein bekannt. Wir selbst haben wiederholt erfahren, wie gern der wortkarge, mürrische Mann mit Rath und That auch denen zu helfen bereit war, welche er nicht zu den Anhängern seiner Lehren zählte. Noch in seinem hohen Alter besaß er, was der Dichter ‚den Schweiß der Tugend' nennt [2],

[1] Friedrich Christoph Dahlmann, von Anton Springer. 2 Bde. Leipzig 1870. 1872.

[2] Vergl. seine Aeußerung 1, 185.

den Trieb: immer neue Ringe der Bildung anzusetzen, beharrlich fortzuwachsen. Die Beharrlichkeit in der geistigen Arbeit erklärte er mit Recht für den ‚Stempel des Genie's'. ‚Sie allein', sagt er einmal bezüglich Goethe's, ‚gibt dem Genie Character und, indem sie den lebendigen Beweis führt, daß hier verträgliche Eigenschaften des Gemüthes und Verstandes in einer Menschennatur beisammen wohnen, eine Fruchtbarkeit, die aus dem ganzen Menschen kommt. Aehnlich wird Buffon darüber gedacht haben, der das Genie sogar als l'aptitude à la patience zu definiren wagt, und Newton, der, als er gefragt ward, wodurch er die Gesetze der Natur gefunden, antwortete: Dadurch, daß ich oft daran dachte. Wenn Polybius die erstaunlichen Thaten des Jünglings Scipio in Spanien schildert, so erklärt er sie nicht aus Genie und Glück, sondern aus seiner Arbeitsamkeit, und Napoleon machte auf der Kriegsschule zu Brienne nicht von seinen Geniestreichen reden, sondern von seiner wortkargen Zurückgezogenheit und mürrischen Arbeitsamkeit.'

Dahlmann wurde in Wismar, wo der Vater Bürgermeister war, am 13. Mai 1785 geboren und verlebte wegen fortdauernder Kränklichkeit eine arme, freudenleere Jugend. Seine religiöse Erziehung trug den im vorigen Jahrhundert innerhalb des Protestantismus vorherrschenden rationalistischen Character. Aber er bekam doch frühzeitig einen hohen Begriff von der ‚historischen und ästhetischen Bedeutung' des Christenthums und wendete sich für alle Zukunft mit Abscheu weg von aller Spötterei über religiöse Dinge. ‚Das Christenthum', sagt er schon in seiner ersten Schrift über Oehlenschläger's dramatische Werke im Jahre 1812, ‚würde die größte Gabe der Gottheit sein, wenn wir ihm auch kein

anderes Verdienst schuldeten, als daß es uns gewisse große Anschauungen, die schon in den ersten Menschen keimten, deren vollständige Erforschung aber dem Menschen unmöglich oder doch nicht zu Ende zu bringen ist, wie z. B. die Unsterblichkeit der Seele, unauslöschlich eingeprägt hat. Aber es dringt noch weit tiefer in alle Richtungen und Verhältnisse des menschlichen Lebens ein und ist ebenso wenig bloß in bestimmten Dogmen enthalten, als es der Menschheit etwas aufzudringen wünscht, was nicht mit ihren höchsten Forderungen übereinstimmt. Viele der größten christlichen Ideen sind so vollkommen in Saft und Blut der Menschen übergegangen, daß man mit Bestimmtheit behaupten kann, es sei unmöglich, daß Jemand in der Gegenwart, der sich das Höchste zum Ziele setzt, nicht Christ sein sollte. Diese Ueberzeugung, daß das Christenthum nichts wünscht, was nicht die höchsten Bestrebungen der Menschheit fordern, daß die ununterbrochene Bewegung Alles aussondert, was die Irrthümer der Jahrhunderte ihr beigemischt haben, verbürgt die Ewigkeit der Lehre, und der Mann, der ihre Allgemeingültigkeit immer tiefer zu gründen strebt, ist wahrlich nicht ihr schlechtester Vertreter.' ‚Die christliche Zeit', heißt es an einer andern Stelle, ‚hat des Geistes Allmacht mächtig geoffenbart und in den Geistlichen und in den zu ihnen gehörenden Gelehrten und Künstlern Führer geschaffen, welche bei scheinbarer Ohnmacht die Welt vielleicht sicherer steuern als selbst der allermächtigste Eroberer.'

Dahlmann's Vater war Freimaurer und ebenso sein Oheim in Copenhagen. Dessen Freund, der Bischof Münter von Seeland, ein Meister vom Stuhl, suchte auch den jungen Dahlmann für den Orden zu gewinnen. ‚Ich aber', erzählt dieser, ‚widerstand, durch ein unbestimmtes Freiheits-

gefühl bewogen, weil ich nämlich zufällig eines Tages dabei war, als Münter einen meiner älteren Bekannten, der im Orden war, mit der Miene eines Vorgesetzten ungestüm zurechtwies.' Der Bischof vergab ihm nie seine abschlägige Antwort [1].

Nach Vollendung seiner Studien auf dem Wismarer Gymnasium bezog Dahlmann zum Studium der Philologie die Universität zu Copenhagen. Von dort ging er im Jahre 1803 nach Halle, wo Friedrich August Wolf einen solch überwältigenden Eindruck auf ihn ausübte, daß er später oft bekannte: seine ganze Denkart und Ideenrichtung sei von keinem Manne so nachhaltig, als von Wolf, bestimmt worden. ,Noch diesen Augenblick glaube ich,' schrieb er im Jahre 1849, ,daß der Geist freier Untersuchung, welcher durch seine Prolegomena zum Homer geht, den deutschen Köpfen einen Anstoß gegeben hat, dessen Schwingungen über das Gebiet der Philologie weit hinausgehen. Für mich persönlich war die Philologie von Anfang her nicht Eins und Alles, und was mir halb ernsthaft manchmal Wolf vorwarf, daß ich neben ihm noch bei Steffens Naturphilosophie höre und in Schleiermacher's theologischer Encyklopädie gesehen werde, Schleiermacher's, dessen Platon er in Syrupsperioden übersetzt nannte, so nahm ich das halb scherzhaft hin; eben wie es mich ergötzte, wenn Wolf, nachdem er im Platonischen Menon alles Dramatische meisterhaft entwickelt und es nun zu der eigentlichen Hauptsache der Entwicklung des Tugendbegriffs kam, mit einem: „Das ist nun Alles nichts, meine Herren", in den raschesten Lauf der Erklärung setzte. Den Winter las er über Matthäus

[1] Bd. 1, 25. 58. 451.

und Marcus, einen Vorwurf, den er mit ungemeiner Begeisterung ergriff, und mich in den Ferien vor dem Anfange mehrmals von den großen, alle bisherigen Ansichten umwerfenden Dingen unterhielt, die er darin zu leisten gedenke. Doch ermattete er nicht gar lange nach der Einleitung und brach ab. Wenn ich nicht irre, so erwies ihm Eichhorn's „Einleitung in das Neue Testament", welche gerade damals an's Licht trat, daß er nicht so viel Neues leiste, als er gehofft hatte.'

Infolge einer schweren Krankheit kehrte Dahlmann in die Heimat zurück, tief bekümmert um seine eigene Zukunft und um die Geschicke Deutschlands, dem nach der Besiegung Preußens durch Napoleon die letzten Hoffnungen geschwunden schienen. ‚Das Allerlehrreichste', sagt er in seiner Selbstbiographie, ‚war geschehen, wenn es nur nicht zu gleicher Zeit das Allertraurigste gewesen wäre. Denn kaum ist das alte Band des deutschen Reiches freventlich zerschnitten, als auch schon die Strafe folgt, und der Staat, der sich am stolzesten gebrüstet, daß es ihm gelungen sei, aus einem Glied des großen Ganzen ein Ganzes für sich zu schaffen, liegt vom ersten Streich getroffen schmählich am Boden, und auch die kleineren deutschen Fürsten, die sich glücklich vor den Weltbegebenheiten geborgen glaubten, mußten erfahren, daß der Feind ihre Lande noch zu dem großen Deutschland rechnet, von dem sie nichts mehr wissen wollen. Das große Vaterland lag als starre Leiche da, um die sich gierige Wölfe zerrten, und für das deutsche Einzelleben, das sich gern Bahn gebrochen hätte, begann eine unglaublich schlimme, gedrückte Zeit. Jeder Bessere fühlte in seiner Brust den nagenden Vorwurf des Verraths am Vaterlande, beides durch Begehen und Unterlassen, und dennoch, wenn er nun

näher nachsah, traf der Vorwurf des Vergehens ihn nur als den Miterben des alten Fluchs deutscher Zerrissenheit, und seine Thatlosigkeit war unfreiwillig. In diesen Monaten und Jahren, da der Druck der Wirklichkeit unerträglich lastete, rettete ich mich aus der Wirklichkeit in die Wahrheit des alten Lebens hinüber, las unermüdlich Herodot und Thucydides und wohl noch lieber die Dramatiker, unter denen mir Aeschylus und Aristophanes am nächsten traten. Manches von diesen brachte ich mir auf dem Wege der Uebersetzung näher, und als ich von jedem der großen Tragiker ein Stück und daneben die Wolken des Aristophanes fertig hatte, glaubte ich sogar ein Mittel gefunden zu haben, um meine unbekannte Person in die gelehrte Welt einzuführen, und es kam mir vor, daß meine Dolmetschungen, welche die Versmessung des Originals, soweit ich sie verstand, anstrebten, einen ganz anderen poetischen Schwung in sich trugen als die von Wieland im „Attischen Museum" gegebenen. Allein als ich mich nun mit meinem Manuscript an verschiedene namhafte Gelehrte wandte, um durch sie zu einem Verleger zu gelangen, da schwieg der Eine, der Andere antwortete nicht, ein Dritter übersetzte selber und ließ den unerwarteten Nebenbuhler eher verdrießlich an.' Zum Glück erbot sich Adam Müller: ein ansehnliches Bruchstück der Uebersetzung in den ‚Phöbus' aufzunehmen, und Dahlmann ging zu diesem Zweck im Jahre 1808 nach Dresden, welches damals eine Zeitlang als geistiger Mittelpunkt Deutschlands glänzte und auch einen politisch regsamen Kreis von Männern und Frauen in seinen Mauern einschloß.

In Dresden knüpfte Dahlmann einen innigen Freundschaftsbund mit Heinrich von Kleist; er faßte mit diesem

den Entschluß: nach Oesterreich zu wandern, das sich mit kriegerischem Muthe gegen Napoleon erhob und der nationalen Freiheit die letzte, die einzige Hoffnung bot. Kleist scheint sich damals mit dem Gedanken getragen zu haben: Napoleon aus dem Wege zu schaffen, ‚den rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäsar zu erheben‘. Dahlmann hatte an solchen finsteren Plänen keinen Theil. ‚Unser Vorsatz war,‘ schreibt er, ‚von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde. Nicht daß wir uns mit der Hoffnung auf augenblickliche Erfolge getäuscht hätten: wir verlangten von Oesterreich nur Ausharren trotz der Niederlagen, und glaubten an der Haltung der Gebrüder Stadion zu erkennen, daß der Staat entschlossen sei, dießmal seinen letzten Kampf zu kämpfen; wenn dem aber so sei, so werde auch Preußen sich aufraffen aus seinem schmählichen Schwanken zwischen Sein und Nichtsein, das übrige Deutschland aber werde den vereinigten Adlern Oesterreichs und Preußens folgen.‘ [1]

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges habilitirte sich Dahlmann im Jahre 1810 an der Universität zu Copenhagen als Docent für alte Literatur und deren Geschichte. Er begann dort auch seine ersten Studien über das deutsche Mittelalter. Im Jahre 1813 wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen. Er mußte sich, da er früher nie eine historische Vorlesung gehört hatte, förmlich in sein neues Gebiet einleben. Man kann ihn dabei in den vorliegenden Mittheilungen Schritt auf Schritt verfolgen und die Grundsätze seiner Forschung und Kritik kennen lernen.

---

[1] Bd. 1, 457.

Im Einzelnen darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß er als Lehrer wie als Schriftsteller alles ‚geistreiche Anwinken und Anzweifeln' verdammte, daß ihm als Forscher alles Prunken mit scharfsinnigen Einfällen, alles vornehme Beharren bei dem Allgemeinen, alles übermüthige Jagen nach glänzenden Ergebnissen verhaßt war. Die begrenzte, aber gründliche, innerhalb ihrer Schranken vollkommene Erkenntniß zog er der Vielwisserei auf unsicherer Grundlage entschieden vor; daß man ‚in den historischen Studien das Besondere dem Universellen folgen lasse', hielt er für den schlimmsten Irrthum.

Nach diesen Grundsätzen hatte er sich selbst gebildet, auf sie wies er stets hin, wenn sein Rath verlangt wurde. Als ihn seine Freundin Frau von Löw bat: für ihren Sohn einen Studienplan in Bezug auf die historischen Fächer zu entwerfen, gab er (1. Juli 1822) eine anschauliche Schilderung, wie sich wahre historische Bildung am sichersten erwerben lasse [1]. ‚Meine kurze Meinung ist,' schrieb er ihr, ‚daß Ihr Wilhelm nicht besser thun kann, als sich eines Theils ein Skelet des allgemeinen Verlaufs der Geschichte einzuprägen, wozu sich vielleicht der Auszug aus Schlosser's Weltgeschichte von Reinganum in Frankfurt, ein Buch, das ich übrigens noch nicht gesehen, vorzugsweise empfiehlt, wenn es nicht zu überladen ist. Von der andern

---

[1] Belehrend ist ein Vergleich dieses Briefes mit Johann von Müller's gehaltvollen Aussprüchen über die Art und Weise, wie ein Jüngling geschichtlich auszubilden sei (Sämmtl. Werke 36, 54—61), und mit einem Briefe Niebuhr's, worin derselbe einem Jüngling seine durch Studien und Erfahrungen gereiften Ansichten über Methode und Ziel der philologisch-historischen Wissenschaften darlegt. Lebensnachrichten 2, 200—212.

Seite aber weiß ich fast nichts als die Quellen. Gilt es griechische Geschichte, dann die hierher gehörigen Theile des Herodot, welches die Lange'sche Uebersetzung, die überhaupt den Ton sehr gut trifft, durch eine Uebersicht erleichtert — denn den griechischen Text zu lesen würde für jetzt noch zu sehr vom Stoffe ablenken — dann das erste Buch des Thucydides. Hierauf die erste beste griechische Geschichte, etwa die in den Raumer'schen Vorlesungen mit Vergleichung des Bredow neuester Ausgabe wegen der Zeitrechnung. So möchte ich es auch mit den anderen Geschichten gehalten wissen. Natürlich nicht die ganze Breite der Quellen; aber eine oder die andere Hauptquelle zu lesen, ehe man sich einem neuern Buche vertraut, scheint mir die eigentliche Pforte in den Garten der Geschichte, wo man dann die gesundesten Früchte pflücken lernt. So im Mittelalter die kleine Lebensbeschreibung Eginhard's neben Hegewisch's oder Dippold's Werken über Karl den Großen. Man kommt, dünkt mich, dadurch dahin, beiden Theilen, den Quellen wie den neueren Ordnern, gerecht zu werden, durch die Quellen aber zu dem, was ich für das Wünschenswertheste halte, daß man frühzeitig in irgend einem Lieblingstheile der Geschichte seßhaft werde; fast gleichgültig in welchem, nur daß man sich von einem bestimmten Punkte herausbilde und so das Kraft und Saft verzehrende Anfangen von dem Universellen geradezu auf den Kopf stelle.' [1]

‚Von Vielen', sagt er, ‚wird die Geschichte jetzt allein als eine Tochter der Philologie betrachtet; außer allenfalls der jüdischen Geschichte soll die alte griechische und römische für die allein wissenswürdigste gelten. Die neuere Geschichte

---

[1] Bd. 1, 211—212.

erscheint als ein unwürdiger Anhang zur alten, den man nur um des practischen Nutzens willen zu lernen habe, und deßhalb, weil das neue römische Kaiserthum auch als die Fortsetzung des alten genommen werden könnte. Ein großer Irrthum. Wehe der Zeit, der das Nebensache ist, was auf die Gegenwart hinleitet! Soweit hätte man nicht abirren können, wenn den geschichtsforschenden und geschichtslehrenden Kathedern Werke der Geschichtschreibung erwachsen wären. Aber nichts dergleichen; denn solche keimen nicht aus dem Wissen, sondern aus der Verbindung des Wissens mit der Gesinnung und dem Sinn für das Leben.' ,Jedermann wird jetzt in die Politik hineingezogen, man muß jetzt ein Urtheil darin haben, und doch sind so Wenige, welche die nöthigen Vorarbeiten dazu unternehmen; kaum wissen die Meisten, daß welche nöthig sind, daß Politik gelernt werden müsse, gleich anderen Wissenschaften. So viel darf ich sagen, daß kein Stoff geeigneter ist zu einer practischen Einleitung in die Gesetze der Staatskunst, als die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, nach ihrem eigentlichen Sinne vorgetragen. Dieser Stoff ist aber darum so einzig lehrreich, weil er eine Aufgabe für die Staatskunst enthält, die in früheren Jahrhunderten gar nicht erkannt war, und weil es dieselbe Aufgabe ist, an deren Lösung gerade die Gegenwart arbeitet und gerade dadurch so siech und krank ist, weil sie sich gegen die rechte Art der Lösung verblendet.' [1]

Nach dem Siege bei Waterloo hielt Dahlmann bei einer öffentlichen Universitätsfeier eine herrliche Rede [2], die uns sowohl durch ihren religiösen Schwung ein treues Zeugniß

---

[1] Bd. 1, 71.

[2] Vollständig mitgetheilt im Anhang, Bd. 1, 463—472.

ablegt von der in jenen Tagen allgemein herrschenden Stimmung, als auch die besondere politische Auffassung deutlich in die Erinnerung zurückruft. Gar Manches aus der Rede paßt durchaus auf die heutigen Verhältnisse, so daß man sie gerade in der Gegenwart zur vollen Beherzigung empfehlen kann. Man wird dabei an die Worte erinnert, die Dahlmann über Niebuhr schrieb: ‚Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen, im veralteten Sinne ein ehrlicher Mann zu sein, und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seitdem man sie nicht mehr machen kann.' [1]

In Dahlmann's Studien wie in seinen Vorlesungen lief allmählich der Politiker dem Historiker den Rang ab: aus einem Erzähler der Dinge, die sich in vergangenen Zeiten ereignet hatten, ward er ein Lehrer, welcher zeigte, wie man an den Geschicken des Vaterlandes theilnehmen, auch wie der Staat regiert werden, nach welchen Gesetzen man im Staate handeln solle. Bekanntlich hat er darüber später in seinem Werke ‚Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt' ausführlich abgehandelt. Wie man immer auch über dieses Werk urtheilen möge, es hat einen großen Einfluß auf die politischen Gesinnungen in Deutschland ausgeübt. Lautesten Wiederhall fand insbesondere der unerschütterliche Grundsatz des Verfassers: ein ehrlicher monarchischer Sinn vertrage sich gar wohl mit einer freien Anschauung vom Staate, und das Königthum werde nur um so fester gestützt, um so sicherer geschützt, wenn es durch eine gute Verfassung

---

[1] Bd. 1, 474.

mit dem Volke sich binde und einige. ‚Mag einer‘, schrieb er, ‚noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich doch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat.‘ ‚Eine heilige Sache ist der Staat. Wohl hat die Schrift Recht, wenn sie Könige und Obrigkeiten von Gott eingesetzt denkt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk es selber ist. Der gute Fürst will von selber nichts als des Volkes Wohl, er sieht auf keine andere Macht, als die zu diesem schönsten aller Zwecke führt, hat auch kein Recht darauf, man müßte denn annehmen, daß die Gottheit zur Uebung des Unrechts den Herrschern Rechte verliehen hätte. Um dem Volke sein Recht zu thun, muß man nothwendig seine Stimme vernehmen, nicht das wüste Geschrei der Menge, die unwissend jedem nächsten Vortheile nachrennt, sondern seine Sprache, worin Vernunft und Eigenthümlichkeit sich ausbilden. Den bessern Theil des Volkes zum Sprechen zu bringen, ist die Kunst der Verfassungen.‘

Wie wenig übrigens Dahlmann zu der landläufig liberalen Partei gehörte, erkennt man schon aus seinen Ansichten über Erziehung und Unterricht durch den Staat, über unbeschränkte Gewerbefreiheit, über Judenemancipation und Anderes.

‚Kein Staat‘, betonte er, ‚hat je, ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet, um nach seinem Gefallen sie zu bilden, für Staatszwecke ohne Rücksicht auf die Selbstbestimmung durch Anlage und Wahl; uns aber verbietet vollends bessere Einsicht die Seelenverkäuferei an den Staat. Schutz und Wartung des menschlichen Sprößlings gehören

der Familie an, vornehmlich ihrem weiblichen Theile, dessen gesellschaftliche Bestimmung ganz in der Familie enthalten ist; denn die Jungfrau verläßt diesen Kreis nur, um nicht von ihm verlassen zu werden und indem sie einen andern begründet. Auch auf der spätern Bildungsstufe, wo sich Erziehung und Unterricht unterscheiden, bleibt der Theil der Erziehung, welcher vom Unterrichte getrennt werden kann, in der Hand der Familie; denn diejenigen Bildungsanstalten, welche Erziehung und Unterricht zugleich umfassen, sind, wie viel auch ihre freier experimentirende Thätigkeit der Erziehungswissenschaft nütze, doch nur da am Orte, wo die Familie fehlt, zerrüttet oder von den Mitteln der Bildung verlassen ist. Der Unterricht geht zwar über die Familie hinaus und bedarf, je mehr Bildung er bezweckt, um so mehr des Gemeinwesens; jedoch wieder nicht so, daß die Regierung sich des zu Unterrichtenden bemächtige. Sie wird öffentliche Unterrichtsanstalten bilden und sie anbieten, ohne den Privatunterricht anders als dadurch zu beeinträchtigen, daß die Regierungsanstalten die vollkommeneren sind. Ihrem oberaufsehenden Character gemäß hat sie das gesammte Unterrichtswesen im Auge, und schreibt die Fächer des öffentlichen Unterrichts vor, aber nicht die Wahrheiten des Faches, gestattet auch nicht, daß die Kinder durch Fahrlässigkeit der Eltern nichts von dem erfahren, worüber der Mensch nur zum Schaden seines Heiles unwissend ist.'[1]

Gegen die unbeschränkte Gewerbefreiheit schrieb er, ähnlich wie Freiherr von Stein: ‚Es war zu rasch, die Innungen deßhalb aufzuheben, weil sie keinen Antheil an der Verfassung der Städte länger haben dürfen und un-

[1] Politik (2. Aufl.) 293.

zählige Gebrechen an ihnen haften. Nicht die Schranken wegnehmen, sondern sie an die rechte Stelle setzen, ist ja die Aufgabe, welche selten durch ein allgemeines Landesgesetz glücklich zu lösen sein möchte.‘ [1]

Ueber die vollständige Gleichstellung der Juden sagt er: ‚Es ist wirklich ein Fortschritt, daß man zwischen Staat und Kirche jetzt richtiger zu unterscheiden weiß, als in früheren Tagen. Allein es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, sie gänzlich von einander trennen zu können. Nirgends, wo man es auch versucht, ist das auf die Länge gelungen, nirgends ohne Nachtheil auch nur versucht worden. Die Unthunlichkeit (der Judenemancipation) wird insbesondere durch Eid und Ehe an's Licht gestellt [2]. Aber auch ein großes Interesse der Sitte waltet ob. Wir werden nicht leicht durch einen Sprung dahin kommen, diejenigen ganz als unseres Gleichen zu betrachten, welche eine ganz andere

---

[1] Bd. 1, 408.

[2] Wir wollen hierbei an einige Aeußerungen Goethe's in seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller erinnern. Als in Weimar das neue ‚Judengesetz‘ erlassen wurde, welches die Heirat zwischen Christen und Juden erlaubte, ergoß Goethe über dasselbe, wie Müller berichtet, ‚seinen leidenschaftlichen Zorn‘. ‚Er ahndete die schlimmsten und grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Superintendent Character habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch' scandalöses Gesetz untergraben.‘ Müller bemerkt dazu: ‚Was in seinem Judeneifer recht merkwürdig war, ist die tiefe Achtung vor der positiven Religion, vor den bestehenden Staatseinrichtungen, die trotz seiner Freidenkerei überall durchblickte. „Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probiren?“ sagte er unter Anderm.‘ Burkhardt 57—58.

Vorzeit haben, ganz verschiedene Lebensweise, ganz verschiedenen Unterricht, wenigstens der Mehrzahl nach, und bei denen, um auch das nicht zu verhehlen, das was wir Standesehre nennen, sich im Allgemeinen noch gar nicht findet. Sie müssen uns nothwendig Garantien geben, daß sie nicht den Vortheil allein für sich nehmen, den Verbindlichkeiten aber sich entziehen. Dazu genügt aber keine gesetzliche Vorschrift, sie selbst muß in den Ueberzeugungen vorbereitet werden. Was hülfe es z. B., ihren Sabbath auf den Sonntag zu verlegen, wenn sich die immer Achtung verdienende religiöse Ueberzeugung der Mehrzahl dagegen sträubt? Und ist denn auch nicht die religiöse Ueberzeugung der Christen zu ehren, die sich dagegen sträubt, einen Eid in die Hände eines israelitischen Richters abzulegen? oder ihr politischer Glaube, der sich so leicht nicht darein ergeben möchte, sie als Landtags-Deputirte zu sehen? Also auch für den eifrigsten Freund der Israeliten besagt, wenn er nur ein wenig nachdenkt, das Lieblingswort Emancipation viel zu viel, ist viel zu vag und bedarf der Begrenzung, der Abstufungen des Unterschieds unter den Individuen selber nach Maßgabe ihres Betriebes. Die z. B. den Schacher oder sogenannten Nothhandel forttreiben, können nicht gleichen Rechts, nicht einmal freizügig sein. Die Zunftfähigkeit bedarf anderer Schranken, besonders aber das Recht, Landeigenthum zu kaufen; denn es ist nicht zuzulassen, daß der Israelit nur Land kaufe, um es als Waare wieder zu verkaufen, er muß an Jahre des Besitzes gebunden werden, an eigene Bearbeitung auch, so weit thunlich, durch Mitglieder seines Stammes. Ferner darf doch gewiß kein Israelit Patronatsrechte über christliche Kirchen und Schulen üben, wie wohl solch ein Fall leider nicht unerhört ist. Auch

Häuser würden sie nur zu eigenen Betrieben kaufen dürfen. Außerdem wird auch wahrscheinlich ausländischen Israeliten die Einwanderung um so mehr zu erschweren sein, je mehr man für die inländischen thut.'[1]

Im Jahre 1829 folgte Dahlmann einem Ruf nach Göttingen. Hier zählte er auch den Kronprinzen Maximilian von Bayern zu seinen Zuhörern und bald zu seinen begeistertsten Anhängern. Die Nachrichten, die uns die Biographie über das Verhältniß des Kronprinzen zu seinem Lehrer bietet, sind so merkwürdig, daß wir sie nicht übergehen dürfen. ‚Oft unterbrach der Prinz den Vortrag Dahlmann's durch laute Ausbrüche der Freude über die Schönheit und Wahrheit des Gesagten, durch Betheuerungen, wie er die empfangenen Lehren stets festhalten wolle. Er schenkte allmählich Dahlmann volles Vertrauen und besprach mit ihm, wie mit einem Gewissensrathe, selbst die zartesten Angelegenheiten.'

‚Mein Verhältniß zum Kronprinzen', schrieb Dahlmann im Jahre 1830 an Hegewisch, ‚ist das beste und von seiner Seite das vertrauendste. Er weiß, daß ich ihn ohne Rückhalt berathe, und so reden wir häufig miteinander von seinen jetzigen nicht ganz leichten Verhältnissen und von denen, die bevorstehen. Mit der österreichischen Vermählung ist es nichts, obwohl sie in allen Zeitungen steht. Auch von kirchlichen Verhältnissen ist sehr oft die Rede. Er ist von dem Kunstkatholicismus und den mönchischen Tollheiten so weit entfernt, daß eher zu wünschen bleibt, daß er nicht mehr heraustrete, als jetzt an der Stunde ist. Es ist wirk-

[1] Bd. 1, 358.

lich ein eigener Anblick, wie mir noch kürzlich der Schwager Grimm's, der Obergerichtsrath Hassenpflug aus Cassel, der oft bei mir hospitirt, sagte, einen künftigen katholischen König zu sehen, der bei einem protestantischen Professor die Geschichte der deutschen Reformation hört, die ich ihm natürlich ohne ein Haar abzulassen vortrage. Inzwischen kennst Du mich wohl genug, um zu glauben, daß ich nicht darauf ausgehe, einen Proselyten zu machen, gerade im Gegentheil. Ich habe mich ihm darüber neulich, als wir vom Uebertritt seiner Tante, der preußischen Kronprinzessin, sprachen, sehr bestimmt erklärt. Ich halte mich bloß an die eine Seite der Sache: die Geistlichkeit darf durchaus keine Herrschaft im Staate haben, und das mache ich ihm von allen Seiten eindringlich, wie das die Religion zu Grunde richte und den Staat, und wie weit hierin unsere Kirche vor der seinigen voraus sei.'

Was Dahlmann in diesem Briefe nur ,vorsichtig andeutet', ergänzt Springer nach mündlichen Mittheilungen dahin: ,Der Kronprinz, leicht entzündlich wie die Jugend ist, überdieß mit seinem Vater gespannt, über den Gang, welchen die Dinge in Bayern nahmen, mit Recht unzufrieden, trug sich mit dem Gedanken eines gänzlichen Bruches mit seiner Kirche. Es war Dahlmann's Aufgabe, ihn zu beschwichtigen, wie sehr er dadurch der guten Sache des bayerischen Volkes schaden würde, nachzuweisen; es war sein Verdienst, daß der Kronprinz seine Neigung niederkämpfte. Auch nachdem der Prinz Göttingen verlassen hatte und diesen stillen Studienort gegen seinen Willen mit dem lärmenden Berlin vertauschen mußte, blieb er mit Dahlmann im Verkehr. Er erbat sich den Schluß der Vorträge über Politik, welche er wegen seiner schleunigen Abreise nicht zu Ende gehört hatte, und auch später-

hin als reifer Mann ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, sich Dahlmann zu nähern, seine Meinungen über die wichtigsten vaterländischen Dinge zu erfahren.' Niebuhr äußerte in einem Briefe an Dahlmann: ‚Es ist erfreulich, daß der Kronprinz von Bayern sich an Sie hält; wenn er so fortfährt, muß ihm weder die alte Makel, die auf dem bayerischen Namen haftet, noch die nichts weniger als harmlose Narrheit des Vaters schaden.' [1]

---

[1] Bd. 1, 269. 382. In einem Aufsatze ‚Zur Würdigung des Königs Max II. von Bayern' in der Kölnischen Volkszeitung vom 9. August 1889 (zweites Blatt) heißt es unter Anderm: ‚Unlängst hat Dr. Ratzinger in der Deutschen Reichszeitung dargelegt, König Max II. habe der Loge eine officielle Stellung in Bayern einräumen wollen und sei nahe daran gewesen, zum Protestantismus überzutreten. Dr. Ratzinger kommt darauf nochmals zurück und schreibt: „Es ist klar, daß wir einer solchen Nachricht nicht Verbreitung geben konnten, wenn uns nicht Quellen zur Verfügung standen, die jeden Zweifel ausschließen. Jene Persönlichkeit, welcher Minister v. d. Pfordten von dem Concept der näher bezeichneten Denkschrift Einsicht zu nehmen gestattete, lebt heute noch und hat gar keine Veranlassung, mit der Wahrheit hinterm Berg zu halten. Der Protestant v. d. Pfordten rieth dem König Max II. ab, die Loge in Bayern officiell einzuführen, wie der protestantische Professor Dahlmann es war, welcher den damaligen Kronprinzen vor einem Glaubenswechsel warnte. . . . Die vertrautesten Freunde und Gesinnungsgenossen Max' II. waren zwei protestantische Predigerssöhne aus Mecklenburg, welche der König von seinen Studien in Göttingen mit nach Bayern brachte, mit Gold überhäufte, in die höchsten Staatsämter einführte und sogar in den bayerischen Adel aufnahm. Es waren dies Wendland und Dönniges. Wendland wurde baronisirt, mit dem schönen Gute Bernried, der ehemaligen Bernhardiner-Abtei am Starnbergersee, ausgestattet und starb als bayerischer Gesandter in Paris. Dönniges wurde gleichfalls geadelt und starb als bayerischer Gesandter in Bern, wo seine

Es war damals auch Absicht: Dahlmann nach München zu ziehen. Schelling besonders setzte dafür seinen Einfluß ein. Aber Niebuhr rieth ab. ‚Mit allem Respect für Schelling,‘ schrieb Niebuhr an Dahlmann, ‚in dem was er kann und ich nicht, ist mir in meiner Sphäre doch etwas gräulich vor seinem Schweifen: und da steht es arg, wo man seine Hoffnungen vornehmlich auf Thiersch bauen muß. Wir haben hier einen jungen bayerischen Philologen, den die Regierung zu einem glänzenden Historiker zurichten läßt: er studirt im dritten Jahr; ein gar guter Junge; aber

emancipirte Tochter Helene den Scandal mit Lassalle aufführte und das Duell und den Tod des socialistischen Agitators veranlaßte. Diese Günstlinge nährten in dem König die falsche Ansicht, daß Bayern einer Auffrischung durch norddeutsche „„Talente““ bedürfe. Es folgten dann jene Berufungen, welchen der Einfluß und die Machtfülle der Krone zur Verfügung stand, um Bayerns Hochschulen zu beherrschen und das politische Uebergewicht Preußens zu vollenden.“ Die Ausführungen Ratzinger's werden bekräftigt durch Professor Dr. C. v. Höfler. In seinen, den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (26. Jahrgang, S. 395—416) eingefügten „Erinnerungen an Fallmerayer“ schrieb der greise Historiker vor kurzem wörtlich (S. 413): „Max II. wurde, wie bekannt, nur durch Professor Dahlmann abgehalten, dem protestantischen Cultus sich offen zuzuwenden. Ihm gehörten seine Sympathien an, während er dem Volke gegenüber den Schein eines katholischen Königs sich zu wahren bemüht war. Wer aber einer andern Richtung sich zuwandte, war der Ungnade sicher.“‘ Die neuerdings veröffentlichten freien Geschichtsvorträge, welche Ranke dem Könige hielt, haben wegen ihrer ‚vielfach unreifen und von Schiefheiten wimmelnden Auslassungen dem Andenken Ranke's in fachmännischen Kreisen entschieden geschadet; aber der Umstand, daß solche Dinge dem Könige eines weit überwiegend katholischen Landes überhaupt vorgetragen werden konnten, erklärt ein gutes Theil der bayerischen — Unbegreiflichkeiten auf kirchenpolitischem Gebiet‘.

er schreibt schon eine griechische Geschichte in drei Bänden aus fünf Gesichtspunkten!'[1]

Niebuhr arbeitete vielmehr, freilich vergeblich, dahin: seinem Freunde eine Professur in Bonn zu verschaffen. ‚Wir haben hier', klagt er ihm, ‚in die Lücke von Arndt's Professur Löbell erhalten, eine nicht erfreuliche Acquisition, womit gerade nichts gefördert wird. Er ist ein schwaches ästhetisches Gemüth, welches sich zu Tieck's Secte bekehrt und in ihm die Sonne Deutschlands sieht, das Löbliche und Schmähliche in der Geschichte in die Förderung oder Hemmung der Kunst setzt. Ach, wenn wir doch Sie bekommen hätten, auch ohne an mich zu denken!'[2]

Sehr lehrreich sind die ausführlichen Nachrichten der Biographie über die Verfassungskämpfe in Hannover und über Dahlmann's Betheiligung an denselben. Mit der Aufhebung der Verfassung durch den König Ernst August hing Dahlmann's Entfernung aus Göttingen zusammen.

Dahlmann hatte die bekannte Verwahrung der sieben Göttinger Professoren gegen den Verfassungsbruch abgefaßt und dadurch mit seinen Genossen den Zorn des Königs zu hellen Flammen angefacht. Er gehörte zu den drei Professoren, welche nicht bloß abgesetzt wurden, sondern den Befehl erhielten: ‚binnen drei Tagen das Königreich zu verlassen, sonst würden sie zwangsweise nach einem andern Ort des Landes abgeführt werden'. Es war ihm unmöglich gewesen, seinen auf die Verfassung geleisteten Eid zu brechen. Vor aller Welt hatte er erklärt: ‚Wenn jemals der Tag erschiene, an welchem mir klar würde, Moral

---

[1] Bd. 1, 258. [2] Bd. 1, 271.

und Politik wären ganz getrennte Gebiete: ich würde mich keine Stunde mehr mit Politik lehrend oder lernend beschäftigen, ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit betrachten.' ‚Ich will', schrieb er, ‚als ein ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen. Bis dahin war ich mir bewußt, die Pflicht des Gehorsams weder in der That noch Lehre vernachlässigt zu haben, und ich will getreu daran halten: allein die Pflicht der Knechtschaft vermag ich nicht anzuerkennen.' [1]

Am 17. December 1837 wurde er mit seinen Freunden Jacob Grimm und Gervinus durch einen Zwangspaß über Witzenhausen nach Cassel dirigirt.

Der zweite Band der Biographie bringt insbesondere aus den Revolutionsjahren 1848—1849 manche wichtige und belehrende Mittheilungen und Enthüllungen. Dahin gehören vor Allem die Briefe Friedrich Wilhelm's IV. an Dahlmann, die uns den edlen König in seinem Rechtssinne und in seiner ächtdeutschen Vaterlandsliebe trefflich vorführen und eine laute Anklage gegen die seit dem Jahre 1866 eingetretene Zerstückelung Deutschlands enthalten. Auch der Briefwechsel Dahlmann's mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen bietet gar manche beachtenswerthe Beiträge zur Kenntnis der politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustände Deutschlands seit dem Jahre 1837.

Nach seiner Entfernung aus Hannover lebte Dahlmann zuerst in Leipzig und in Jena, wo er sich mit der Bear-

[1] Bd. 1, 437.

beitung seines Hauptwerkes, der ‚Geschichte von Dänemark‘, beschäftigte. ‚Wir sieben Collegen‘, schrieb er am 27. Februar 1838, ‚haben in ungleichem Kampfe Alles daran gesetzt. In Hannover ist ein solcher Vorrath von Furcht aufgespeichert, daß man einen ganzen Welttheil damit versorgen könnte; auch an meditirtem Verrathe fehlt es nicht; auf einen Zusammenhang gesetzlichen Widerstandes konnte Niemand rechnen, der den in Höflichkeit getauchten Character des gebildeten Theiles der Bevölkerung kennt. Das Schlimmste aber ist die allgemeine Lage der Dinge in Deutschland. Das Christenthum ist über anderthalbtausend Jahre alt geworden, ehe es nur der Welt eingefallen ist, zu behaupten, es könne nicht mit der bürgerlichen Freiheit bestehen. Jetzt ist's die Lehre von Jedermann, der Excellenz selber werden oder Gunst bei Excellenzen will. Von uns sagt man: Die Männer sind so übel nicht, aber der König und das Christenthum sollten ihnen mehr sein als ihr Gewissen — und man hält es für Pflicht gegen das Königthum, uns wenigstens vorläufig durch Nichtanstellung außer bürgerlicher Wirksamkeit zu halten.‘ ‚Höchst peinlich‘, sagt er in einem andern Briefe, ‚ist insbesondere die fälschende Mißdeutung, welche das Christenthum erfahren muß, damit nur jeder Schritt, der für die Erhaltung gesetzlich bestehender Schranken der Herrschaft aus dem Drange des Gewissens geschieht, in das revolutionäre Gebiet hinübergespielt werden könne.‘ An Reimer in Berlin richtete er folgende Klage: ‚*Ihre* Regierung ist es ganz hauptsächlich, die uns in ein Netz verstrickt, dessen Anfertigung dem Urheber wahrscheinlich als ein Wunder von Scharfsinn erscheint, weil es für den Augenblick bequem ist und wenn auch die Gerechtigkeit in alle Wege, doch das neue Christen-

thum nicht verletzt, dessen Fundamentalsatz die unumschränkte Regierung ist.‘

Diese unumschränkte Regierung und Cäsaropapie, die, wie damals mit frömmelnden, so jetzt mit liberalen Schlagwörtern verbrämt, Recht und Freiheit des Individuums und der Familie unterdrücken, die Kirche maßregeln und ein ‚weltliches Papstthum‘ aufrichten will, war ihm in innerster Seele verhaßt, und er äußerte wiederholt seine Achtung vor jener glaubensstarken und freiheitsvollen Zeit, wo in Deutschland noch das Wort bethätigt wurde, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. ‚So viel darf ich‘, schrieb er, ‚mit voller Wahrheit von mir sagen, daß ich es von jeher für die wichtigste Aufgabe meiner geschichtlichen Studien gehalten habe, den Entwicklungen des Christenthums nachzugehen, aber ich habe nicht gefunden, daß die germanischen Völker durch Annahme dieser Lehre schwachherziger gegen innere und äußere Feinde wurden; sie führten edlere, heiligere Zwecke in ihr Leben ein, aber sie fuhren fort, in der innern Freiheit die Bedingungen der äußern zu sehen, und zählten den unerschrockenen Kampf für beide zu den Christenpflichten. Auch habe ich in den hohen Vorbildern, in welchen sich christliche Tugend am glänzendsten malt, nie die Neigung zu blinder Unterwürfigkeit unter weltliche Gewalt entdecken können, sondern, wenn je etwas zu tadeln war, weit eher die vorherrschende Richtung, durch rasche That zu bezeugen, daß Gottes Stuhl höher stehe, als der der Könige.‘

Man meint den alten Görres sprechen zu hören, wenn Dahlmann sagt: ‚Als durch innere Ungerechtigkeit und ungeschickte Leitung, nicht fürwahr durch eine Lust unseres Volkes an Umwälzungen, Deutschland unter die Herrschaft

der Franzosen fiel, stärkte sich die Brust der Besten an der Hoffnung, es werde durch treues Beharren in den Tugenden, für deren Uebungen die Vorsicht stets ein Feld übrig läßt, der Tag der Befreiung wiederkehren; für die Schlechtesten aber galten diejenigen, welche den Feinden des Vaterlandes die Hand zu bieten als Pflicht christlicher Unterwerfung predigten. Kaum aber war durch Thaten wunderbarer Aufopferung die Freiheit vom auswärtigen Feinde wiedergewonnen, als auch jene alte, unselige Spaltung und Mattherzigkeit unseres Daseins wiederkehrte, und die gefeierten Sprecher des Tages nicht satt wurden, zu wiederholen, die Verfassung des Vaterlandes sei dem Manne von Wissenschaft gleichgültig und das Christenthum predige nur Gehorsam. Als Heilmittel gegen die Uebel der Zeit stellen sie ein weltliches Papstthum auf, gegen welches unsere ganze Geschichte laut Zeugniß gibt.'

Seit der Kirchentrennung, mit welcher das ,weltliche Papstthum' in einem Theile Deutschlands begann, wurde das deutsche Volk auseinandergerissen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Verneinung im Innern zersetzt; es gerieth in jenen Zustand, den ein Freund Dahlmann's treffend mit den Worten bezeichnete: ,Der alt gewohnte Reichsboden, auf dem wir fußen konnten, ist dahin; wir leben, als gäbe es keine Vergangenheit, keine Bedingung, kein Gesetz und Recht für die Gegenwart, als fingen wir jeden Augenblick von vorne an, als wären alle Wurzelfasern unseres geschichtlichen Daseins durchschnitten; wir experimentiren im besten Falle oder graben nach Quellen in dem öden Flugsande des Rationalismus; Staatskünstelei und flacher Liberalismus sind die unfruchtbaren Factoren unseres politischen

Lebens.'[1] Als dieser ‚flache Liberalismus' sich im Jahre 1845 in ähnlicher Weise wie in unseren Tagen des ‚Culturkampfes' vermaß, ‚das Kirchenthum durch die Beigabe patriotischer Interessen neu zu gestalten', und eine ‚deutsche Nationalkirche' nach dem ‚Bedürfniß des Zeitgeistes', gestützt auf ‚edle moralische Grundsätze', aufbauen wollte, äußerte Dahlmann sich unverhohlen: ‚Wie man ohne Kirche leben kann, das sehe ich ein, ich lebe selbst so, obwohl ich es anders wünschte, weil die Predigt, wie ich sie höre, mich nicht erbaut, der Kirchengesang nur wenigen Eindruck macht; allein wie man eine Kirche auf bloß christlicher Moral bauen könne, das sehe ich vor der Hand nicht ein. Mir kommt es vor, daß diejenigen, welche sich an Christus selbst halten, vom Geheimniß seiner Geburt, seiner Auferstehung und von seinen Verheißungen lehren, und die gläubige Menge, welche zuhört, die Kirche ausmachen; wenn wir Anderen aus- und eingehen, wir bringen Zug, aber keine Wärme hinein. Was in dem Volke von christlicher Sitte lebt, ist beim Volke der unteren Lagen, welches ich kenne, die Folge von der Zuversicht auf die Untrüglichkeit der christlichen Verheißungen. In den elenden Hütten wird in dieser Zuversicht ruhig gestorben. Wir sind schlechterdings außer Stand, das diesen Lagen der Bevölkerung zu ersetzen durch unsere Moral, und könnten wir unsere ganze Philosophie der Geschichte hinzuthun, wir vermöchten es nicht. In uns selber fehlt, wenn wir uns aufrichtig fragen, die Fülle der Beruhigung, welche in dem einfachen Christenglauben wohnt. Mein Haupttadel gegen die gelehrten protestantischen Orthodoxen ist gerade darin enthalten, daß

---

[1] Bd. 2, 14. 93. 170.

sie eine Beruhigung zur Schau tragen, welche nicht in ihrem Innern ist.'[1]

In einem Aufsatze ,Eine Auseinandersetzung mit mir selbst gepflogen' sagt er: ,Man muß zugestehen, daß eine Religion, welche sich in goldenen Lehren der Weisheit und Tugend aufgelöst hat, für die große Mehrzahl der Menschen eben darum keine Religion mehr ist, besonders für diejenigen nicht, welche mit langer Bedrängniß zu kämpfen haben. Der vielgeplagte Mensch will aus seiner Religion Bürgschaften und Verheißungen schöpfen, die ihn unmittelbar vom Staube des Elends zum Himmel aufrichten; und das leistet in vollem Maße der Katholicismus.' . . . ,Die Theologie des Protestantismus erscheint ohne ihre Schuld nur als Menschenwerk gegen diesen Wunderbau, und ich begreife Niebuhr recht gut, wenn er in vertrautem Gespräch mir mehr als einmal wiederholte: „Wir bedürfen einer neuen Religion". Denn wie die Wissenschaftlichen der Zeit sich auch stellen mögen, eine Lücke bleibt in unserem Wesen, und je weniger einer selbst sie fühlt, um so gewisser mag er sein, daß sie dem Blicke Anderer nicht entgeht . . . Allein man kann sich nun einmal keine Flügel künstlich ansetzen; aber Jedermann hüte sich, einen einfachen Herzensglauben zu stören, und befleißige sich, in Eintracht mit Andersgläubigen zu leben.'

,Seit dem westfälischen Frieden', sagt er ein andermal, ,ist für Deutschland Heil und Frieden nur in einer lebendigen, aber friedlichen Nebeneinanderentwicklung beider Confessionen gegeben.' Wunderlich ist seine Meinung: der Katholicismus wirke nur so beseligend, wie er oben an-

---

[1] Bd. 2, 187.

gegeben, wenn er in einem ‚von keinem Wissensdrang berührten Gemüthe' aufgefaßt und ‚die traurige Geschichte der Hierarchie' nicht eingemischt werde [1].

Für sich persönlich sprach er seinen dreisten und zugleich oberflächlichen Unglauben bezüglich der Grundwahrheiten des Christenthums mit den Worten aus: ‚Christus, der dem erhabensten und innigsten aller menschlichen Gedanken sein Leben widmete, ist mir erst ganz verständlich, seit ich ihn einfach als den Sohn des Zimmermanns Joseph und der Maria faßte und selbst einigen menschlichen Tadel an ihn kommen lasse.' [2] Diese ‚neue Religion' ist seitdem in Deutschland immer mehr verbreitet worden und mündet allmählich aus in den vollkommenen Atheismus, den David Strauß als ‚neuen Glauben' verkündete.

Durch Friedrich Wilhelm IV. wurde Dahlmann nach Bonn berufen, wo er Geschichte und Staatswissenschaften lehren sollte. Gleich in den ersten Jahren seiner dortigen Wirksamkeit schrieb er 1844 und 1845 die Geschichte der englischen und der französischen Revolution. Diese Bücher hatten einen ungewöhnlichen Erfolg, weil Dahlmann in historischer Einkleidung darin die Gedanken und Stimmungen aussprach, welche bis zum Jahre 1848 die Gemüther bewegten. Die damalige preußische Prinzessin Augusta äußerte für ihren Sohn den Wunsch: Dahlmann möge noch öfter solche Spiegel der Lehre und Warnungen für Volk und Herrscher aufstellen [3]. ‚Darin', schrieb er im Juni 1845, ‚bin ich entschieden, mein Buch über die französische Revolution nicht weiter zu führen, als bis zur Stiftung der

---

[1] Bd. 2, 460. [2] Bd. 2, 458. [3] Bd. 2, 148.

Republik. Ich bin seit länger überzeugt, daß es dem Eindruck des Buches schaden würde, wenn ich genöthigt wäre, mit der Hinrichtung der königlichen Familie und den Gräueln der Anarchie zu schließen. Ich möchte nicht, daß mein Werk einen sentimentalen oder niederschlagenden Eindruck hinterließe, ich möchte, daß es ein besonnenes politisches Urtheil förderte und für die nothwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigte. Man muß nie mit der Hoffnungslosigkeit endigen.'

In jenem Jahre ahnte er noch nicht, daß seine eigene Wirksamkeit im politischen Leben, in die er in Folge der März-Revolution von 1848 eintrat, mit Hoffnungslosigkeit endigen sollte.

Wir haben nicht die Absicht, Dahlmann's politische Wirksamkeit in dem Frankfurter Parlament, in Berlin und Erfurt ausführlich darzulegen. Nur auf wenige Einzelheiten wollen wir die Aufmerksamkeit hinlenken, insbesondere auf die Briefe, welche Friedrich Wilhelm IV. über den von Dahlmann entworfenen ‚Verfassungsentwurf der Siebzehner' und über ein ‚Verfassungs-Elaborat' des Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, des Gemahls der englischen Königin Victoria, schrieb.

Dieses Elaborat des Prinzen Albert faßte seinen Inhalt dahin zusammen: ‚So haben wir denn einen Kaiser als Repräsentanten der Einheit und als obersten Handhaber der executiven Gewalt; einen Fürstentag als Theilnehmer sowohl der executiven Gewalt als der repräsentativen Bedeutung des Kaisers; einen Reichstag als Ausdruck des Gesammtwillens des ganzen deutschen Volks, und endlich ein oberstes Reichsgericht als Ausdruck der gesammten

juristischen Weisheit, durch Unabsetzbarkeit allen äußeren Einflüssen enthoben.'

Am 24. April 1848 überschickte der König die Denkschrift an Dahlmann mit den Worten: ,Von allen Verfassungsprojecten für Deutschland entspricht dieses des geistreichen und klugen Prinzen am meisten meinen Ansichten. In Einzelheiten kann ich jedoch auch diesem Projecte nicht beipflichten. Als actives Bundeshaupt mundet mir der „Kaiser" nicht. Ein Kaiser auf Zeit gewählt ist eine Monstruosität, gegen die ich geradezu protestire. Sollte das Bundeshaupt wirklich nur auf Zeit gewählt sein (was ich vom Uebel halte), so darf der Kaisername nicht an ihm verschwendet und geschändet werden. Aber auch dem lebenslänglichen Oberhaupte kann man — um Oesterreichs willen — nicht den Kaisertitel geben. Teutsche Nation hat ein tausendjähriges Recht, daß sein Haupt das unbestrittene erste Haupt der Christenheit sei. Es ist aber nicht denkbar, daß der Erbe von dreißig römischen Kaisern, der österreichische Erbkaiser nämlich, diesem gekürten Oberhaupte den Rang cedirt. Ja es ist gar nicht einmal zu fordern. Gewiß, wie etwas gewiß sein kann, ist es aber, daß der russische Kaiser dieser Gattung teutschen Kaisers den Rang nun und nimmermehr gibt. Aus dem Allem weiß ich einen ganz leichten, ja für die teutsche Sache ersprießlichen Ausweg. Erkenne man als Ehrenhaupt der teutschen Nation den römischen Kaiser wieder an. Erneure man die römische Kaiserwürde, und wie sie bis zum Jahre 1806 unauflöslich mit dem Königreich der Teutschen verbunden war, verbinde man sie unauflöslich mit dem Erbkaiserthum Oesterreich — wenn man will pro honoris causa. Man lasse ihm aber auch gewisse bezeichnende Ehren. Ich bin ganz für das Küren

des besondern teutschen Oberhauptes. Nenne man dasselbe, wenn es, wie ich zu Gott hoffe, auf Lebenszeit gekürt und dann ächtteutsch als die von Gott eingesetzte höchste Reichsobrigkeit anerkannt wird (und nicht à la Polonaise als Spielball der Magnaten-Ambitionen betrachtet) — nenne man dasselbe König der Teutschen, wie vor Alters. Ich wünsche, daß die Könige des Bundes (die ihrem Titel den kurfürstlichen wieder zugesellen sollten) den Wahlact allein begehen, demnächst aber die übrigen souveränen Fürsten zur Zustimmung auffordern. Beides die Sache von wenigen Stunden, die Könige und Großherzoge im sogenannten Conclave des Bartholomäus-Doms zu Frankfurt, die Fürsten im Chor. Darauf wende man sich an den römischen Kaiser und ersuche ihn ehrfurchtsvoll, die Wahl zu bestätigen. Es kann durch einen bevollmächtigten Erzherzog in derselben Minute geschehen. Dann aber werde wie vor Alters der Dom dem Volke geöffnet und seine Acclamation vollende die Wahl. Bald darauf werde der „Teutsche König" gesalbt und gekrönt (ebenso wie auch der römische Kaiser bei seinem erblichen Reichsantritt), jener, wenn er römisch-katholisch ist, durch den Erzbischof von Köln, der Reichskanzler würde; ist er evangelisch, durch einen zu ernennenden Erzbischof von Magdeburg, Primas Germaniä.'

‚Durch diese Einrichtung der römischen Kaiserwürde auf das Haupt des österreichischen Erbkaisers wird Oesterreich dem teutschen Reiche erst gewiß, Oesterreich wird für immer Teutschland gewonnen, mit ihm die schönsten ersten Länder Teutschlands dem neuen (alten) Reiche gesichert' (Tyrol, Vorarlberg, Nieder- und Oberösterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Istrien). Diese ‚schönsten, ersten Länder' Deutschlands sind im Jahre 1866 aus Deutsch-

land ausgewiesen worden. ‚Trägt Oesterreich‘, fährt Friedrich Wilhelm fort, ‚die höchste Krone nicht, so ist an ein Beugen desselben vor dem teutschen Wahloberhaupte unmöglich zu denken, wenn es jemals wieder einigermaßen zu sich kommt. Und wer wollte daran verzweifeln?‘

Ueber den von dem Prinz-Gemahl Albert vorgeschlagenen Fürstentag sagte Friedrich Wilhelm: ‚Der Fürstentag scheint mir ein ungemein gesunder Gedanke zu sein. Nur denke ich mir ihn gegliedert, ähnlich dem alten Reichstag, in ein Collegium der Könige und Großherzoge, der Herzoge, der Fürsten. Durch die mediatisirten Fürsten und Grafen (theils viritim, theils in Bänken getheilt) verstärkt, würde der Fürstentag alle drei Jahre das teutsche Oberhaus des Reichstags bilden, dessen Unterhaus das Haus oder die Curie der Reichsboten wäre. Nur empfehle ich auf's dringendste, daß bei der Stellung des Ober- zum Unterhause nie vergessen werde, daß souveräne Fürsten seinen Kern bilden und unter ihnen zwei Großmächte, daß sich Gott erbarm'!‘ ‚Auch die Präcisirung der verantwortlichen Ministerien spricht mich sehr an. Ob dem Oberhaupte, zumal, wenn's der König der Teutschen ist, nicht etwas mehr freie Hand gelassen werden kann, lasse ich dahingestellt. Ich fordere aber unter gewissen, namentlich kriegerischen und rebellischen Zuständen die Dictatur für den teutschen König.‘ — ‚Unter den Reichsboten wünsche ich die Reichsritterschaft vertreten zu sehen mit Assessoren des übrigen teutschen Adels, dann aber Abgeordnete der Städte und Landgemeinden, die aber nicht gezwungen sein müßten, aus ihrem Gremio zu wählen, deren Wahl ganz frei ist.‘ [1]

---

[1] Bd. 2, 228.

Dahlmann antwortete am 30. April im kleindeutschen Sinn: Preußen müsse ohne Rücksicht auf Oesterreich an die Spitze Deutschlands treten, die Reichsoberhauptschaft, wie sie denn heiße, müsse in dem mächtigsten rein deutschen Hause Deutschlands mit erblichem Rechte gegründet werden. ‚Oesterreich kann dieses Haus nicht sein, der König von Böhmen macht das unmöglich; Preußen ist dazu durch eine höhere Waltung berufen, als die erste deutsche und nach den neuesten Erklärungen vollends rein deutsche Macht. Von der Nothwendigkeit, daß die preußische Dynastie mit erblichem Rechte an die Spitze Deutschlands trete, wenn eine bessere Zukunft uns erblühen soll, bin ich in dem Grade durchdrungen, daß ich selbst den einstweiligen Zurücktritt Oesterreichs von Deutschland (denn nur an einen einstweiligen würde ich glauben), so schmerzlich er wäre, dennoch für ein untergeordnetes Mißgeschick ansehen würde.‘

Mit aller Entschiedenheit erwiderte dagegen der König: ‚Halten Sie mich weder für einen Heuchler, noch für einen alte, breitgetretene Wege wandelnden Dummkopf, wenn ich Ihnen rund heraus erkläre, daß ich die höchste Krone nicht annehmen werde, wenn sie mir überhaupt angeboten würde, wozu aber keine Gefahr von fürstlicher Seite besteht. Das Anbieten von Seiten des Volks (das auch nicht stattfinden wird) wäre aber mehr als Gefahr. Es wäre der Beweis der vollendeten Auflösung Deutschlands, wenn es gegen der Fürsten Meinung und Willen geschieht, und wäre wahrscheinlich mit Kanonen zu beantworten . . . Ich fordere 1) das erbliche Römisch-Teutsche Kaiserthum für das jedesmalige Haupt des Erzhauses Oesterreich; 2) die constitutionelle Regierung des Kaisers mit einem verantwortlichen Ministerium (gerade wie in Ihrem Plane), wodurch Kaiser

Ferdinand ebenso gut regieren kann, als Karl der Große, auf dem Fleck; 3) den Fürstentag (des Prinzen Albert als sehr veränderte Auflage des Bundestages), um namentlich auf demselben die Vorlagen und Rathschläge für den nächsten Reichstag vorzubereiten, auf eine Weise, die mit souveränen Fürsten allein passend ist; 4) den Reichstag alle drei Jahre; 5) in demselben ein Oberhaus; 6) feste vorherige Constituirung des Ober- und Fürstenhauses . . . Als Aequivalent für die vorweg und definitiv vorzunehmende Constituirung des Oberhauses durch die souveränen Fürsten schlage ich vor: 7) das Unterhaus der eigenen Constituirung des jetzigen sogenannten Parlaments zu überlassen, zwar mit gutem solidem Rathe von Seiten der Souveräne, jedoch ohne alle Entscheidung derselben. Ich schlage ferner vor: 8) Eintheilung des Reiches in militärischer Hinsicht in Reichsherzogthümer, deren jedes die Truppen der kleineren Souveräne in die des Reichsherzoges auflösen würde. Davon vier für Oesterreich, oder vielmehr dem Kaiser, selbstredend nur dem Kaiser, keinem andern militärischen Reichsheerhaupte unterworfen, vier für Preußen, ebenfalls exempt von demselben.' [1]

Bevor der König seinen Plan des künftigen deutschen Reiches den Fürsten zur Annahme vorlegte, mußte er das preußische Ministerium dafür gewinnen. Aber das preußische Ministerium verweigerte seine Zustimmung. Der König schrieb klagend am 4. Mai an Dahlmann: ,Es wird daher nicht einmal eine Verständigung über die Erblichkeit der teutschen Krone u. s. w. mit Kaiser, Königen und Fürsten versucht werden!! Die Verantwortlichkeit für das grenzen-

---

[1] Bd. 2, 240. 242.

lose Unheil, was über Teutschland und Preußen geboren werden wird, kann ich, Gott sei gedankt, mit reinstem Gewissen ablehnen. Ich habe das Meine redlich, kräftig, offen und wahr und mit dem ganzen Feuer der tiefinnersten Ueberzeugung und des klaren Blickes in das offene Verderben vor uns gethan. Dem Landtage, der sich bei uns vorbereitet, gegenüber kann ich aber mit keinem andern Ministerium auftreten. Ich ziehe mich also ganz in meine Geburts- und und Berufsrolle als König von Preußen und aus der des treu meinenden und begeisterten teutschen Fürsten zurück.'

Mit Recht zweifelte der König daran, daß die deutschen Fürsten ihm die Krone antragen würden. ‚Daß es die ersten Könige des Bundes nicht thun, weiß ich. Und die Herren haben, bei Gott, Recht. Sollte es das Volk, die kleinen Fürsten zwingend, durchsetzen (woran ich noch mehr als an der Fürsten Wahl für Preußen zweifle), mit anderen Worten, setzte es von Gagern mit dem König von Württemberg und dem Reste der Fürsten durch, so wird Teutschland und die Welt meine Antwort kennen lernen. So lange die Hoffnung noch vorhanden ist, das ganze Teutschland zusammenzuhalten, ihm Oesterreichs 37 Millionen zu erhalten, dadurch daß das Haupt des Erzhauses wieder das unbestrittene erste Haupt der Christenheit und als solches Teutschlands Haupt werde, nehme ich die Reichskrone nicht an. Nehmen Sie eine Karte Teutschlands vor, malen Sie die kaiserlichen Erblande schwarz und sehen Sie sich dann das Bild recht aufmerksam an; dann werden Sie den Hauptgrund meines Nein verstehen und, ich hoffe zu Gott, begreifen. Aber machen Sie die Operation! Ich habe sie gemacht und kann nicht anders. Erst wenn ich weiß, daß Metternich's heillose

Politik, „das Entfernthalten Oesterreichs von den teutschen Dingen", noch vorherrscht in Oesterreich und gar keine Hoffnung ist, dasselbe mit der alten Reichskrone wieder für Teutschland zu gewinnen, werd' ich annehmen, aber mit gebrochenem Herzen; denn mein Reich wird der Rumpf Teutschlands sein, von 44 000 000 auf 27 bis 30 000 000 zusammengeschmolzen, der ganzen Macht Oesterreichs (das doch einmal wieder erstarken wird) bar und ledig und nicht mehr geeignet, Teutschlands von Gott ihm gestellten Aufgabe zu genügen, nämlich: die Centralmacht Europa's zu sein, so groß, so mächtig (mit Oesterreich eine Gesammtmacht von mehr als 70 000 000), um der Revolution im Westen und der Despotie im Osten die Spitze jederzeit siegreich bieten zu können; im Gegentheil mit einem neuen mächtigen Feinde (weil Nachbar) im Süden begabt. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Es ist für mich so gewiß, als das auf die Dreieinigkeit Gottes.'

Noch einmal versuchte Dahlmann den König umzustimmen und durch Berufung auf Preußens ‚protestantische Mission' und ‚höhere göttliche Fügung' für seine kleindeutschen Ansichten zu gewinnen.

Schon in seiner ‚Geschichte der französischen Revolution' hatte er sich vernehmen lassen: ‚Die Basis des preußischen Staates beruht auf Martin Luther. Die erste große politische That der Reformation war die Verwandlung des geistlichen Ordenslandes Preußen in ein Erbherzogthum der brandenburgischen Hohenzollern. Als hernach im Jahre 1613 Kurfürst Johann Sigismund aus einem Lutheraner zum Reformirten ward: es war ein Act der Politik . . . Der erste Gründer der preußischen Staats-

einheit war der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, indem er alle landständischen Schranken gewaltsam niederbrach. Er betrachtete sich als Stütze des deutschen Protestantismus und reichte dem großen Oranier, welcher die Stütze des Protestantismus im ganzen Welttheile werden sollte, zu seinem langgepflegten Beginnen treu die Hand. Er war im Geheimniß jener Unternehmung, welche die Stuarts stürzte, hob dafür einen Feldherrn, den berühmten Schomberg, bei sich auf, und seine Lippen, auf denen der Tod schon schwebte, verriethen gewissermaßen das Geheimniß seiner Seele, als er seine beiden letzten Parolen austheilte; sie hießen London und Amsterdam. Nun Friedrich der Große! Durch sein Schlesien, durch seine drei schlesischen Kriege stellte er dieses noch unverständliche, zweideutige Preußen plötzlich neben Oesterreich als ebenbürtig hin, und schuf zugleich das preußische Nationalgefühl.'[1]

So schrieb er auch jetzt an den König: ‚Es ist ja nicht die Schuld Ew. Majestät, daß der preußische Staat, die erste protestantische Macht der Christenheit, durch den längst entschiedenen allgewaltigen Lauf der Zeiten dergestalt an die Spitze Deutschlands gestellt ist, daß keine abirrende Wahl diese Wirklichkeit vereiteln kann. Es ist das in manchem Menschenalter durch eine höhere Fügung geschehen, welcher jeder sterbliche Wille sich unterordnen muß. Das Erkennen solcher höhern Waltung im rechten Augenblicke ist, was ich am Ende Staatskunst nenne; die Unterwerfung unter jene zähle ich zur Religion, und gerade diese Ueberzeugung, wenn ich mich schärfer frage, wird es sein, die mich überredet, daß Ew. Königliche Majestät eine Hoheit, wozu ein höherer

[1] Vergl. Bd. 2, 160.

Wille Sie zu berufen scheint, zwar nicht unruhig suchen, allein sobald der Ruf ertönt, mit von Ehrgeiz unberührtem Herzen und reinen Händen als eine heilige Pflicht übernehmen werden.' . . . ,Das Verlangen nach Nationaleinheit hat die ganze Seele des deutschen Volkes erfüllt, man will auch das nächste Mittel zum Ziele, ein kraftvolles Reichsregiment. Insofern die Fürstengesellschaft Deutschlands diesem Volksziele durch einen Fürstenrath entgegenwirken will, tritt sie meines Erachtens in eine schiefe, unhaltbare Stellung; man wird sie als ein Hemmrad, lediglich der veralteten Ordnung der Dinge angehörig, beargwöhnen und am Ende verwerfen wollen.' [1]

Aber Friedrich Wilhelm blieb unbewegt.

,Ich habe Ihren Brief in einem Schreiben Usedom's soeben erhalten', schrieb der König (15. Mai) zurück, ,und kann getrost antworten; denn meine Ueberzeugungen ruhen nicht auf Hirngespinnsten, auf Mangel an Muth, auf versteckter Ambition, sondern soweit mein Auge reicht, auf der Auffassung der Dinge, wie sie wirklich sind, angewandt auf mein Gefühl als teutscher Fürst und König, getragen von einer glühenden Liebe zum gesammten Vaterlande, das schöne und schmerzensreiche Erbe meiner schmerzensreichen Mutter. Ich will nicht über einen Rumpf herrschen, Teutschland ohne die österreichischen Erbstaaten ist aber ein Rumpf oder vielmehr zwei Drittel eines Rumpfes, denn das jetzt kopflose Teutschland ist nicht anders zu bezeichnen. Setzen Sie ihm mich als Haupt, so schlagen Sie mit derselben That zugleich dem restaurirten Körper das rechte Bein und den rechten Arm mit ihren

---

[1] Bd. 2, 245. 247.

Verbindungsstücken ab! Für das Haupt des Reiches und seine Erblichkeit bin ich durch und durch gewonnen. Es muß aber das rechte Haupt sein. Fühlen Sie denn nicht mit mir, lieber Dahlmann, daß es nicht eitle Worte sind, wenn ich verlange, daß man Arndt's zum Volksgesang erhobenes treffliches Lied: „Was ist des Teutschen Vaterland?“ (und sein Ende vor Allem: „Das ganze Teutschland muß es sein“) vor kaiserlicher Majestät, ohne Dieselbe erröthen zu machen, auch künftig singen könne? Haben Sie bedacht, daß dieß Lied nothwendig zu einem Rebellionsliede werden oder verboten werden müßte, wie die Marseillaise unter der Restauration? Und was ich sage, ist nicht eine müßige Gefühls- oder Phantasie-Geburt — wahrlich nein. Würden Sie nicht den für toll erklärt haben, der Frankreich in der ersten Revolutionszeit einen Zustand hätte aufdringen wollen, unter welchem die Marseillaise ein Vorwurf, eine stete Gefahr geworden wäre? Die Macht dieses teutschen Liedes ist wohl größer, als Sie es ahnen, und alle Parteien, ohne alle Ausnahme, singen es mit gleicher Erregung. Ja, dasselbe hat mächtig zu dem, was wir erleben, gewirkt.‘

‚In dem Sinne dieser ersten Sätze meines Briefes, wenn auch kürzer und fester, würde meine Antwort lauten, wenn mir die Krone angeboten würde, ohne zuvor Alles gethan zu haben, um dieselbe auf's Haupt des österreichischen Kaisers zu setzen; Kaiser Ferdinand's „insuffisance“ (wie Fürst Metternich sich ausdrückte) ist bei Bestand des teutschen Reichsministeriums, „des verantwortlichen“, und Oesterreichs außerteutsche Interessen mit diesem und dem Fürstentage (für den ich, nach wie vor, sehr entschieden bin) kein Einwand mehr.‘[1]

[1] Bd. 2, 248.

Sehr beachtenswerth für die gegenwärtigen Zustände Deutschlands sind die Worte des Königs: ‚Herrn von Usedom's Zählung, nach der nur 6 000 000 Teutsche in Oesterreichs Bundeslanden wohnen sollten, ist nach dem Gothaischen Almanach, wo die Militär-Matrikel aus den zwanziger Jahren angezogen ist, aus bekannten ökonomischen Gründen. Man versichert, es seien diese Länder jetzt von gegen 16 000 000 bewohnt. Uebertrieben oder nicht, so ist die Usedom'sche Zählung Oesterreichs, auf Preußen angewendet, sehr gefährlich, und ist's klüger, darüber zu schweigen, denn die litauische und masurische Bevölkerung Ostpreußens (über die Hälfte), die polnische und kassubische Westpreußens (vielleicht drei Viertel) und Pommerns, die spärlich teutsche im teutschgewordenen Posen und in Ober- und in einem Theile von Niederschlesien (in beiden letzten 1 000 000 Polaken) ist (ohne der westlichen Wallonen zu gedenken) besser zu verschweigen als an die große Glocke zu hängen.'

Weiter heißt es in dem Briefe: ‚Ueber die allgemeine Begeisterung von ganz Teutschland für die politische Einheit sind Sie, lieber Dahlmann, so glaube ich, sehr im Irrthum. Das ist ein Unglück und widerstreitet Herzensaffectionen, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben: im nördlichen und nordöstlichen Teutschland ist, wenn Sie die Effervescenz der großen Städte und die Teutschwuth der Juden abrechnen, von Enthusiasmus dafür gar nicht die Rede. Wohl aber hat die Rebellion der Juden und Großstädter und ihre Folgen einen schlimmen Rückstoß auf dem Lande verursacht, wo man wärmer Preußisch, Pommerisch, Brandenburgisch, Hannoverisch, Sächsisch ist als seit 50 bis 100 Jahren. Die Stimmung der österreichischen Erblande

und des eigentlichen Bayerns kennen Sie selbst. In den übrig bleibenden Ländern ist der Enthusiasmus für den Ungehorsam unendlich viel colossaler als der für Teutschland und seine Einheit.' . . . ,Doch zum Schluß: Ich will nicht durch eigene Schuld über einen Rumpf herrschen. Erst dann, wenn Oesterreich durch feierliche Zurückweisung der teutschen Krone klar bekennt, daß Metternich's Geist in ihm noch herrscht, erst dann wacht für mich die Pflicht auf, diese Schmerzenskrone anzunehmen, ja, ich möchte fast sagen, nach ihr zu greifen. Dann kann nur Preußen helfen; dann sind alle Ihre und Usedom's Raisonnements Wahrheit und Wirklichkeit. Dann will ich nicht Kaiser, aber „König der Teutschen" sein und mit den alten Königen meines Volkes zählen. Sonst weise ich die Krone ab und fordere das Erbfeldherrenamt für meine Krone und die alten Militärherzogthümer für die Könige und das Oberhaus, wie ich es will, und den Fürstentag.'

,Die Zeit drängt; ich muß endigen. Ihr Brief, lieber Dahlmann, fordert mich zum wahrsten Danke auf. Den sag' ich Ihnen hier. Er ist herrlich und Ihrer würdig und seine edle Form und feiner Sinn erquicklich. Der meinige ist eilig und schlecht geschrieben, aber er kommt aus einem von Kindesbeinen an für Teutschland begeisterten Herzen, von einem, der unter den Fürsten seines Volkes in der Geschichte einst zu bestehen hofft und der als „König von Gottes Gnaden" wohl weiß, wer die Krone nimmt und gibt. Geb' uns Gott ein gutes Wiedersehen!'

Dieses Wiedersehen war kein für Dahlmann erfreuliches. Freilich hatte er um Michaelis 1848 — was Springer anzumerken vergessen — aus dem Programm der ,Deutschen

Zeitung' den Satz, welcher die preußische Spitze forderte, gestrichen [1]. Aber gar bald ‚bekehrte' er sich wieder zum preußischen Kaiserthum und war bei der Parlaments-Deputation, welche dem Könige am 3. April 1849 in Berlin vergebens die Krone anbot.

Man kann kaum begreifen, daß man dieses Anerbieten einem Monarchen zu stellen wagte, der noch vier Wochen vorher, am 3. März, an Dahlmann's Freund, den alten Ernst Moritz Arndt, geschrieben hatte: ‚Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es nöthig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung, die sich teutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben, noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen, und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Teutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Teutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volk zur Bestätigung vorlegt? Auf eine Botschaft, wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zufolge, geziemt mir das Schweigen. Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie

[1] Vergl. v. Treitschke's Historische und politische Aufsätze 1, 423.

selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden“ auf's Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei ferne!‘ ‚Es will mich fast bedünken, mein theurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen anderen Menschen theilen: als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten Rothen Democratie und den Communisten — der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem lebendigen Boden der Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Ordnung, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist.‘

Arndt, wie Dahlmann, wünschte die Verkleinerung Deutschlands durch die Ausscheidung Oesterreichs, aber der König führte ihm zu Gemüthe: ‚Als teutscher Mann und Fürst, dessen Ja ein Ja vollkräftig, dessen Nein ein Nein bedächtig, gehe ich in nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte preisgibt, nehme ich nichts an, was meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder

ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam.'[1]

Nachdem die Frankfurter Kaiserwähler ihre Rolle zu Ende gespielt hatten, trat Dahlmann in die Berliner Kammer ein. ‚Man hat mich', schrieb er von dort am 21. August 1849, ‚gleich mit in den Verfassungsausschuß gewählt, und da sitze ich denn etwa einen Tag um den andern den Herren Brandenburg, Manteuffel und wie sie weiter heißen, gegenüber; denn als Minister haben sie das Recht, anwesend zu sein — man muß gestehen, daß es mit ihnen besser vorwärts geht, als es ohne sie der Fall sein würde. Das zeigte sich gestern, wo Ladenberg der Unabhängigkeit der Kirche nichts abdingen lassen wollte, weil einmal dem Zeitgeiste das Zugeständniß gemacht sei.'[2]

Im Wesentlichen empfing er in Berlin nur widerliche Eindrücke, und der Erfurter Reichstag, für den er aus allen Kräften gewirkt hatte und auf den er so große Hoffnungen setzte, war ein todtgeborenes Kind. ‚In stummem Grimme', sagt Springer, ‚saß Dahlmann im Staatenhause. Dieses brachte es kaum auf ein Dutzend Sitzungen, in welchen meistens nur formale Dinge, Wahlangelegenheiten berathen wurden.' Am 29. April 1850 ging der Erfurter Reichstag unverrichteter Sache auseinander.

Dahlmann's Partei war geschlagen. Körperlich kränkelnd und im Geiste verdüstert, kehrte er im Herbste 1850 wieder nach Bonn zurück. Seine finstere Stimmung wurde durch

[1] Aus dem Nathusius'schen Volksblatte abgedruckt in der Augsb. Allg. Zeitung vom 22. Januar 1861.

[2] Bd. 2, 350.

den Eintritt in die alten Verhältnisse immer finsterer. ‚Als gefeierter Mann war er unter hellem Zurufen des Volkes, von der Gunst der Fürsten getragen, im März 1848 von Bonn ausgezogen. Vollkommen gewiß erschien sein Sieg, und unbedingt gesichert der Triumph der von ihm geführten Sache. Als geschlagener Mann, von den Democraten verspottet, von den Fürsten scheel angesehen, an der Kraft der eigenen Partei verzweifelnd, kehrte er heim.‘

‚In den engeren Universitätskreisen‘, erzählt der Biograph, ‚herrschte, wenn auch nicht gerade Schadenfreude über den plötzlichen Sturz des Collegen aus einer vielbeneideten Stellung, so doch ein gewisses selbstgefälliges Bedauern über seine großen Irrthümer; man gönnte ihm wohl Theilnahme, dankte aber insgeheim dem Himmel, daß man weiser und vorsichtiger gewesen als Dahlmann, und sich nicht in Frankfurt compromittirt habe.‘ Die Frankfurter Nationalversammlung hieß das Professoren-Parlament. ‚In der That war in demselben bei allen Parteien das gelehrte Element auffallend stark vertreten. Kein Wunder, daß die Fachgenossen sich besonders urtheilsfähig glaubten, daß ferner diejenigen, welche durch keine Wahl geehrt worden waren, nicht immer frei von eifersüchtigen Gefühlen blieben und sich jetzt nach dem trübseligen Ausgange der Frankfurter Versammlung für die vermeintliche Zurücksetzung durch herbe Kritik schadlos hielten.‘[1]

Schon früher einmal hatte Dahlmann über die Vertreter der deutschen Wissenschaft die herben Worte veröffentlicht: ‚Wo ist Siechthum mehr zu Hause als bei den Gelehrten? Wo findet sich eine trostlosere

[1] Bd. 2, 380.

Mischung von schadenfroher Menschenverachtung und krankhaftem Ehrgeize? Wo fehlt häufiger jenes kräftige Gleichgewicht der geistigen und körperlichen Thätigkeiten, welches den gelungenen Menschen bezeichnet?‘ [1] Jetzt in Bonn dachte er an den Goethe'schen Spruch: ‚Hier leben die Menschen miteinander wie Erbsen in einem Sacke, sie reiben und drücken sich; es kommt aber nichts weiter dabei heraus, am wenigsten eine Verbindung.‘ Dahlmann fügte auf dem Blättchen, auf welchem er diese Worte eingezeichnet hatte, hinzu: ‚So schrieb Goethe am 25. Oktober 1780. Sind wir nach siebzig Jahren weiter gekommen?‘ Aber einen sittlichen Widerwillen gegen das kleine, unwürdige Treiben, das er in seiner Nähe schaute, konnte er nicht überwinden. Aus diesen Erlebnissen und aus den Erfahrungen, die er bei seiner Vertreibung aus Göttingen gesammelt hatte, baute sich das furchtbare Wort auf, das er gegen seine Standesgenossen in seinen letzten Lebensjahren einmal schleuderte: ‚Der Weg der Professoren ist meistens mit Gemeinheit gepflastert!‘ [2]

Auch über die literarischen Erzeugnisse deutscher Professoren waren seine Urtheile oft von überraschender Schärfe. So schrieb er z. B. über Häusser's viel belobte ‚Deutsche Geschichte‘ am 21. Mai 1854: ‚Den ersten Häusser'schen Band habe ich noch immer nicht ganz durch. Er übt durchaus keine anziehende Kraft, es ist leider ein lendenlahmes Buch. So wohl begabt der Verfasser ist, er hat, scheint mir, von historischer Composition gar keinen Begriff, und die Entdeckungen, die er in handschriftlichen Documenten glaubt gemacht zu haben, dienen nur noch dazu, ihn von

[1] Politik (2. Aufl.) 288. [2] Bd. 2, 382.

den gesunden Grundsätzen der Geschichtschreibung immer weiter zu entfernen. Er kommt mir wie ein Landkarten-Zeichner vor, der jede Bucht, die er als Fußgänger durchmessen, nun auch auf seiner Karte anzubringen für Pflicht hielte. Ich schreibe das fürwahr nicht aus Tadelsucht, sondern aus wirklicher Bekümmerniß darüber, daß alle Leiden unserer Geschichte uns nun durch unsere Geschichtschreiber wieder vorgeritten werden.‘ [1]

Beachtung verdient, daß Dahlmann im Gegensatz zu seinen kleindeutsch gesinnten Parteigenossen in dem von Napoleon heraufbeschworenen italienischen Krieg vom Jahre 1859 eine Frevelthat erblickte, sich zu Gunsten Oesterreichs aussprach und die damalige preußisch-englische Politik entschieden verurtheilte.

‚Louis Napoleon‘, schrieb er am 31. März 1859 an Gervinus, ‚spielt das alte Spiel, Deutschland durch innere Uneinigkeit zu verderben. Darum muß man Oesterreich gegen Frankreich helfen, was wir auch immer an Oesterreich zu rügen haben. Berlin und London hätten gleich von Anfang her erklären müssen: Auf jede bewaffnete Einmischung Frankreichs in die italienischen Händel steht von unserer Seite der Krieg gegen Frankreich. Louis Napoleon's Worte: „Preußen hat mich verstanden“, bedeuten für mich nichts Anderes als: Preußen ist willig, sich von mir gängeln zu lassen. Wenn wir Frieden behalten, so verdanken wir es dem kühnen Eigensinn Oesterreichs und nicht den Schleinitzens und den Malmesburys. Die in einigen deutschen Kammern gegebenen Anregungen zum Widerstande haben mich gefreut. Frankreichs Macht ist weit furchtbarer, als die meisten sich

---

[1] Bd. 2, 415.

denken, und es fehlt ihm nicht an Generalen. Preußen hat jetzt leider keinen Mann, der durchschlüge.' Gegen Ende April schrieb er: ‚Preußen und England haben leider in auswärtigen Angelegenheiten den ganz verkehrten Weg eingeschlagen. Sie wollten den europäischen Frieden erhalten und sind den Weg gegangen, der zum Kriege führt; der rechte Weg wäre gewesen, dem Kaiser der Franzosen, der, aus welchen Gründen denn auch, die ganze Kriegsunruhe angefangen hat, mannhaft entgegenzutreten und auf eine Schilderhebung Frankreichs in Italien den Krieg mit Preußen und England zu setzen. Statt dessen fing man an, daß man den Unfug Frankreichs und seine Kriegsrüstungen ignorirte und mit Oesterreich zu rechten begann, welches doch wahrlich den Krieg nicht wünschte und welches doch neuerdings in der Regierung über sein Italien Mannigfaches verbessert hatte.' ‚So ließ man den eigentlichen Friedensstörer unbeunruhigt, der offenbar darauf ausgeht, an die Stelle des österreichischen Einflusses nicht die Freiheit Italiens, sondern den französischen Einfluß auf Italien zu setzen, damit diese politische Großthat die schwankende Kaiserkrone befestige. Der vorgeschlagene und von Preußen und England eifrig unterstützte Congreß sollte für Frankreich Zeit gewinnen, seine Rüstungen zu vollenden. Da hat nun Oesterreich plötzlich ein Ende gemacht und den Knoten zerhauen. Der Krieg hat am 29. April begonnen — und ich kann Oesterreich deßhalb nicht tadeln.'

Ebenso treffend sind seine Worte vom 25. Juli 1859: ‚Jetzt hat Oesterreich, nachdem es die Schlachten bei Magenta und Solferino verloren, am 12. Juli in den Frieden von Villafranca gewilligt. Es tritt den größten Theil der Lombardei ab. Der Kaiser der Franzosen hat freilich seine

Zusage an die Italiener nicht einmal zur Hälfte erfüllt; allein die Flammen der Revolution drohten ihm in Italien und in Ungarn über den Kopf zu wachsen. Er löschte durch den Friedensschluß ein Feuer, das er selber angezündet, und hat, außer der Genugthuung, Oesterreich gedemüthigt und sich den großen Feldherren angereiht zu haben, die Freude, die innere Zwietracht der Deutschen noch gesteigert zu haben. Denn er unterläßt nicht die Masquerade zu spielen, als hätten die deutschen Rüstungen ihn zu dem Friedensschlusse vermocht.'

Mit großer Sorge für Deutschland blickte Dahlmann auf die Entwicklung Rußlands. ‚Es war', sagte er, ‚eine kurzsichtige Politik, welcher Dänemark, Polen-Sachsen, Preußen und England-Hannover folgten, als sie dazu halfen, die Eisenstangen des Käfigs zu zerbrechen, hinter welchen Schweden zur Zeit seiner Größe das Ungethüm des eisigen Ostens gefangen hielt.' Rußlands äußere Politik erschien ihm wölfisch. ‚Wohl haben die Männer Recht, welche den Nationen vom Cultus des unbedingten Humanismus abrathen. Schon dem Einzelnen ist wenig zu empfehlen, daß er seinen Backen für den zweiten Streich dem hinhalte, der ihm den ersten gab; vollends ist eine Nation zu demjenigen Egoismus berechtigt, ja verpflichtet, welcher der Gewichtigkeit ihres Wesens entspricht; aber eben deßhalb nicht zu dem entehrenden Egoismus des Wolfes, der Alles zerreißt, was ihm nahe kommt.'

Darum war Dahlmann auch ein ausgesprochener Gegner der unbedingten Lobhudelei des preußischen Königs Friedrich II., dessen Regierung ‚zu sehr des idealen Inhalts entbehrte'. Er fühlte sich verletzt ‚durch das Behagen', ‚mit welchem der Held des Jahrhunderts von einem Bündnisse zum

andern hinüberspringt, durch das Wohlgefallen daran selbst manchmal über seinen wahren Vortheil hinausgetrieben'. ,Still hier von den polnischen Theilungen; allein sich mit Catharinen von Rußland im Geheimen dahin verbinden, daß ja Polen und Schweden ihre schlechten Verfassungen mit nichtiger Königsmacht behalten müssen, das heißt dem nächsten Vortheil die Grundvesten der Monarchie aufopfern, das heißt die enttäuschten Völker in Revolutionen einüben.'[1]

Diese Einübung ging bekanntlich rasch von Statten. Drei Jahre nach dem Tode Friedrich's II. verkündigten die Pariser Revolutionshelden dieselben Grundsätze, welche der König und seine Verbündete Catharina II. Jahrzehnte hindurch in Polen practisch geübt hatten.

Dahlmann starb, nachdem der Tod in seiner Familie und unter seinen Freunden große Lücken gerissen und Alles um ihn öde und einsam geworden war, an einem Schlaganfall am 5. December 1860. Hätte er länger gelebt, so würde er mit der ,liberalen' Partei, die sich in Deutschland entwickelt hat, immer entschiedener zerfallen sein; denn bei allem Liberalismus war er ein abgesagter Feind der modernen Staatsallmacht, der cäsaropapistischen Vergewaltigung aller bestehenden Rechte der Kirche, der Familie, der Genossenschaft. ,Bessere Einsicht', so lautete, wie wir schon hörten, sein Grundsatz, ,verbietet uns die Seelenverkäuferei an den Staat.'

[1] Bd. 2, 429. 436. 463.

V. Freiherr von Bunsen und sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV.[1]

I.

Der als preußischer Diplomat, als theologischer Schriftsteller und als ‚christlicher Gemeindereformer‘ vielberufene

---

[1] Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. 3 Bde. Leipzig 1868—1871. Es ist keine erquickliche Aufgabe, sich durch die drei starken Bände dieses an Verleumdungen, Gehässigkeiten und Frivolitäten gegen alles Katholische überreichen Werkes durchzuarbeiten. Aber für die Kenntniß der Zeitgeschichte und der in ihr treibenden Kräfte ist sein Studium in hohem Grade lehrreich, wenn es auch meistentheils nur eine pathologische Bedeutung besitzt. Wir vermeiden in unserm Aufsatz alle Polemik gegen Herrn Nippold, nur über Einen Punkt verlangen wir von ihm eine Erklärung. In dem ersten Bande S. 456 wird die Schaudergeschichte vorgebracht, daß die protestantische Gemeinde in Bonn ‚etwa siebzig Jahre vor der preußischen Besitznahme einfach aus dem Wege geschafft wurde durch eine Noyade, wie die von Nantes während der französischen Revolution, indem eine Anzahl von Individuen von allen Altersklassen, ihren Geistlichen an der Spitze, mit Gewalt in Boote geschleppt und an einer bestimmten Stelle im Rhein ertränkt wurde‘. An diese Schaudergeschichte wird die Nutzanwendung geknüpft: ‚Es ist **daher** der Eifer der römischen Priesterschaft, allen spätern Zuwachs in der Bevölkerung der römisch-katholischen Majo-

Christian Carl Josias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthume Waldeck unter sehr einfach bürgerlichen Verhältnissen geboren. Schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch Fleiß und

---

rität zu sichern, leicht begreiflich, ebenso aber auf der andern Seite die wachsende Sorge der Regierung, ihrer eigenen Bevölkerung [die preußische Regierung soll also wohl nur die Protestanten als ihre ‚eigene' Bevölkerung ansehen?] Schutz angedeihen zu lassen' — wohl damit nicht ähnliche Noyaden in Zukunft mehr vorgenommen werden! Nun ist aber die ganze Schaudergeschichte, die seitdem in verschiedenen kirchenfeindlichen Blättern mit großem Behagen aufgetischt worden, weiter Nichts, als eine Erfindung confessioneller Parteileidenschaft (vergl. des Nähern einen Aufsatz in den Kölnischen Blättern, Jahrg. 1868, Nr. 321). Wir haben darauf wiederholt in dem Bonner Theol. Literaturblatt, Jahrg. 1869, Spalte 21 und Spalte 964, aufmerksam gemacht und Herrn Nippold aufgefordert: entweder den Beweis der von Bunsen's Witwe vorgebrachten und von ihm ohne Bemerkung dem deutschen Publicum aufgetischten Thatsache anzutreten oder zu widerrufen. Da er bis jetzt weder das Eine noch das Andere gethan, so wiederholen wir hiermit diese Aufforderung; denn die Schaudermäre verunglimpft nicht bloß die Kirche, sondern beleidigt auch den ganzen rheinischen Volksstamm, der eine Grausamkeit, wie sie darin berichtet wird, nicht geduldet oder nicht ungeahndet gelassen hätte. — Zur vierten Auflage unseres Buches müssen wir hinzufügen, daß Herr Nippold in seiner Schrift ‚Der Verband kaufmännischer Kongregationen und kathol.-kaufm. Vereine Deutschlands' (Halle 1888, Flugschriften des Evangelischen Bundes 18, II. Serie, 6) S. 29 einen am 9. März 1888 an die Berliner ‚Germania' gerichteten Brief mittheilt, in welchem er ‚jede Verantwortlichkeit' für obige ‚Erzählung' ablehnt, aber verspricht: ‚Wenn andere unaufschiebbare Arbeiten beendigt sind, werde ich gerne einer Prüfung der Thatsachen näher treten, und nicht verfehlen, das Ergebniß bekannt zu machen.' Seitdem sind wieder anderthalb Jahre verflossen, Herrn Nippold's ‚unaufschiebbare Arbeiten' aber, wie es scheint, noch immer nicht ‚beendigt'.

rasche Fortschritte in den verschiedenen Unterrichtsfächern, insbesondere in den Sprachen, aus, und faßte damals den Plan, Prediger zu werden. Da ihm, als einem der besten Schüler der Anstalt, regelmäßig die üblichen Schulreden zu Ostern und Michaelis übertragen wurden, mußte er frühzeitig über allerlei Themata sich vernehmen lassen, wie sie dem Alter kaum angemessen scheinen, z. B. über ‚Empfindungen am Grabe Schiller's‘, über die ‚Hoffnung‘, über: ‚das menschliche Leben eine ewige Trennung‘. Es ist Schade, daß die Witwe aus diesen noch vorhandenen Reden nicht Stellen mitgetheilt, aus denen wir die damalige ‚Art seiner Diction‘ mit seiner spätern ‚Art‘, für die wir im Verlauf unserer Darstellung noch mancherlei Proben beibringen werden, hätten vergleichen können. Aus seiner Lectüre erfahren wir, daß er damals Gellert für einen ‚unserer schönsten Schriftsteller‘ hielt.

Im Jahre 1808 bezog er die Universität zu Marburg, wo er als siebenzehnjähriger Student einmal in der Elisabethkirche, ‚wie es scheint, mit allgemeinem Beifall‘, predigte. Weil aber die Marburger Universität ‚von Tag zu Tag abnahm, alles Feuer und aller Eifer verschwunden war‘, siedelte er, obgleich er dabei auf sein Stipendium verzichten mußte, schon nach einem Jahre nach Göttingen über, was ihm von seiner Witwe als ‚ein Act von hohem moralischen Muthe‘ angerechnet wird. In Göttingen hoffte er leichter Gelegenheit zum Selbstunterhalt zu finden: er rechnete hier auf die Unterstützung des Professors Heyne und war vor Allem seines ‚innern Menschen‘ gewiß; er ‚baute, voll des reichen Glaubens der Jugend, auf den Lohn des Verdienstes und den Erfolg des Talents‘. Diese auch in dem Buche mit Anführungszeichen abgedruckten Worte stammen wohl

von Bunsen selber her. Aus seiner Göttinger Universitätszeit werden uns viele Einzelheiten erzählt, unter anderen auch über die ‚instinctvolle Gabe Bunsen's, die Geister und Herzen zu erkennen und, wie mannigfach verschieden die Naturen und Gemüther waren, immer ihnen gemäß zu denken, zu fühlen und zu sein'. Mit dieser ‚instinctvollen Gabe' dürfen wir wohl das spätere, so vielfach chamäleonartige Wesen des Mannes in Zusammenhang bringen.

Sehr bewundert wird ‚die hehre Schönheit seines energischen ernsten Gesichtes', welches zugleich die Eigenthümlichkeit besaß, sich in ‚Lächeln zu kleiden', und obendrein noch eine so große ‚Napoleonische Aehnlichkeit' hatte, daß ihm diese ‚in Frankreich einst fast ernstliche Verlegenheit bereitet hätte'. Und damit wir Bunsen frühzeitig richtig schätzen lernen, werden wir durch einen seiner Jugendfreunde belehrt, daß es ‚tief unrichtig' ist: ihn der Intrigue und der Schlauheit zu beschuldigen. ‚Es kann hier nur ein anderer Maßstab gelten, den auch ein anderer bedeutungsvoller Mann, Gustav Adolf' — also nun gar ein Vergleich Bunsen's auch mit diesem — ‚an sich selbst wirklich angelegt hat: Qui se fait brebis, loup le mange!' Wir hätten eigentlich der Witwe Bunsen's einen etwas bessern Geschmack zugetraut, der es ihr verboten hätte, solche Albernheiten drucken zu lassen. Doch es kommt noch besser. ‚Glauben Sie nicht,' heißt es, ‚daß er (Bunsen) jenem tiefen warmen Golfstrom zu vergleichen sei, der wohlthätig nahet und entfernte Küsten grünen macht?'[1]

Mit rastlosem Eifer seinen Studien obliegend, wurde Bunsen schon um Ostern 1812 in Göttingen zum Lehrer

---

[1] Bd. 1, 20. 21.

des Hebräischen in der obersten und des Griechischen in der zweiten Classe des Gymnasiums ernannt. Er erhielt in demselben Jahre durch eine Abhandlung über das attische Erbrecht einen Ehrenpreis, und im Jahre 1813 von der Universität Jena honoris causa den philosophischen Doctorhut. Er war überglücklich, fühlte ‚den Muth zu wirken, durch Liebe und That‘, sagt er, ‚unter meinen Brüdern‘. ‚Der Himmel‘, schreibt er zu Weihnachten 1812, ‚füllt sich vor mir mit ausströmender Pracht‘ u. s. w., aber: ‚sieh, da ergreift mich wieder das Gefühl der allwaltenden Nemesis, die im Innersten des Menschen wohnt, und die zurückruft zum besonnenen Lebensgenuß, die auch das nicht unrecht erworbene Glück, wenn es über die Schranken der Menschheit schweift, in die Grenzen mehr oder weniger zürnend zurückruft. Es ist nicht schwer, Unglück zu ertragen, aber das Glück ist eine schwere Last. Dieser Gedanke . . ., wie über dem Strudel der Dinge allein und ewig der betrachtende Geist schwebt und alles Menschliche, so wie es seine Natur und seine Grenze verläßt, unwiderruflich dem Schicksal anheimfällt, dieser Gedanke hat mir bei allem Studium wie ein Blitz vorgeleuchtet und möge er nie aus meinem Busen schwinden.‘ In diesen Sätzen offenbart sich schon der spätere Declamator über ‚Gott in der Geschichte‘, und es ist bemerkenswerth, daß Bunsen bereits auf der Universität den Plan zu dem erwähnten Werke faßte. Schon war ihm ‚die Idee klar und lebendig, daß alles, was vom Geiste ausgehe, eine nach ewigen Gesetzen sich entwickelnde Offenbarung des Göttlichen sei‘. ‚Der begeisternde Genius ist mir Herder, in Vielem auch Johannes Müller; mein Ideal fällt in Form und Ansicht zwischen beide. Was von diesen allgemeinen Umrissen wirk-

lich sich bilden wird und wie, überlasse ich dem Schicksal, dem Gott, der in den Jahrtausenden wie in der Brust des Einzelnen waltet.' [1]

Aber auch anderweitige religiöse Strömungen ergriffen ihn in jener Zeit auf einer Reise in Holland, wo er im Jahre 1814 seine Stiefschwester Christiane, eine strenge Puritanerin, besuchte. Durch sie kam er ‚in die Atmosphäre von Männern und Frauen von ehrfurchtgebietender Geistesbildung, für welche das Christenthum das Alles durchdringende Element war, welches Empfindungen und Handlungen leitete'. Seitdem verweilte er ‚in dankbarem Andenken mit Vorliebe' bei jener Gesellschaft, welche ‚das Schwierigste im Gesetz, das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben', zu erfüllen wußte. Die Schwester war eine große Christin und in Bunsen's Augen ‚das Muster weiblicher Vortrefflichkeit'. Aber leider nicht im persönlichen Verkehr. Es war schwer, mit ihr, ‚außer bei entsprechender Entfernung', auf einem ‚friedlichen Fuße' zu bleiben. Als Bunsen in der Folgezeit, nachdem er seine Familie gegründet hatte, sie zu sich einlud und den Versuch unternahm, mit ihr unter einem Dache zu leben, war das ‚der größte Rechenfehler, den er jemals gemacht' [2]. Die Gegenwart der Schwester, berichtet die Witwe, ‚war vom ersten

---

[1] Bd. 1, 36. 51.

[2] Richard Rothe nennt die Schwester ‚eine Person, in welcher die heterogensten Elemente unmittelbar einander berühren: einerseits die Erkenntniß und die Sprache einer erleuchteten Christin, andererseits die weltlichste Eitelkeit, der heftigste Jähzorn, und etwas, was ich nicht Haß und Rachsucht nennen mag, was aber in menschlichen Augen diesen Dingen so gleich sieht, als ein Ei dem andern' u. s. w. Richard Rothe, von Fr. Nippold. Bd. 1, 474.

bis zum letzten Tage eine unaufhörliche Prüfungszeit, indem sie Gefühle und Grundsätze auf die strengste Probe stellte und die Rolle eines Läuterungsfeuers für das edlere Metall im menschlichen Character spielte . . . Sie unterschied Recht und Unrecht mit unvergleichlichem Scharfsinn und wußte über die höchsten und tiefsten christlichen Wahrheiten zur Erbauung der Anderen zu reden, während sie sich durchaus unbewußt blieb, daß ihr eigenes Herz ungebrochen und ihre Religion bloß Verstandessache war. Diese Gemüthsbeschaffenheit ließ sie in Selbsttäuschungen leben, die durch keinerlei menschliche Mittel zu widerlegen waren, glücklicherweise aber ebenso plötzlich und unberechenbar wechselten wie das Barometer . . . Wenn Bunsen so den Schmerz der Enttäuschung empfand, so hatte dafür die Frau die zahllosen Schwierigkeiten im täglichen Leben zu ertragen; es war, wie wenn Jemand lernen muß, mit einem Wassergefäß auf dem Kopf mitten im brausenden Sturmwind gleichen Schrittes zu gehen'. Nachdem aber Christiane wieder abgereist war, hörte die Frau nie auf, deren ,Gedächtniß während ihrer Abwesenheit in Ehren zu halten'. Wir haben die obigen Aeußerungen mitgetheilt, weil sie zur Kennzeichnung einer modernen Puritanerin im Allgemeinen dienen können [1].

Ueber die Stellung, welche Bunsen selbst während seiner Jünglingsjahre zum Christenthum einnahm, stimmen die Angaben der Witwe keineswegs mit den Berichten überein, welche von anderen Seiten an die Oeffentlichkeit gekommen sind. So erzählt z. B. der in dem Buche erwähnte Dr. Stuhr aus dem Jahre 1815: ,Bunsen griff das Christenthum an,

---

[1] Bd. 1, 67. 223.

blieb hartnäckig bei seiner Verwerfung, behauptete fest, das Christenthum sei abgenützt, es sei nicht mehr zu halten, und es sei Zeit, eine neue Religion zu stiften. Dieß führte er mit aller Heftigkeit und fast spöttischer Bitterkeit aus.'[1] In diesem Falle stand Bunsen damals auf demselben religiösen Standpunkt, wie sein Jugendfreund Arthur Schopenhauer, der ebenfalls alles positive Christenthum als überwundene ‚Altweiberreligion' bespöttelte und durch seine neue Philosophie ersetzen wollte.

Nachdem Bunsen seine ihn bald nicht mehr befriedigende Stellung in Göttingen aufgegeben und mehrere Reisen gemacht hatte, richteten sich (1815) seine Blicke nach Berlin, wo es ihm leicht erschien: ‚durch Privatstunden und Unterricht an einem Gymnasium seine Subsistenz zu sichern, bis man an einer der Provinzial-Universitäten angestellt wird'. Leider ist der Brief, in welchem er über seine Berliner Aussichten berichtet, nur im Auszuge[2] abgedruckt. Wir sagen leider; denn hätten wir ihn vollständig, so würden wir ersehen können, worin im Einzelnen sein ‚Leichtsinn und sein übermäßiges Projectiren', welches der Theologe Lücke[3] in demselben gefunden, bestanden habe.

In Berlin kam sein Entschluß: ‚ganz und gar ein Preuße zu werden', in sehr kurzer Zeit zur völligen Reife. Durch ein gütiges Geschick trat er in den Kreis von Koryphäen wie Schleiermacher, Niebuhr u. s. w. ein. Jedoch scheint er nicht Alles, was er erhofft, gefunden zu haben; denn schon im Jahre 1816 treffen wir ihn in Frankreich

[1] Vergl. Varnhagen's Tagebücher 2, 142.
[2] Nippold 1, 82. [3] Vergl. Bd. 1, 83.

und namentlich in Paris, wo er sich mit orientalischen Sprachen beschäftigte, und in demselben Jahre in Italien, von wo er nach dem Orient reisen wollte, weiterer Studien halber und um sein Glück zu gründen. Aus seinen Reiseeindrücken erwähnen wir, daß ihm unter den Trümmern der vorrömischen etrurischen Herrlichkeit und unter den glänzenden Denkmälern der zerstörten Freiheit von Florenz ‚bei Gott, nichts ehrwürdiger und wahrhaft rührender' erschien ‚als die Schwermuth eines großen Mannes über das Menschengeschlecht'. ‚Es ist', sagt er, ‚gleichsam der vormenschliche sinnende Gott, der der Menschenkinder eitles Jagen zum Abgrunde schaut, oder Prometheus, der von seinem Felsen den erlöschenden Funken sieht und bejammert.'[1]

In Rom gab er bald alle orientalischen Reisepläne auf, indem er eine sehr wohlhabende Engländerin heiratete und in den ‚glücklichen Hafen' einer preußischen Anstellung einlief. Er wurde nämlich Legationssecretär des preußischen Gesandten Niebuhr, und spricht nun fortwährend in seinen Briefen über seine Freundschaft mit demselben. Aber wenn man Niebuhr's Briefe aus jener Zeit liest, so scheint in dieser Freundschaft keine rechte Gegenseitigkeit stattgefunden zu haben. Während nämlich Niebuhr über alle seine anderen Freunde sehr ausführliche Nachrichten gibt, wird Bunsen's niemals in einer Weise, die auf eine besondere herzliche Anhänglichkeit schließen ließe, Erwähnung gethan[2]. Noch am 15. August 1818 schrieb er über sein Verhältniß zu Bunsen: ‚Wir sind einander zu fremd', und am 26. Juni: ‚Es lebt hier Niemand, zumal seit Brandis und Bekker fort sind, mit dem ich über das, was mir am meisten am Herzen

---

[1] Bd. 1, 104. [2] Vergl. Niebuhr und Bunsen 270—288.

liegt, gebend und nehmend reden könnte. Ein Berner Deputirter, Obrist Fischer, macht hier eine vorübergehende Ausnahme, und ist mir daher unschätzbar.' Von Bunsen, mit dem er doch fortwährend amtlich zu verkehren hatte, sagt er in dem Briefe kein Wort. Niebuhr schätzte den Werth von Bunsen's Studien und Wissen, aber von dessen Character und Persönlichkeit fühlte er sich durchaus nicht angezogen. Er beklagt, daß er sich habe gewöhnen müssen, statt im Gespräch, in sich selbst zu leben, und nennt das ,eine traurige Entbehrung'. Am 23. Mai 1822 äußert er sich: ,Wir leben hier seit einiger Zeit sehr einsam. An Cornelius verloren wir einen Freund, dessen Umgang uns erfreulich und theuer war', und am 17. August des nämlichen Jahres: ,Im Ganzen genommen stehe ich mit den Leuten sehr gut, glaube hier sehr wenig Feinde zu häben, und Viele, die sich als meine Freunde betrachten; aber zwischen Allen stehe ich doch einsam dem Gefühle nach.' Mit Bunsen konnte er eben nicht innerlich verkehren. Als er Rom verließ, bedauerte er den Verlust des Einen oder des Andern, aber wir hören keine Silbe des Bedauerns über seine Trennung von Bunsen [1].

II.

Neben seinen diplomatischen Geschäften trieb Bunsen mancherlei Studien und warf sich zugleich, die damalige ,Erbärmlichkeit und Zerfallenheit des Protestantismus' — die übrigens ,gleich nach der Reformation angefangen habe' — beklagend, mit aller Entschiedenheit zum kirchlichen Reformator auf. Zuerst fegte er in Rom ,an dem Jubelfeste

[1] Lebensnachrichten 2, 360. 364. 495. 499.

der glorreichen Reformation mit zitternden Händen den Staub von den Stufen des Heiligthums' weg [1]. Dann betheiligte er sich lebhaft an der Gründung eines protestantischen Gottesdienstes im preußischen Gesandtschaftshotel auf dem Capitol für die kleine Zahl der in Rom lebenden ‚Christen'. Dies erschien ihm als eine gewaltige Heldenthat und begeisterte ihn später zu einem Sonett an ‚den Pontifex Maximus', in welchem zu lesen steht:

Schau', hier im Fels, an dem du sollst zerschellen,
Der grollest auf dem Zauberberge drüben,
Ist des Geschickes Nagel eingetrieben,
Wie sich's gebührt, an Capitoles Schwellen.

Sieh', in den Felsen hab' ich ihn getrieben,
Von dem des ew'gen Lebens Ströme quellen,
Das Zeichen dieser Zeit [2], aus dunkeln Wellen
Licht wiederstrahlend in der Zahlen sieben.

Und hinter ihm kannst meinen Namen finden;
Magst du den Hügel aus dem Boden schneiden,
Des Nagels Spitze sollst du nie ergründen!

Seitdem war ihm Rom ‚ein heiliger Boden',

Wo ich die Kirche mir erbaut, die freie,
Auf ew'gen Felsen, trotzend dem Gewimmel
Der Tagesfliegen und des Neides Schreie!

Sein Haß gegen die Kirche wurde nun von Jahr zu Jahr ingrimmiger und paarte sich mit einer steigenden pietistischen Süßlichkeit. Dieser Haß und diese Süßlichkeit laufen auch in seinen Briefen neben- und durcheinander;

---

[1] Nippold 1, 406.
[2] Nicht zu übersehen: es ist Bunsen's erstes ‚Zeichen der Zeit'!

die Briefe sind wie ein Gebräu von Gift und Schminke. Dabei fehlt es in denselben und in den Tagebuchblättern natürlich nicht an unerläßlichen Demuthsbezeugungen und an Aeußerungen sonstiger vortrefflicher Tugendentschlüsse, aber das Alles ist mit so viel hohlem Wortschwall vorgetragen, daß die Witwe, scheint uns, besser gethan hätte, diese Sachen der Oeffentlichkeit vorzuenthalten. Die Declamationen machen auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck, als hätte sich Bunsen beim Niederschreiben vorgestellt: In wie schönem Lichte werde ich erscheinen, wenn man nach meinem Tode liest, was ich in dem ‚stillen Kämmerlein meines Herzens‘ zur Reife gebracht habe!

Was die protestantische Gemeinde in Rom betrifft, so war Bunsen ihretwegen im Juli 1819 noch voller Hoffnungen. Der Gesandtschaftsprediger Schmieder predigte zur allgemeinen Erbauung; die liturgischen Einrichtungen und Gebräuche rührten von Bunsen selber her. Es war ihm nur ein reiner Act christlicher Demuth, die im Herrn ausruht und sich freut über Alles, was sie durch des Herrn Gnade zu Stande gebracht, wenn er schrieb: ‚Wären alle Prediger wie Schmieder, und alle liturgischen Einrichtungen und Gebräuche so *lebendig und wahrhaft christlich*, so würde die deutsche evangelische Kirche die erste in der Welt sein.‘ Wenn übrigens Schmieder, dessen wirklich frommes Gemüth unseres Wissens noch von Niemanden bezweifelt worden, in seinen Predigten ‚immer von Buße und Bekehrung, Sünde und Schuld, Unfähigkeit des eigenen menschlichen Willens zur Wiedergeburt zu gelangen, und also Nothwendigkeit des Glaubens an Christus‘ sprach, so hätte er dasselbe und nichts Anderes auch in einer katholischen Kirche predigen können. Nur ein in der katho-

lischen Glaubenslehre so Unwissender wie Bunsen konnte ‚diese Lehren‘ in Gegensatz mit den katholischen Lehren bringen. Bunsen fand im Katholicismus nur ‚prunkhafte Ceremonien und todte Gebräuche‘. Darum hatte es für ihn ‚etwas Anziehendes‘: im Gegensatz zu denselben ‚sich eine kleine Zahl von Christen [in seinen Augen waren die Katholiken wohl keine Christen?] um das reine ungemischte Evangelium in der Stille eines einzelnen Hauses im einfach eingerichteten Betsaal versammeln und mit dem Gebete des Herrn und frommen Liedern und Psalmen den Herrn loben und an der Hörung seines göttlichen Wortes sich erbauen zu sehen‘. Er lobt im Juli 1819 ‚die Gemeinde, die groß und klein, vornehm und gering, an diese Lehren‘ sich anschließe. Aber nach kaum drei Monaten klagte er: ‚Leider schmilzt die Gemeinde sehr zusammen: es ist kein Geist der Frömmigkeit unter den Leuten, und der Reiz der Neuheit ist dahin.‘ [1]

Als Reformator des Protestantismus, der ihm einer ‚Umwandlung‘ bedürftig schien, und zwar aus seinem ‚eigenen

[1] Bd. 1, 165—166. v. Reumont 87 verweist auf einen Brief Niebuhr's an Bunsen: ‚Sie sind nicht berufen, eine Separatistengemeinde zu stiften.‘ Niebuhr ‚machte ihm aber zugleich deutlich, wie wenig die Form entscheide. „Wenn es eine geoffenbarte Liturgie gäbe, so würde sie, eingeführt, todt bleiben, wenn ihr nicht lebendige Individualitäten entgegenkämen.“ Bunsen war nicht zu beruhigen‘, fährt v. Reumont fort, ‚zu der Liturgie bedurfte er auch einer Gemeinde, und diese setzte er ohne weiteres voraus und sprach und schrieb immer von einer „Evangelischen Gemeinde“. Es gab aber in Rom keine evangelische Gemeinde: es gab eine preußische Gesandtschaftscapelle in einem der Räume der exterritorialen preußischen Gesandtschaftswohnung mit einem Prediger,

Princip' heraus und aus seinen ‚eigenen und verwandten Elementen und Stoffen', führt uns Bunsen in seinen Schriften und Briefen in ein Gewirre von allen möglichen christlichen und pantheistischen Ansichten ein. Es ist unendlich schwierig, sich von seinem Christianismus vagus, dem er die Rettung der europäischen Zukunft zutraute, auch nur eine annähernd klare Vorstellung zu verschaffen. Nicht umsonst klagte er: ‚Niemand weiß, was ich will, fast Alle mißverstehen das, was sie davon wissen; die Meisten glauben, ich wolle etwas Phantastisches, oder ich wisse nicht, was ich wolle.'

Klar über seine Ziele war Bunsen nur da, wo er zerstörend gegen die Kirche und das Papstthum zu wirken suchte und die preußische Regierung als Sturmbock gegen Rom gebrauchen wollte.

Schon während seines Aufenthaltes in Rom setzte er seine Hoffnungen auf ‚den Bau einer großen unirten Nationalkirche', welche sich ‚unter der Aegide' des Königs von Preußen bilden sollte. Wäre diese Nationalkirche, ‚weise verwaltet und der Monarchie und ihrer Bestimmungen würdig', einmal hergestellt, so würden sich, prophezeite er der Regierung in einer Denkschrift vom Jahre 1823, ‚sogar Katholiken überzeugen, daß es für die Freiheit, die Festigkeit und die Würde der Kirche nicht nothwendig ist, einen Papstkönig als oberstes Haupt zu haben.'

welcher der päpstlichen Regierung gegenüber Attaché der Gesandtschaft war, und an dem Gottesdienste in dieser Capelle nahmen die in Rom lebenden oder zeitlich verweilenden Protestanten Theil — weiter Nichts'.

Die Worte erhalten, soweit sie sich auf die Katholiken beziehen, ihre rechte Erklärung durch eine andere Denkschrift vom Jahre 1827, die zu Bunsen's Characteristik einer besondern Beachtung würdig ist. Es handelte sich damals um die bekannte Eingabe mehrerer katholischer Geistlichen in Schlesien, behufs ‚Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienst'. Einige Geistliche hatten schon willkürliche Aenderungen getroffen und waren dafür vom Fürstbischofe zu Breslau in Strafe genommen. Nachdem dann der schlesische Oberpräsident Merckel am 26. Mai 1827 bei der Regierung den Vorschlag gemacht hatte: man solle die ‚würdigen Pfarrer' gegen den Fürstbischof schützen und ‚den katholischen Gemeinden den Segen eines erbaulichen Gottesdienstes angedeihen lassen', forderte der König Friedrich Wilhelm III. ein Gutachten Bunsen's über diese ‚liturgischen Wirren'. Der Diplomat hatte nun Gelegenheit, sich über alles Mögliche vernehmen zu lassen. Zuvörderst erklärt er, daß man die ‚religiöse Bewegung' in Schlesien keineswegs als ‚einen verderblichen politischen Umtrieb betrachten könne, ohne die Reformation selbst als solchen zu verdammen'. Es sei diese Bewegung vielmehr eine Regung des religiösen Bedürfnisses gegen den Indifferentismus, der ‚in den ganz katholischen Ländern ein reiner atheistischer Unglaube oder dumpfer geisttödtender Aberglaube geworden' sei. In Folge des wachsenden ‚religiösen Bedürfnisses' müssen, sagt er, ‚auch manche Katholiken, besonders Geistliche, den nicht zu verdammenden Wunsch fühlen, von den starren Formen ihrer Kirche nicht gehindert zu sein, dem Volke eine verständlichere Nahrung zu geben, als die ihm gewöhnlich im katholischen Gottesdienst geboten wird. Bei jeder solchen Regung fehlt es nun selten, daß der Punkt des Cölibats' — der gewiß

auch zu den ‚liturgischen Wirren‘ gehörte — ‚in Anregung komme, der bei zunehmender sittlich-religiöser Strenge immer drückender werden muß.‘ ‚Soll nun‘, fährt Bunsen fort, ‚jede solche Regung an sich unterdrückt werden? Unser Landrecht und der Geist unserer Regierung verneinen diese Frage zu klar.‘ Auf die noch wichtigere Frage: ‚Was werden die Folgen einer Begünstigung aufgeklärter Gesinnungen in der katholischen Kirche sein?‘ erfolgt die Antwort: ‚Unter den jetzigen Umständen, wo die Gegenpartei durch eine fanatisch verfinsternde Reaction getrieben wird, eher gute. Bibellesen verbieten jene, Belehrung hemmen sie, Vorurtheile nähren sie. Die anderen werden das Gegentheil thun, ohne jedoch evangelische Christen zu verführen.‘ Hierbei werden wir auch um die Erfahrung bereichert, daß der ‚Unglaube an die göttliche Regierung der Kirche‘ zu der ‚Annahme einer sichtbaren unfehlbaren Kirche und Papstes‘ führe. Was nun diejenigen Geistlichen anbelangt, welche ‚als Gebildete das Absurde so mancher Fabeln und Gebräuche, als Volkslehrer das Hemmende einer fremden Sprache im Gottesdienst, als Prediger die Unkenntniß der Bibel empfinden‘, so können dieselben, sofern sie die Messe unberührt lassen, ‚sich bis zu einem gewissen Grade auf ein Bestehendes berufen und dadurch gegen die jetzige Reaction des rigoristischen Romanismus schützen, so lange sie des Schutzes der Regierung gewiß sind. Will die Regierung sie schützen, so muß sie vor Allem gemäßigte und denkende Bischöfe anstellen und sie gegen ungesetzliche Härte (wohl des römischen Stuhls?) in Schutz nehmen.‘ Von ganz vorzüglichem Werthe seien Männer wie Lindl und Goßner: ‚Sie können, wenn sie auch einseitig sind, als die gefährlichsten und entschiedensten

Feinde der römischen Kirche angesehen werden; denn sie greifen sie nicht bei Mängeln und Mißbräuchen an, deren jede Kirche in einigem Maße hat, sondern bei der Wurzel, der Verderbung der Lehre vom seligmachenden wahren Glauben.' Und als besonderer Wink für die Berliner Leser: ‚Hätten Boos und Lindl in Frankreich gelebt und eine ähnliche Gemeinde gefunden, so wären bei der verfassungsmäßigen Religionsfreiheit nicht Tausende, sondern Millionen Franzosen evangelisch geworden.'[1] Welche Aussichten für Preußen!

Die katholische Kirche und insbesondere das Papstthum verschuldet, nach Bunsen's Berichten an die Regierung, alle Uebel, woran die Welt krank darnieder liegt. Die ‚römische Partei' führt außerdem noch für die Zukunft die furchtbarsten Dinge im Schilde und würde z. B. ‚mit Vergnügen sehen, wenn die Griechen und alle nicht unirten Christen des Orients durch die Türken vertilgt würden und selbst der Mohamedanismus fast ausschließlich herrschte, bloß damit keine Spur von Heterodoxie in diesem Theil der Welt zurückbliebe'. ‚Der Götzendienst, der in Rom in dem Heiligen-Cultus practisch existirt', wird sogar ‚durch Verordnung von Gebetsformeln ermuthigt', z. B. durch ‚ein Formular, welches Pius VII. in der Propaganda gratis vertheilen ließ'. Das Volk, welches nach

[1] Bd. 1, 292—296. Dagegen sagt er S. 148: „Ich bin überzeugt, daß die Franzosen Protestanten würden, wenn sie wirklich Achtung vor dem Christenthum hätten; denn der Katholicismus ist bei ihnen so lächerlich gemacht, seine jetzigen Mißbräuche sind ihnen zu klar und die Geistlichkeit ist zu sehr gesunken. Allein gerade die Gleichgültigkeit und der Unglaube wird den Katholicismus dort noch erhalten.'

dieser Formel bete, ‚müsse die Jungfrau wirklich anbeten und bete sie in der That mindestens ebenso sehr an als die Gottheit selbst'[1].

In seinen derartigen Berichten nach Berlin suchte Bunsen, so viel an ihm lag, die Regierung zugleich gegen die Kirche aufzuhetzen. So schreibt er z. B.: Zwei große Systeme streiten sich um die Herrschaft über die Geister und also um die Herrschaft über die Welt, nämlich: ‚das in Preußen zum Nationalinstitut gewordene evangelische Erziehungsprincip' und ‚das auf Unmündigkeit der Nation und Zurücktreten des Staates hinter der Kirche hinarbeitende System Roms und vorzugsweise der Jesuiten . . . Rom und der Jesuitenorden sind in demselben Verhältniß eingreifender und bigotter geworden, als sie unwissender und beschränkter geworden sind; ihr Haß und ihre Angriffe sind ganz vorzugsweise auf Preußen gerichtet, weil hier das ihnen feindliche System als Weltmacht dasteht.' In Frankreich sei bereits ‚die Vortrefflichkeit und hohe Bedeutung des preußischen Erziehungswesens anerkannt und laut verkündet' worden[2]; ‚ganz Europa und selbst die einsichtsvollsten und besten Geister in allen katholischen Staaten richten ihre Blicke voll Bewunderung und Sehnsucht auf Preußen'. Preußen muß darum nur ordentlich vorgehen. Schon ist in der ganzen Welt überall ‚das Sinken der Macht Roms'

---

[1] Bd. 1, 518.

[2] Anders urtheilt er über dessen ‚Erfolge' bei anderen Gelegenheiten, z. B. S. 440, wo es heißt: ‚Die Universitäten sind geistig gesunken oder im Sinken, was die Hauptsache betrifft, d. h. den Geist. Das verfl . . . . . Vollstopfungssystem in den Gymnasien ist großentheils Schuld daran' u. s. w.

sichtbar, und das ‚Evangelium ist bestimmt, über die abergläubischen Satzungen der Menschen wie über den Unglauben zu triumphiren'. ‚Zu den Elementen künftiger Gährung (innerhalb des Katholicismus), die sich seit zwanzig Jahren in Süddeutschland gesammelt, den Verbindungen zur Einführung der Priesterehe und deutschen Gottesdienstes, gesellen sich nun, nicht allein durch den Hermesianismus, sondern auch durch andere philosophische Systeme katholischer Theologen noch viel bedeutendere Elemente der Spaltung: die dogmatischen; endlich gewinnen die evangelischen Missionen auf fast allen Punkten in Frankreich immer mehr Ausdehnung und Bedeutung, und die ganze Nation, ohne noch zu wissen, wohin sie geht, wird immer aufmerksamer auf die ihr ganz fremd gewordene Stimme des Evangeliums. Wer kann die Folgen der Ausbildung dieser Elemente berechnen, wer ihnen wehren?' [1]

Diese Worte machen es handgreiflich, was Bunsen durch Unterstützung des Hermesianismus &c., durch Förderung der ‚freien edlen Regungen' unter den Katholiken eigentlich bezweckte. Er erstrebte ‚moralische Eroberungen' für ‚das Evangelium', wobei er vor Anwendung auch äußerlicher Gewaltmaßregeln gegen den Clerus keineswegs zurückschreckte, gegen das Volk aber solche Maßregeln nicht angewendet wünschte.

So war er z. B. ein Gegner der strengen Verordnung des Königs Friedrich Wilhelm III., daß auch die katholischen Soldaten an dem protestantischen Gottesdienste Theil nehmen sollten. Der König, so wird uns erzählt, begründete in Bunsen's Gegenwart diese Verordnung damit: er habe

[1] Bd. 1, 574. 559.

die katholischen Mitchristen überzeugen wollen, ‚daß wir auch Christum als unsern Herrn erkennen; denn ihre Pfaffen möchten sie gern glauben machen, daß wir an nichts glauben, und unsere Rationalisten haben es allerdings weit gebracht, daß es so aussieht‘. Diese Gedanken führte er ‚mit einer steigenden Lebendigkeit und Wohlredenheit‘ (eine ganz neue Eigenschaft Friedrich Wilhelm's) aus. ‚Als er eine Pause machte, ergriff Bunsen nicht ohne tiefe Rührung das Wort und sagte: Nie habe er an den wahrhaft königlichen und christlichen Ansichten und Absichten Sr. Majestät auch in diesem Punkte gezweifelt, unschätzbar sei es ihm, sie jetzt aus dem Munde seines Königs vernommen zu haben.‘ Allein diese ‚Ansicht und Absicht werde nicht verstanden; sie werde verkannt; . . . man könne nicht Clerus und Volk zugleich zum Gegner haben‘. Der betreffende königliche Befehl hatte nämlich unter den westfälischen Soldaten die furchtbarste Erbitterung, die sich mehrmals bis zur offenen Auflehnung steigerte, hervorgerufen. Bezüglich der Rheinländer, bei denen der Befehl nicht ausgeführt worden, hatte man dem König die wahre Sachlage verheimlicht, und zwar ‚nach dem furchtbaren System, an welches man sich gewöhnt hatte, dem Könige nicht zu widersprechen, wo er persönliche starke Ueberzeugungen und Ansichten kund gegeben‘. Nun durchbrach Bunsen ohne Zweifel, so wird man glauben, dieses ‚furchtbare System‘ und sagte dem Könige die Wahrheit? Weit entfernt! Bunsen sagte nur, daß auch aus den Rheinlanden Aeußerungen der Unzufriedenheit eintreffen könnten, und daß man ihnen durch Abhülfe zuvorkommen solle. Ihm erschien nämlich der Kampf mit dem Clerus für die Regierung schon stark genug. So gab der König nach,

die ‚Kirchenparade' wurde aufgehoben, und Bunsen ‚fühlte sich unaussprechlich glücklich' [1].

Auch bei einer andern Gelegenheit fühlte sich Bunsen einmal ‚unaussprechlich glücklich', damals nämlich, als er einen wegen einer fast sechsjährigen Täuschung des Königs stark zu befürchtenden persönlichen ‚Schlag' von sich abgewendet, ja sogar statt dessen Gunst und Gnade gewonnen hatte. Damit hatte es folgende Bewandtniß.

Friedrich Wilhelm III. hatte die Verfügung getroffen, daß die von ihm eingeführte neue Agende auch in der protestantischen Gesandtschafts-Capelle in Rom gebraucht werden solle. Zu dieser Verordnung hatte er, wie uns Bunsen's Witwe auseinandersetzt, ein volles Recht: denn der dortige Gottesdienst ‚war die Stiftung des Königs und wurde auf seine Kosten unterhalten; wenn er deßhalb die zu beobachtende Weise bestimmte, so war dieß ganz mit der Sitte und Gewohnheit im Einklang'. Als nun der König bei seiner Anwesenheit in Rom im Jahre 1822 dem Gottesdienste beiwohnte, hatte man denselben nach seiner Verordnung wirklich eingerichtet. Er ‚fand alle Einrichtungen hübsch und glatt, bemerkte aber nicht [woran sollte er denn das bemerken?], daß die Ausführung seiner begünstigten Agende auf den einen Fall seiner Anwesenheit beschränkt werden mußte.' [2] Also man täuschte den König. Nachdem er abgereist, war vom Gebrauch seiner Agende keine Rede mehr. Es wurde eine von Bunsen verfaßte neue Liturgie gebraucht. Diese Täuschung des Königs dauerte bis zum Jahre 1828, in welchem

[1] Bd. 1, 464—466. [2] Bd. 1, 329.

Bunsen diplomatischer Geschäfte halber nach Berlin berufen worden war.

Damals erst theilte Bunsen dem Monarchen mit, ‚was in der capitolinischen Christenheit geschehen, Alles und Jedes, wie es dort gehalten' wurde. Die Briefe, worin er von diesem Ereigniß, von diesem ‚wichtigsten Schritt', den er ‚je äußerlich im Leben gethan', Kunde gibt, zeugen so sehr von einem mit salbungsvollen Redensarten und Bibelsprüchen umkleideten Hochmuth, von einer widrigen Eitelkeit und innern Unwahrheit, daß man kaum begreift, wie die Witwe, gleichsam zur Ehre ihres Mannes, dieselben zum Drucke befördern konnte. ‚Der Entschluß', so schreibt er am 27. Januar 1828 aus Berlin, wo er bereits einige Monate zugebracht, ‚ist seit vierzehn Tagen in meinem Herzen fest gewesen; er ist vor Gott geprüft, auch mit treuen Freunden, und zwar Alles wahren Christen, überlegt, er war nothwendig nach meinem Gewissen' (erst nach so vielen Jahren der Täuschung des Königs!), ‚ich freue mich, ihn gethan zu haben, ehe er nothwendig wurde durch die Umstände.' . . . Es hätte ja auch ein Anderer dem König die Täuschung entdecken können, und Bunsen wäre so um die Triumphe seiner ‚Wahrheitsliebe' gekommen, und vielleicht noch um etwas mehr. Der wahrheitsliebende Bunsen mußte handeln. ‚Ich konnte dem väterlich milden Angesicht nicht mehr gegenüberstehen, ohne daß er Alles wußte; das war mein Gefühl. Er hatte ein Recht, es zu erfahren, und ein doppeltes durch seine Güte und deren viele Beweise; dieß war meine Ueberzeugung . . . Der Kronprinz weiß auch davon, und hat zuerst gezittert, aus Liebe zu mir, dann sich aber überzeugt, daß ich so handeln müsse, und mir durch Gröben sagen lassen: er begleite mich mit seiner Für-

bitte.' Am 2. Februar heißt es: ,Noch ist nichts entschieden ... Mein Schreiben ist, wegen Unpäßlichkeit, erst vorgestern abgegeben; Witzleben hat kurz den Inhalt erwähnt, und der König es, ohne ein Wort zu sagen, auf seinen Tisch gelegt. Heute früh habe ich eine Einladung auf morgen Abend zu Thee und Abendessen erhalten; also es scheint so viel gewiß, daß er nicht zürnt, aber einen harten Kampf in seinem Kämmerlein hat es ihn gewiß gekostet.' Für so gewichtig sah sich nämlich Bunsen an, daß der König seinetwegen einen harten Kampf bestehen und sogar ,einen Schlag überwinden' mußte ,gleich dem, der Cäsar „Et tu, Brute" ausrufen ließ.' [1]

Der ,Schlag' wurde wirklich überwunden. Am 15. Februar konnte Bunsen melden: ,Gott allein sei Ruhm und Dank! Er hat mein Gebet erhört, nicht nach meiner Unwürdigkeit, sondern nach seiner Barmherzigkeit. Der kühnste und wohlerwogenste Schritt meines Lebens ist nicht vergebens gewesen.' Glücklicher Held! Der König eröffnete ihm, daß er seine liturgischen Anordnungen für Rom genehmigen wolle, und sagte: ,Ich will meine Jurisdiktion gar nicht auf Rom ausdehnen und Ihnen nicht befehlen, sondern nur sagen, was ich rathe und wünsche.' Er beschloß, daß Bunsen's ,liturgische Einrichtung für die römische Kapelle gedruckt werde mit seiner ausdrücklichen Sanktion und einer Vorrede von seiner eigenen Hand'. Bunsen eiferte sich nun in ein solch' überströmendes Glück hinein, daß er wie zu seiner Göttinger Zeit sich zugleich auch in das Gefühl einer ,allwaltenden Nemesis' hätte hineindeclamiren müssen, ,die auch das nicht unrecht erworbene

---

[1] Bd. 1, 313—315. 316.

Gut, wenn es über die Schranken der Menschheit schweift, in die Grenzen mehr oder weniger zürnend zurückruft'. ‚Schon ist Papier und Lettern ausgewählt', schreibt er am 10. März, ‚und morgen beginnt der Druck. Als ich heute früh das Ganze zusammenlegte, schien es mir nur ein Traum, denn geträumt habe ich es oft [das Ganze?]. Wie viel liegt nun schon hinter mir!!' ‚Aber wer den Pflug angreift, soll nicht zurücksehen, und so bedenke ich nur, wie viel noch vor mir liegt, wenn der Herr mir Gesundheit und seinen Segen verleiht, meine Gelübde zu lösen': nämlich ‚Gut und Blut' an seine Gottesdienstordnung zu setzen.

Es handelte sich freilich im Wesentlichen nur um die Auswahl einiger Gebete, Gebräuche und Kirchenlieder. Aber Bunsen glaubte damit eine kirchliche That von weltgeschichtlicher Bedeutung vollzogen zu haben. Als das Büchlein gedruckt war, bemerkte er hierüber: ‚Ich bin überzeugt, daß diese Form die Grundidee der alten Kirche hinsichtlich des christlichen Opfers (!) ausdrückt; diese und die damit zusammenhängende des geistlichen Priesterthums des Christen sind nicht allein ganz frei ausgesprochen, sondern zum Grunde des Ganzen gelegt. . . . Die Hauptpunkte des Ganzen sind zwei: 1) die Darstellung des evangelischen Opferbegriffs im Gottesdienst ohne Abendmahl, so daß auch in diesem Falle die Predigt nicht als das Höchste und Letzte erscheint; 2) die Verbindung dieser Idee mit der Feier des Abendmahles. Jenes hat die alte Kirche im entscheidenden weltgeschichtlichen Momente, wo die jedesmalige allgemeine Communion der Gemeinde aufhörte, Sitte zu sein, leider nicht versucht; bei dieser ist sie leider früh in Dunkelheiten und Begriffsverwirrungen gefallen.' Hieraus ergibt sich also klar, daß Bunsen mit seinem Büch-

lein nicht bloß als Wiederhersteller der ‚alten Kirche', sondern auch als deren Reformator sich geltend machte. So viel steht fest, daß sein Büchlein sich die volle Zufriedenheit Friedrich Wilhelm's III. erwarb. An dem Tage, an welchem er demselben ein Exemplar überreichte, gab ihm der König ‚zum ersten Male seine königliche Rechte und zog sie', schreibt Bunsen, ‚nur wieder zurück, als ich mich beugte, sie zu küssen.' ‚Die Gnade des Königs hat für mich immer etwas mehr Rührendes, wenn ich bedenke, was er an mir gethan, und bloß weil der Herr mir Gnade gegeben hat vor seinen Augen!' [1]

Seine Siege in Berlin überstiegen alle Erwartungen. ‚Zwei Herren unterhielten sich von der erstaunlichen Aufnahme, welche Bunsen beim Könige gefunden habe. „Alle königlichen Gunstbezeugungen regneten in beispielloser Weise auf ihn herab," sagte der eine der beiden sich Unterhaltenden, „es bleibt Sr. Majestät nichts mehr für ihn zu thun übrig." „Nichts," erwiderte der Andere, „es sei denn, daß der König beabsichtige, ihn zu adoptiren."' [2]

Bezüglich der Berliner Reise Bunsen's fehlt es, wie in manchen anderen Fällen, in der Darstellung keineswegs an Widersprüchen. Oben hörten wir, daß Bunsen während seiner Anwesenheit in der Metropole Preußens den Entschluß gefaßt hatte: dem Könige über die Ereignisse in der ‚capitolinischen Christenheit', d. h. über die Einführung seiner Agende statt der königlichen, Bericht zu erstatten; dagegen wird von der Witwe behauptet [3]: diese Berichterstat-

---

[1] Bd. 1, 312. 326.

[2] Diese Erzählung wird Bd. 1, 308 aufgetischt.

[3] Bd. 1, 330.

tung sei der ‚Hauptgrund' gewesen, weßhalb Bunsen seine Berliner Reise beim Ministerium in Vorschlag gebracht habe. Hierbei ist aber gänzlich vergessen worden, daß Bunsen an Niebuhr schreibt: ‚Als ich durch Empfang Ihres langersehnten Briefes beglückt wurde, hatte ich nur erst vierzehn Tage vorher die erste confidentielle Mittheilung (durch Nicolovius im Namen der beiden Ministerien) erhalten, daß ich nicht befremdet sein möge, wenn ich statt des erbetenen Urlaubs zu einer Reise nach Neapel eine Aufforderung zur Reise nach Berlin mit derselben Frist eines zweimonatlichen Urlaubs empfangen würde.' [1] Also nicht Bunsen brachte die Reise in Vorschlag, sondern er wurde dazu aufgefordert, wie dieß ebenfalls von der Witwe selbst angegeben ist [2]. Bunsen, sagt sie, ‚machte seine erste in öffentlichen Angelegenheiten unternommene Reise nach Berlin, wohin er ostensibel zu dem Zweck eingeladen war, ein schönes Gemälde Rafaels . . . an seinen neuen Bestimmungsort im Berliner Museum zu überbringen, in Wirklichkeit aber, um in wichtigen Staatsangelegenheiten seinen Rath zu ertheilen'. Die Witwe hat, wie man sieht, bei ihrem Gatten einen ordentlichen Lehrgang in der ‚Diplomatie' durchgemacht. Handelt es sich darum, hervorzuheben,

[1] Bd. 1, 279. Um dem geneigten Leser noch eine weitere Abwechslung (variatio delectat) zu gewähren, wollen wir nicht verschweigen, daß in einem Briefe Bunsen's an den englischen Pietisten Thomas Arnold (S. 323) die ganze Reise einem bloßen ‚Zufall' zugeschrieben wird, den aber die ‚Vorsehung' zu etwas ganz Besonderm benützte: Bunsen wollte nur nach Berlin, um sein ‚in Italien erworbenes Vaterland kennen zu lernen' und um sich seinen Vorgesetzten, die ihn nie gesehen, vorzustellen. ‚Die Vorsehung hatte es anders beschlossen' u. s. w.

[2] Bd. 1, 275.

einen wie großen Werth man in Berlin ‚auf seinen (Bunsen's) mächtigen Geist und seine fertige Hand' gelegt habe, so muß das Ministerium handelnd auftreten und den großen Mann von weit her zu sich bescheiden. Soll dagegen die sittliche Vortrefflichkeit und Wahrheitsliebe Bunsen's in's rechte Licht gestellt werden, so tritt Bunsen in den Vordergrund, bringt in einer Jahreszeit, wo es in Rom am schönsten, eine weite Reise in Vorschlag und verläßt Weib und Kind, nur weil er das ‚sehnliche Verlangen' hat: seinem König und Herrn über die Vorgänge in der ‚capitolinischen Christenheit' einen wahrheitsgetreuen Bericht abzustatten; ‚denn oft konnte man ihn sagen hören, daß man die unbedingte Wahrheit einem Herrscher mindestens ebenso sehr schuldig sei, als irgend einem andern Mitmenschen' [1].

Trotz aller ‚Triumphe', die Bunsen in Berlin feierte, indem ihm ‚der Herr Gnade gegeben vor den Augen des Königs', fand er sich gleichwohl dort in einer gewissen Unbehaglichkeit, wohl aus Furcht vor den Rückschlägen der ‚allwaltenden Nemesis', nach seinen Briefen jedoch deßhalb, weil die ‚dortige Welt sehr gut zu regieren sei, aber nicht gut, um in ihr zu leben' [2]. Er sehnte sich nach dem Capitol und nach ‚seiner liebgewordenen Stellung in Rom' zurück.

In Rom war nun das nächste wichtige Ereigniß für ihn der Besuch des Kronprinzen von Preußen im Herbst 1828, ‚ein Ereigniß, von dem es schwer fällt, eine angemessene Vorstellung zu geben' [2]. ‚Die Briefe Bunsen's, als er den Prinzen auf dessen Rückkehr bis an die Grenze Italiens begleitete und das Vorrecht genoß, dadurch daß er einen Platz in dessen eigenem Wagen einnahm, ununter-

[1] Bd. 1, 330. [2] Bd. 1, 287. [3] Bd. 1, 345.

brochen in seiner Gesellschaft zu sein, zeigen seine lebhafte Empfindung des Genusses sowohl als der gewährten Auszeichnung.' So berichtet er unter Anderm: ‚Er (der Kronprinz) fühlt seinen hohen Beruf, Vermittler zweier Extreme zu sein, welche die Welt theilen. Es gehört aber allerdings viel Kraft dazu, in einem solchen Berufe nicht zu erschlaffen.' Wie wohlthuend für Bunsen mußte die Aussicht sein, als künftiger Minister des künftigen Königs diese ‚Kraft' immer neu erstarken ‚und die egoistische Erbärmlichkeit und Heuchelei der Ultrapartei, die ihn zu umringen und zu umgarnen strebt', unschädlich zu machen! ‚Ich bin allein mit ihm im Wagen vom Morgen bis zum Abend und sein ganzes königliches Herz ist mir geöffnet; Kirche, Regierungsweise, Erziehung und alle die großen Gegenstände meiner Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft des Landes werden frank und frei besprochen. Ich kann nur sagen, daß ich überwältigt bin von Dank gegen Gott für so edle, tiefe und weise Anschauungen, Absichten und Grundsätze, wie sie der Prinz mir erschlossen hat.' ‚Die Reise mit dem Kronprinzen macht allerdings Epoche in meinem Leben. . . . Sein schönes Gemüth ging auf im Sonnenschein der alten Welt, und sein lebendig aufsaugender Geist flog unaufhörlich blitzend und funkelnd durch ihre Herrlichkeit.' [1]

---

[1] Bd. 1, 356—359. ‚Der lebendig aufsaugende Geist fliegt!' In der Bildersprache war Bunsen ungewöhnlich stark, und wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern davon ein ganz vorzügliches Pröbchen zum Besten zu geben. Ueber Niebuhr als Förderer der deutschen Künstler in Rom schreibt Bunsen: ‚Nur dem offenen Auge des Genius und dem still und demüthig lauschenden Ohr eines edlen Menschen ist es gegeben, das Große in seiner herben Wurzel, in seiner meist bittern und rauhen Schale zu erkennen

III.

Ueber Bunsen's diplomatische Thätigkeit in Rom erhalten wir mancherlei neue beachtenswerthe Nachrichten, die aber trotz aller Schönfärberei der Witwe und des deutschen Herausgebers der Biographie bei jedem Unbefangenen eine ganz andere Ueberzeugung begründen werden, als die, welche Nippold in der Vorrede ausspricht.

Die Ueberzeugung Nippold's geht nämlich dahin: ‚daß selten eine Regierung eine gerechtere Sache vertrat, als es die des preußischen Staates gegenüber der römischen Curie war, und daß noch seltener ein mit Unterhandlungen über solche Fragen Betrauter seine Aufgaben würdiger erfaßt und durchgeführt hat wie Bunsen'. Alle Ergüsse Bunsen's [1] über Roms Haß und Angriffe gegen Preußen werden durch die hier mitgetheilten Thatsachen selbst widerlegt. Man kann vielmehr aus diesen Thatsachen den Nach-

---

und den einst zum Siege bestimmten Genius mit Liebe und Ehrfurcht zu pflegen, wenn er die jungen Schwingen noch birgt.' (Lebensnachrichten 3, 315.) Erinnert nicht dieses ‚still und demüthig lauschende Ohr', welches das Große in seiner herben Wurzel, in der bittern Schale erkennt, und dieses ‚offene Auge des Genius', welches den Genius pflegt, sehr stark an die Sprachweise jenes Volksredners aus dem Jahre 1848, der seinen Zuhörern die Versicherung gab: ‚Gagern, meine Herren, ist der Mann, dessen Mund ganz Deutschland im Auge hat'? — Ueber Bunsen's Verhältniß zu den deutschen Künstlern in Rom erfuhr Wolfgang Menzel aus dem Munde derselben: ‚Stolz und zurückhaltend gegen arme Künstler, protegire Bunsen nur die, die ihm für seine Privatzwecke dienten, oder deren er sich mit Eifer annehme, um hohen Gönnern in Berlin zu gefallen.' W. Menzel's Denkwürdigkeiten (Bielefeld und Leipzig 1877) 324—326.

[1] Vergl. z. B. Nippold 1, 579.

weis führen, daß der päpstliche Hof in den confessionellen Angelegenheiten, insbesondere was die gemischten Ehen anbelangt, selten einer Regierung mit größerm Vertrauen und größerer Gewogenheit entgegengekommen ist, als er der preußischen entgegenkam.

Niebuhr erkannte das, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Erregtheit gegen die katholische Kirche, für die Zeit seiner Geschäftsführung in Rom unumwunden an. ‚Seine Verhältnisse zum päpstlichen Hofe', heißt es in seinen Lebensnachrichten [1], ‚gestalteten sich von seinem ersten Auftreten an sehr erwünscht. Der alte Papst Pius VII., vor dessen Character Niebuhr eine wahre Ehrfurcht hegte, nahm ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen auf und bewies ihm dasselbe fortdauernd; auch mit dem Minister desselben, dem Staatssecretär Consalvi, den er für einen der feinsten Staatsmänner hielt, war er stets in angenehmen Verhältnissen. Ueberhaupt rühmte er die Gefälligkeit und das Entgegenkommen aller päpstlichen Behörden vom Anfange seines Aufenthaltes bis zu dessen Ende.' An Nicolovius schrieb Niebuhr: ‚Der Papst ist zu allem Billigen geneigt und erbötig: man kann sich nicht klarer darüber äußern, als er es noch neulich in einer langen Unterredung gegen mich gethan hat. Wir sind politisch sehr wohl gesehen: und meine Person ist gewiß den Geschäften nicht im Wege. . . . Man erzeigt sich mir wirklich über Erwarten in den Geschäften gefällig. Denn daß man von einem protestantischen Gesandten Ergänzungen zu mangelhaften geistlichen Attesten annimmt, ist doch alles Mögliche.' Und seiner Freundin Hensler versichert er bezüglich des Papstes: ‚Bei einer neulichen Anwesenheit war

[1] Bd. 1, 179.

er äußerst freundlich und offen, und seine Forderungen in Hinsicht der katholischen Kirche sind so mäßig und billig, daß ich mich freuen würde, die Unterhandlungen über diese Verhältnisse zu eröffnen, wenn nur endlich zweckmäßige Instructionen ankämen.' Als Rom in Sachen der Uebereinkunft zwischen der preußischen Regierung und dem päpstlichen Hofe vom Jahre 1821, worin vorzugsweise die Dotirung der Bisthümer und die freie Wahl der Bischöfe vorgesehen war, zur Ausführung der Dotirung sich die lange Frist bis zum Jahre 1833 gefallen ließ, äußerte sich Niebuhr in einem Briefe an Nicolovius: ‚Daß man hier die lange Frist angenommen, ist ein glänzender Beweis des Vertrauens, welches man in unsern guten Willen setzt', und ‚ich habe', fährt er fort, ‚dem Papste versichert, daß er da auf redlichen Willen zählen kann' [1].

Wurde dieses Vertrauen gerechtfertigt? Waren, nachdem die lange Frist verstrichen, die Bisthümer dotirt? Fand die freie Wahl der Bischöfe statt? Was hätte Bunsen antworten können, wenn man ihn gefragt hätte, wer es mitverschuldet habe, daß die von der preußischen Regierung gegebenen Versprechen nicht gehalten wurden? Konnte er auch dem päpstlichen Hofe glauben machen, was er nach Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August den in die Sache Uneingeweihten glauben machen wollte: daß von Seite der Staatsbehörden die Uebereinkunft mit dem Papste treu und gewissenhaft ausgeführt worden sei?

---

[1] Lebensnachrichten 2, 277. 279. 466. Vergl. Histor.-polit. Bl. 5, 397. 530. Vergl. auch die Aeußerungen Niebuhr's über den Papst in einem Briefe vom 8. December 1818 an den Grafen Friedr. Leopold zu Stolberg bei Janssen, Fr. L. zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche (Freiburg 1877) 384—385.

Der Papst und die Curie bewiesen gegen Bunsen dasselbe Vertrauen, wie früher gegen Niebuhr. Noch am 30. November 1831 schreibt Bunsen's Frau aus Rom: ‚Viel noch könnte hinzugefügt werden über das huldvolle Benehmen und die zustimmenden Aeußerungen des Papstes (Gregor XVI.) gegen Bunsen, als wenn er Freude daran gehabt hätte, ihm in Gegenwart Fremder Ehre anzuthun.‘[1] Wie aber wurde diese persönliche ‚Vorliebe und Güte‘ Gregor's von dem doppelzüngigen Diplomaten vergolten!

Bunsen's Witwe läßt sich zu dem Geständniß herab, daß die Zögerung der preußischen Regierung, das päpstliche Breve vom 25. März 1830 über die gemischten Ehen anzunehmen, welches Breve doch ‚die besten Ausdrücke enthielt, die je erlangt werden konnten‘, als die erste Ursache der späteren Zerwürfnisse bezeichnet werden müsse. Zur Entlastung ihres Mannes sagt sie: ‚Man hatte die günstige Zeit verpaßt und seitdem dauerte der Conflict streitender Elemente unaufhörlich fort, bis Bunsen gewissermaßen durch sie erdrückt und der hauptsächlich von Anderen verschuldete Tadel auf ihn gehäuft wurde.‘[2] Hiernach trug also die preußische Regierung die Hauptschuld an dem Streite. Aber unmittelbar darauf wird wieder das Gegentheil behauptet durch Mittheilungen aus Aufzeichnungen Bunsen's, der über sich selbst schreibt: ‚Da alle Bemühungen der Regierung, eine friedliche Lösung der Schwierigkeiten zu bewirken, fehlschlugen, wurde Bunsen im Sommer 1837 vom König nach Berlin berufen, um seinen Rath und Beistand bei der Verabredung entscheidender Maßregeln zu geben. Es war zu der Streitfrage über die gemischten

[1] Nippold 1, 386. [2] Bd. 1, 157.

Ehen noch eine andere ernstliche Verwickelung hinzugetreten durch die plötzlichen Verfolgungsmaßregeln des Erzbischofs gegen eine Anzahl theologischer Lehrer an der Universität Bonn, welche ursprünglich mit voller Zustimmung Roms eingesetzt waren, denen aber jetzt als Anhänger des verstorbenen Professor Hermes verboten wurde, zu predigen oder Vorlesungen zu halten.' Darin also bestanden die ‚Verfolgungsmaßregeln'. Weßhalb Bunsen gegen das Vorgehen des Erzbischofs in dieser Sache so erbittert war, läßt sich aus unseren früheren Mittheilungen leicht erklären: er wollte nämlich durch Begünstigung des Hermesianismus eine dogmatische Spaltung unter den Katholiken befördern. Aber hören wir weiter. ‚Es galten diese Schritte (des Erzbischofs gegen die Hermesianer) als Theil eines absichtlich verfolgten Plans, die Universität ganz den Händen des Königs zu entziehen, welcher sie auf seine Kosten ausgestattet und unterhalten hatte.' Die Verurtheilung von Hermes war ein ‚beispielloses Verfahren gegen die deutsche katholische Wissenschaft'; sie erfolgte ‚bloß rein auf geheime Denunciationen persönlicher Feinde, ohne daß irgend welche unbefangene Prüfung stattgefunden'; sie war ‚das erste Attentat gegen die deutsche Wissenschaft', und das Vorgehen des Erzbischofs in der Hermesianischen Angelegenheit war ‚durchaus ungesetzlich und revolutionär'. Der Erzbischof wollte unter Anderm auch die neu zu weihenden Priester ‚eidlich zur Auflehnung gegen das Gesetz verpflichten'; seine Gefangennehmung wurde erst vollzogen, nachdem er eine ‚directe Aufwiegelung der Bevölkerung versucht' hatte[1]. Selbst in der Zeit des

[1] Bd. 1, 468. 470. 480.

Streites, als die Leidenschaften furchtbar erregt waren, sind die Cölner Vorgänge nur in wenigen Parteischriften so ungerecht und unwürdig dargestellt worden, als jetzt nach mehr als dreißig Jahren in dem vorliegenden Werke.

Was Bunsen's persönliche Wirksamkeit bei der Gefangennehmung des Erzbischofs betrifft, so versichert die Witwe: es sei verkehrt, ihn als den Anstifter dieser Maßregel anzusehen. ‚Es ist gewiß, daß er den König und seine Minister auf diesem Punkte entschlossen fand. Alles, was er thun konnte, war, seine ganze Ueberredungskunst aufzubieten, um den Erzbischof zu bewegen, eine mehr preußische Ansicht von seiner Pflicht anzunehmen.‘ Als jedoch der Erzbischof diese preußische Ansicht nicht annehmen wollte und seine Verhaftung erfolgte, vertheidigte Bunsen ‚das Verfahren in einer öffentlichen Staatsschrift‘. Bald aber mußte die Regierung ‚die ganze Angelegenheit als eine Niederlage‘ empfinden. ‚Man fand keine Stütze in der öffentlichen Meinung. . . . Im Allgemeinen war die Erregung in Deutschland in dieser Periode nicht sowohl die Folge von Enthusiasmus für die Kirche, als von Unwillen gegen den Despotismus im Staatsleben.‘ [1]

So die Witwe. Ganz anders spricht sich Bunsen selbst aus. In seinem Berichte über den großen Ministerrath vom 14. November 1837, in welchem die Gefangennehmung des Erzbischofs beschlossen wurde, erzählt er: ‚Der König eröffnete in Person die Berathung um 11 Uhr. Gegenwärtig war dießmal auch Fürst Wittgenstein, außerdem die am Tage vorher versammelt gewesenen Minister, der

[1] Bd. 1, 459—460.

Geheimrath Müller und der Gesandte (nämlich Bunsen). Der König begann damit, daß er ausdrückte, wie sehr es ihn schmerze, zu einem Schritt kommen zu müssen, der so ganz gegen den Character seiner Regierung sei; allerdings sehe er die Nothwendigkeit ein, jedoch sei ihm die Sache vorher nicht so erschienen, es habe ja mit Capaccini vorher unterhandelt werden sollen.' Also der König war noch unentschieden, was zu thun. Aber Bunsen ,bemerkte hierauf erklärend: von Verhandlungen in Rom — das habe er von Anfang an mündlich und schriftlich erklärt — sei durchaus nichts zu erwarten. Der römische Hof habe ausdrücklich schon in der Hermes'schen Angelegenheit jede Mitwirkung abgelehnt; mit den gemischten Ehen, habe aber selbst Capaccini erklärt, könne er sich nicht einlassen. . . Er, der Gesandte, müsse entschieden erklären, daß wenigstens er sich außer Stande finde, irgend etwas zu erlangen, wodurch der Erzbischof auf einen gesetzmäßigen Weg gebracht werde. Rom werde gar nicht glauben, daß es mit der Ausführung irgend einer Maßregel der Strenge gegen ihn ernstlich gemeint sei'. Der Erzbischof ,habe die gesetzwidrigsten und gefährlichsten Schritte gethan und das Land in Aufregung versetzt, so viel er vermocht; eine so gute Veranlassung zum Handeln werde man nicht wieder finden, ohne zu handeln sei aber von Rom nichts zu erlangen'. Und nochmals: Bunsen ,versicherte bestimmt, daß er von Rom nichts mehr zu erlangen im Stande sei, so lange nicht gehandelt worden, eben weil man der Regierung keine Energie zum Handeln zutraue'[1]. Also Bunsen war nach seiner eigenen Dar-

[1] Bd. 1, 480 ff.

stellung der Hauptdränger zur Gewaltmaßregel gegen Clemens August.

Nachdem die Minister ihm beigestimmt hatten, daß ,auf dem Wege der Verhandlung entschieden nichts mehr zu erreichen sei, so lange man nicht gehandelt' habe, erklärte sich auch der König für überzeugt von der ,Nothwendigkeit des Handelns' und ,ging mit königlicher Genauigkeit auf die zu treffenden Maßregeln ein. Sein Scharfblick und seine beispiellose Kenntniß der Zusammensetzung des Heeres zeigte ihm sogleich das Verhältniß der Evangelischen zu den Katholischen in den verschiedenen verfügbaren Regimentern. Alles ward beschlossen und die größte Eile verabredet. . . Der König sprach mit bewunderungswürdiger Klarheit und Bestimmtheit und wie immer den Nagel auf den Kopf treffend in allem Praktischen. Der Fürst Wittgenstein sprach kein Wort'. ,Das Heer' kam bei dem Gewalt-Acte vorzüglich in Betracht; denn, sagt Bunsen, ,es könnte Blut fließen, Blut von Hunderten, ja Tausenden'[1] — woraus ersichtlich, was Alles in dem großen Ministerrathe ,verabredet und beschlossen' wurde.

Der Erzbischof wurde am 20. November 1837 auf die Festung geführt und Bunsen jubelte: ,Es herrscht ein allgemeines Gefühl der Freude, daß der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht hat; seine Feinde glaubten, er habe die Energie verloren, es zu thun. Ich hoffe, er wird nicht wieder in Schlummer fallen.' Der König, sagt er weiter, hatte ,alle gütlichen Mittel so erschöpft, daß der fanatische und arglistige Heilige sein Loos vorhersah und sich darnach richten konnte. Sein

[1] S. 481—482. 490.

Plan war: in den Dom zu flüchten, sich vor den Altar zu stellen, die Thüren öffnen zu lassen und die Gewalt herauszufordern. Allein er wurde überrascht durch die Entschlossenheit und Raschheit zweier der tüchtigsten Männer, des Oberpräsidenten von Bodelschwingh und des Generals Pfuel. Nun gewannen wir Zeit, das Volk zu belehren; schon ist die ganze Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, für die Regierung.'[1]

Diese 'Belehrung' des Volkes bestand in einer Denkschrift Bunsen's, bekanntlich einer der schlimmsten Parteischriften der Zeit, welche nach seinen Worten 'die Gerechtigkeit der Sache und den edlen und milden Character der königlichen Regierung für die Gegenwart, und wenn es möglich wäre, auch für die Zukunft vor der ganzen Welt in ein klares Licht setzen' und zugleich 'auch als literarische Darstellung vor dem deutschen und europäischen Publicum auftreten' sollte. 'Ein Pulverkorn mehr und Deutschland' — so wollte er glauben machen — 'ist vom baltischen Meere bis zu den Alpen entzündet, nicht gegen uns, sondern mit uns, für uns, mit den verschiedensten Motiven.' 'Der große Kampf zwischen hierarchischem Uebermuth und Anmaßung und fürstlicher und nationaler Macht hat begonnen. Ich habe auf Befehl Jupiter's den Donnerkeil schwingen müssen.' Diesen Donnerkeil, d. h. seine Denkschrift, schickte er an seinen pietistischen Freund Arnold nach England, in der Hoffnung, daß dort in den Tagesblättern 'mit brüderlicher Sorge' die Vertheidigung des 'natürlichen Verbündeten gegen Bosheit und Unwissenheit' unternommen werde.

---

[1] Bd. 1, 490. 492.

Trunken vor Siegesgewißheit unternahm er, nachdem er den Donnerkeil gegen Rom geschwungen hatte, sogar das schwierige Geschäft: durch Gleißnerei und Diplomatenkünste den päpstlichen Hof zu berücken. Er wollte unter Anderm dem Papste vorstellen: die Maßregel gegen den Erzbischof sei eine ‚temporäre und habe wie alles andere in der Sache Geschehene dem Urtheil des heiligen Stuhles unterbreitet werden sollen‘ [1]. Doch er täuschte sich in seinen Berechnungen. Im Jahre 1840 gestand er selbst ein, daß die Aufgabe, deren ‚Lösung er auf sich genommen, nicht eine schwierige, sondern eine unmögliche war‘. Aber er hatte sich eben damals Alles zugetraut. ‚Nach all' den Schwierigkeiten,‘ fährt er über sich selber sprechend fort, ‚welche er im Laufe so vieler Jahre zu überwinden im Stande gewesen war, konnte er wohl denken: Warum sollte nun auch das Unmögliche nicht möglich sein und Friede mit Rom geschlossen werden durch meine persönlichen Vorstellungen‘, soll heißen: durch die Lügenkünste meiner Diplomatie? Der Kronprinz hatte ihm schon vor seiner Reise nach Rom gesagt: man wisse nicht, was man mit dem (gefangenen) Erzbischofe machen solle. Bunsen, der Hauptanstifter der Gefangennehmung, fügt offenherzig hinzu: ‚So war es, man hatte keinen Gedanken gehabt von der Wichtigkeit des Schrittes.‘ ‚Der am meisten dazu mitgewirkt‘, sagt er über sich aus, habe sich früher dem starrlandrechtlichen Despotismus entgegengesetzt, nun aber ‚hatte er gerade dahin geführt, was (d. h. den starrlandrechtlichen Despotismus) zu vermeiden sich Niemand die Mühe genommen als er. Aber dieß hätte Bunsen‘ — er spricht immer noch über sich

[1] Bd. 1, 497.

selbst — ‚bei mehr Bedachtsamkeit und Nüchternheit bedenken sollen.‘

In Rom erwartete ihn ein ‚furchtbarer Schlag‘. Papst Gregor XVI., der ihm und seiner Regierung fortwährend so viel Wohlwollen und Vertrauen erwiesen hatte, wollte nach den Vorgängen in Cöln den gleißnerischen Diplomaten nicht mehr vor sich lassen und deckte in seiner Allocution mit aller Würde und Entschiedenheit das ganze Lug- und Truggewebe auf. Bunsen war außer sich und schleuderte in seiner ohnmächtigen Wuth geharnischte — Sonette gegen den Heiligen Stuhl [1]. Er habe schon früher in Rom, so rühmt er sich darin, ‚auf ewigen Felsen die freie Kirche gebaut‘, er habe ‚des Geschickes Nagel‘ in den capitolinischen Felsen eingetrieben, und an diesem seinem ‚Fels‘ solle der Papst ‚zerschellen‘! [2]

---

[1] Vergl. oben S. 213.

[2] Treffend sagt v. Reumont 94 fll.: ‚An Bunsen hat die Hauptschuld gelegen, wenn der preußische Staat in die unhaltbarste Position gerieth, die durch manche Nebenumstände noch verschlimmert wurde.‘ . . . ‚Wo war die Quelle des Uebels? In der Ueberhebung, die sich mehr und mehr bei ihm (Bunsen) gebildet hatte, in der falschen Schätzung seiner Gaben und seines Vermögens.‘ ‚Der Haß gegen das katholische Rom, welchen sein geharnischtes Abschiedssonett verkündigt, hat bis zu seinem letzten Athemzuge gelodert. Dieser Haß entsprang aus persönlichen und aus allgemeinen Motiven. Er konnte seine Niederlage um so weniger verschmerzen, weil sie nach zwei Seiten hin zahlreichen Gegnern auf eclatante Weise Recht gab und seinen Nimbus gänzlich schwinden ließ. Er gab Rom schuld, was doch in der That seine Schuld war, einen Bruch mit Preußen herbeigeführt und aus Herrschsucht in einer principiell nicht zu lösenden Frage die Beziehungen der Regierung zu den Confessionen und der Confessionen zu einander gestört zu haben. Und doch war er im Vertrauen auf sogenannte

Rom ist dem Dichter Bunsen ein ‚heißgeliebter Stern der Erde', und der ‚Freund' und Kinder Gräber blühen' ihm auf diesem Stern; außerdem hat Rom ‚mit Mutterherzen und Geberde' ihm ‚wie vom heil'gen Herde der tiefsten Sehnsucht Glühen entzündet'. Das sind offenbar sehr poetische Bilder, und als schöner Rahmen dient der Schluß:

Leb' wohl! und mögen deine ew'gen Pforten
Sie fallen seh'n, die sich in Lammeskleide
Gesetzt auf deinen Thron, den Geist zu morden.
Die Gottes Land gemacht zur öden Heide,
Die Aufruhrs und Unglaubens Mutter worden, —
Die Schuld an meines Volkes Blut und Leide.

Auch Bunsen's Witwe ist stark im Gebrauch poetischer Bilder. Sie vergleicht das Leben ihres Mannes mit dem eines Jagdpferdes. Um das Jahr 1825, sagt sie, ‚war Bunsen's Laufbahn als das Leben eines hocherzogenen Jagdpferdes beschrieben, das gut behandelt werde und Ueberfluß

nicht besonders würdige Geschicklichkeit der handelnde oder angreifende Theil, der eben erst einen Rückzug anzutreten versucht hatte, welcher die Sache nur verschlimmerte und die Stellung der Regierung noch mehr bloßstellte, wenn man sich in Rom überhaupt auf Unterhandeln einließ. Dieß erkannte auch der Kronprinz, welchen die ganze Angelegenheit um so peinlicher berührte, weil er den Frieden der Confessionen ebenso wie die größere Unabhängigkeit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete wünschte und beides gefährdet sah.' ‚Wer Bunsen's Briefe und Lucubrationen ansieht, wird sich der Betrachtung nicht verschließen können, wie er von einer Selbsttäuschung zur andern voranschritt, wie oft er eine große That vollbracht, einen entscheidenden Moment herbeigeführt, einen glorreichen Sieg erkämpft zu haben glaubte, und Gott dankte, daß er dessen gewürdigt worden, und wie dann das Ganze gleich einer Seifenblase zerplatzte und die Welt ruhig weiter ging, bis irgend ein neues Project auftauchte, um auf gleiche Weise zu enden.'

habe an allen zum Wohlbefinden nöthigen Dingen, aber in ununterbrochener Anstrengung bei voller Anspannung aller Kräfte gehalten werde. Jetzt' — nach dem Cölner Ereigniß — ‚schließlich überangestrengt, rannte das feurige Roß instinctmäßig heimwärts, nachdem es im Uebermaß der Anstrengung die Fähigkeit verloren hatte, die Dinge in ihrer Wirklichkeit zu unterscheiden'[1].

Bunsen hatte, wie wir hörten, gejubelt, daß durch Wegführung des Erzbischofs auf die Festung Minden ‚der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht habe'. Nun schlug der preußische Adler ihn selbst zu Boden. Der ‚Donnerkeil Jupiters' traf ihn selbst. Das von ihm heraufbeschworene ‚Cölner Ereigniß erschien einfach als eine Willkürmaßregel des von Tag zu Tag verhaßter werdenden Absolutismus; es fehlte nicht nur die erste Vorbedingung zu einem glücklichen Kampf mit der Curie, der Rückhalt in der Bevölkerung, sondern es war sogar die öffentliche Stimmung unzweideutig gegen die Regierung'[2]. Die Regierung brachte der öffentlichen Stimmung Bunsen zum Opfer. Seine ‚Mission' endete mit seiner Abberufung aus Rom. Am Ostermontage 1838 übergab ihm ein Courier die betreffenden Papiere. ‚Bunsen's eigene Worte bezeugen, daß er sich eines Schlages, den er nicht vorausgesehen hatte, und eines Falles, auf welchen er nicht vorbereitet war, weder für sich persönlich noch für die Sache, die er vertrat, bei der Durchsicht der eröffneten Depeschen bewußt wurde. Aber der Begleitbrief des Kronprinzen . . . legte wie gewöhnlich Balsam auf seine Wunde durch den Nachweis, daß der ausdrückliche Wille des Königs in's Mittel

[1] Nippold 1, 495. [2] Bd. 1, 497.

getreten war, um Schande und Kränkung abzuwenden, welche den unvermeidlichen Fall hatten verbittern sollen.'

Bunsen verließ Rom, indem er zu seiner Frau sagte: ‚Nun komm', nun wollen wir uns ein anderes Capitol suchen.'

Er wollte zunächst nach Berlin. Aber auf der Reise dorthin erhielt er in München durch eine Estafette ein ‚Verbot', eine ‚königliche Willensäußerung', daß er nicht nach Berlin kommen, sondern von seinem Urlaub gleich für eine Reise nach England Gebrauch machen möge. In seinen Aufzeichnungen bemerkt er, daß ‚dieß der schwerste Augenblick der ganzen Zeit' war. In seinen Briefen dagegen gab er der Sache die freundliche Wendung, daß er mit freudigem Herzen die Reise antrete, weil man ihn in England sehnsüchtig erwarte und verlange. ‚Meine Freunde in England', schreibt er am 11. Juni 1838 aus München, ‚sind sehr ungeduldig; die Universität Oxford will mir die Ehre anthun, mich gleich bei der Ankunft zum Doctor of laws zu ernennen, wie 1814 den alten Blücher (!), und in London hatte ich drei Einladungen, abzusteigen und zu leben, eine von einem Sir F. Ord, den ich persönlich gar nicht kenne.' . . .

IV.

Mit Bunsen's Aufenthalt in England beginnt der zweite Band der Biographie.

Seine Frau war eine Engländerin, er hatte als Gesandter in Rom viele bedeutende und angesehene Engländer kennen gelernt, und so war er in England keineswegs ein Fremder. Er wurde bald ‚hochgeehrt', und viele Artikel in dortigen Zeitungen, die von seinem Lobe überströmten und

sein Heldenthum für No=Popery verkündeten, trugen mit dazu bei, daß er allmählich eine bedeutende Rolle in der englischen Gesellschaft spielte. Zuvörderst waren es die höheren Geistlichen, die ihn wahrhafte Siege erleben ließen: er unterhielt sich mit aller Gewandtheit über kirchliche Dinge, war genau unterrichtet und lag immer wie auf der Lauer süß=religiöser Empfindungen, kurz man hatte dort einen Diplomaten seiner Art noch selten gesehen.

Hatte Bunsen schon früher seinem englischen Freunde Arnold seine Denkschrift über die Gefangennehmung des Cölner Erzbischofs in der Hoffnung zugeschickt, daß in den englischen Tagesblättern ‚mit brüderlicher Sorge' die Vertheidigung des ‚natürlichen Verbündeten gegen Bosheit und Unwissenheit' unternommen werde[1], so wurde es nun in London seine erste Aufgabe, für die von ihm vertretene ‚gerechte Sache' gegen römischen Pfaffentrug persönlich in der Presse Propaganda zu machen. ‚Im Einverständniß mit dem königlichen Gesandten Herrn von Bülow', schreibt er über sich selbst, ‚bekämpfte er die Feinde, theils in „Times" und „Standard", theils in „Quarterly Review" und „Foreign Quarterly Review". Die beiden letzten Aufsätze waren meisterhaft von edlen Freunden der guten Sache geschrieben; er selbst (Bunsen) lieferte die Actenstücke.'[2] Ueber einen dieser ‚meisterhaften' Aufsätze äußert er sich in einem Briefe an seine Frau: ‚Der Artikel für die „Quarterly Review" ist im Stande, Krieg, Feuer und Flamme auf dreißig Jahre zu entzünden ... Du sollst die Bogen sehen; der Titel ist: Papistische Verschwörung zu dem Umsturz der protestantischen Throne.' Alfred v. Reumont hebt mit

[1] Bd. 1, 485 fll. [2] Bd. 2, 6.

Recht hervor: ‚Wenn die Opposition gegen Rom und die katholische Kirche und der Argwohn wegen römischer Uebergriffe, die in England stets sicher sind, Anklang zu finden und Boden zu gewinnen, sich in gewissen Kreisen wieder steigerten, so ist Bunsen's Einfluß darauf nicht gering anzuschlagen. Seine heftige Abneigung gegen katholische Kirche und Papstthum ist damals immer unverhohlener an den Tag getreten und zeigt sich namentlich in seinen Briefen zu einem grimmigen Haß gesteigert, der selbst den Gebrauch von Ausdrücken und die Kundgebungen von Stimmungen und Urtheilen nicht verschmäht, wie sie in den Tagen der heftigsten Kämpfe der Reformationszeit gäng und gäbe waren, ein Haß, der sich nicht scheut, gewissermaßen zum Angriff gegen katholische Institute zu ermuntern.‘ [1]

‚Von London aus‘, erzählt die Witwe, ‚fuhr Bunsen fort, täglich und ausführlich zu schreiben, aber aus einem großen Theile dieser Briefe brauchen hier keine Auszüge gegeben zu werden, da (!) ihr Inhalt sich auf seine unermüdlichen und erfolgreichen Bestrebungen bezog, die Thatsachen des cölnischen Streites den vermuthlichen Schreibern der Artikel in verschiedenen Zeitschriften bekannt zu machen, indem er ihnen Documente mittheilte, die er ihnen allein bieten konnte.‘ Natürlich nur Documente! Wir hätten aber gleichwohl gerade diese Briefe gern vor uns gehabt, und zwar nicht bloß in Auszügen, wie sich solche den Zwecken der Herausgeberin leicht anbequemen, sondern vollständig, um des Genauern beurtheilen zu können, wodurch Bunsen's Bemühungen so ‚erfolgreich‘ gewesen. Bunsen schickte dem König von Preußen ‚eine allgemeine Uebersicht der Artikel,

[1] v. Reumont 103—104.

die geschrieben sind oder geschrieben werden sollten' (begreiflich von bloß ‚vermuthlichen' Schreibern), und fand sich inzwischen in England über alle Maßen wohl. Oft gingen ihm Herz und Augen über, ‚nicht wie Ströme, die ihr Bett überschreiten, sondern wie stille Quellen, die aus der finstern Erdenkluft an's Licht der heiligen Frühe dringen'; es ‚kam ihm das ermuthigendste Vertrauen entgegen, bei der entschieden protestantischen Partei christlicher Eifer und große Liebe'.

Obendrein hatte er noch das Bewußtsein eines neuen Propheten. ‚Meine Welt', versichert er seiner Frau, ‚liegt in der Zukunft, für welche ich gefühlt und gedacht habe; ich habe dort Gefahren und Kriege und Spaltungen und Verwirrung gesehen, aber auch den einzigen Platz, wo man Zuflucht finden kann. Diese Wahrheiten [welche wohl?] will ich bekennen mit meinem Leben, mit meinen Schriften und Rathschlägen. Ich weiß, daß gegenwärtig Wenige in diesen Beziehungen [in welchen?] sagen und thun können, was ich kann: dort [wo?] ist mein Schatz und mein Herz.'[1]

Gewaltig erregte ihn Gladstone's damals erschienenes Buch über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. ‚Gladstone ist der erste Mann in England von geistiger Bedeutung und er hat höhere Klänge vernommen, als irgend Jemand auf dieser Insel. Seine Kirche ist meine Kirche, nämlich das göttliche Gewissen des Staats, eine Kirche, weder durch das Papstthum noch durch die unheiligen Polizeimaßregeln der weltlichen Gewalt entweiht oder befleckt. Ich zweifle nicht daran, daß die englische Kirche, wie sie ist und ihrer Natur und Geschichte gemäß sein

---

[1] Nippold 2, 6. 16. 22.

kann, dieses Gewissen für England ist.' Die Zustände der englischen Kirche mußten ihm doppelt erfreulich erscheinen, wenn er sie mit den Zuständen der preußisch-protestantischen Kirche verglich. ‚Von Berlin habe ich in diesem Augenblicke', schreibt er, ‚einen ganzen Haufen von Staatsschriften über das Ehescheidungsgesetz erhalten ... Es ist eine furchtbare Sachlage und vollständige Verwirrung. Alle Staatsminister, alle Superintendenten haben gesonderte Vota, Gründe, Rathschläge gegeben — und keiner hat gesehen, was ich (in der ersten Nacht, wo ich zu lesen anfing) für den einzig möglichen Weg erkannt, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Was ich schreibe, wird der strengsten Kritik unterworfen werden ... Ich muß das englische und schottische Recht studiren u. s. w. Soll ich dafür alles Andere oder lieber dieses aufgeben? Ich werde mir dieß noch einmal überlegen; denke Dir 950 Ehescheidungen in Berlin in einem Jahr! Kein Gesetz, keine Propheten.' [1]

Bunsen arbeitete sein Gutachten über das Ehescheidungsgesetz für die protestantische Kirche aus und schickte es nach Berlin. Aber dessen ‚Einsendung veranlaßte keine Bemerkung, ja nicht einmal eine Empfangsbescheinigung'. Bald darauf jedoch wurde Bunsen (1839) zum Gesandten in der Schweiz ernannt. Er ‚antwortete dankbar auf die wohlwollende Entscheidung des Königs, obgleich das Bewußtsein, auf diese Weise von Berlin ausgeschlossen zu sein, nicht ohne schmerzlichen Beigeschmack war'.

Dazu kam noch der besondere Umstand, daß ‚seine Weisung für die Schweiz war — nichts zu thun'. ‚Er gelobte dieß zu halten und hat es nach bestem Wissen so

---

[1] Bd. 2, 27. 30. 55. 59.

weit gethan, daß er allem politischen Wirken aus dem Wege gegangen ist'. Aber 'der Posten war unvereinbar mit seinen sanguinischen Hoffnungen auf Anstellung im Vaterlande; denn so deutlich die Ereignisse auch gesprochen, so hatten sie ihm doch noch nicht die Ueberzeugung gebracht, daß er eine Person sei, die in Berlin nicht in Frage komme, und daß ebenso Berlin ein Ort sei, der als Sphäre seiner Thätigkeit nicht in Frage komme'. So die Witwe.

Sie fährt mit Rührung fort: 'So tief schmerzlich die Unterhandlungen zwischen Rom und Berlin auch gewesen waren, so hatten sie doch den höchsten Interessen der Menschheit gegolten, und Bunsen fühlte weniger den Schmerz einer lebenslänglichen persönlichen Wunde' — weil nämlich die Regierung sich genöthigt gesehen, ihn der öffentlichen Meinung als Opfer zu bringen und aus seiner römischen Thätigkeit für die 'höchsten Interessen der Menschheit' zu entfernen — 'als das Vorrecht und die Genugthuung, in Gegenständen von ersichtlich europäischer Wichtigkeit thätig gewesen zu sein' [1].

Ohne Zweifel war, im Vergleich mit seiner Stellung in Rom, für den großen Staatsmann die Wirksamkeit in der Schweiz ungewöhnlich klein. Dazu kam noch, daß, wie er vorausgesehen hatte, seine 'mit der größten Sorgfalt abgefaßten Berichte und auf gründlicher Ueberlegung beruhenden Anschauungen und Ansichten das Interesse des Berliner Kabinets nicht zu erregen im Stande' waren. Zum Glück blieb er in seiner Friedfertigkeit wenigstens von der Nothwendigkeit verschont, auch in der Schweiz wieder 'gegen den Papismus zu kämpfen'. 'Die katholische Be-

[1] Bd. 2, 68. 69. 92.

völkerung', so erzählt er seiner Schwiegermutter, 'war aufgestachelt, um gegen meine Ernennung zu protestiren, und sie hatten bereits einige protestantische Deputirten überredet, sich mit ihnen zu verbinden, als das Schauspiel sich dadurch änderte, daß die gesammte jakobinisch-atheistische Regierung Zürichs durch die 20 000 Psalmen singenden Bauern in die Flucht geschlagen wurde.' [1] Bunsen war gerettet.

Bei seinem Mangel an diplomatischer Thätigkeit wendete er sich in der Schweiz schriftstellerischen Arbeiten zu, trat beim Baseler Missionsfest als Redner auf u. s. w. und hatte 'unvergeßliche Unterredungen'. 'Man ist voll Hoffnungen für den Sieg des Evangeliums in Frankreich unter den Römischen und durch die Römischen selbst. Und dabei machte man geltend, daß der erwachende Glaube sich rein erhalte von dem Pietismus, Somnambulismus, Separatismus, die in Süddeutschland so viel Schaden bringen.' Bunsen selbst theilte diese Hoffnungen nur unter der Bedingung, daß die dortige 'Evangelische Gesellschaft' sich 'als die der Kirche Frankreichs darstelle'. 'Ich bin so weit entfernt,' schreibt er, 'gegen die Vereinigten Staaten ein Vorurtheil zu haben, daß ich vielmehr die Kirche derselben, ich meine die bischöfliche, für die vollkommenste, wie sie die gedeihlichste ist, auf der Erde halte. Bis die Evangelische Gesellschaft sich also z. B. an diese anschließt, als Keim der französischen Kirche, der Kirche Frankreichs, der erlösten Menschheit, die da ist in Frankreich — was Alles dasselbe sagt — so lange wird sie individuelles Zeugniß geben und erwecken von dem Geiste der Kindschaft, aber sie wird nichts Bestand Gewinnendes hervorbringen; sie

[1] Bd. 2, 93. 94.

wird nach individuellen Erweckungen in Streit und Hader versinken und dann dem Teufel und dem Papste [für Herrn Bunsen sind demnach, so scheint's, Teufel und Papst identisch!] unterliegen.'[1]

Während er so in der Schweiz in evangelischer Stille und Sanftmuth seine Tage verbrachte, hörten die unseligen Papisten von auswärts nicht auf, ihn mit ihren Angriffen zu behelligen. Insbesondere waren es die ‚Historisch-politischen Blätter', die ihm durch ihre Aufsätze ‚Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom'[2] schweren Kummer verursachten. Bunsen legte Werth auf seinen schönen Stil. ‚Stil ist der Mensch,' sagte er, ‚wer klar denkt und redlich auffaßt, schreibt gut, alles Andere ist Wind.' Er hatte damals seine Arbeit über Niebuhr vollendet, wunderte sich selbst über die Sprache, die er führe, und meldete bereits, daß das Publicum seinen Aufsatz gut aufgenommen habe und daß der betreffende Band von Niebuhr's Lebensnachrichten großes Aufsehen in Deutschland mache[3]. Da kamen nun die ‚gelben Blätter' und wiesen das Hohle, Gaukelnde und innerlich Unwahre des Bunsen'schen Stiles so unbarmherzig nach, daß dem Schwergeprüften eine Genugthuung nöthig war. Er erlangte sie durch Ernst Moritz Arndt. In einem Briefe an ihn ließ dieser sich in nachfolgender urbaner und gebildeter Sprache vernehmen: ‚Die katholischen Rewellers, so spricht der thüringer Bauer das welsche ribaldo — zu deutsch heißt das: Bösewicht, Schuft, Schurke — aus, setzen mit lügenhafter und kannibalischer Wuth

[1] Bd. 2, 119. 153. [2] Im Jahrgang 1840, Bd. 5.
[3] Nippold 2, 41. 97. 99.

gegen Sie an, und der verrückte und tollgewordene Lasaulx, der freilich in berstender und stachelnder Eitelkeit, wie es derlei Leuten zu begegnen pflegt, immer von einer Narrheit in die andere gesprungen ist, vergißt allen Glimpf und Dank. Ich kann wohl ungefähr von fern durchsehen, warum sie es thun, und gerade in diesem Augenblick so mächtig die Zähne blecken.'[1]

‚In diesem Augenblick', d. h. kurz nach König Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung. Der alte Arndt war nämlich der Ansicht, daß die katholischen Bösewichte die Zähne bleckten, um Bunsen's Anstellung im ‚geliebten Vaterland' zu verhindern.

Seit lange hoffte Bunsen auf eine solche Anstellung. Er prophezeite schon bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm's III. am 21. Mai 1840: ‚Vielleicht wird im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. berufen sein, einer Monarchie, deren Epochen dann zum viertenmal säcular sein würden, die definitive Form zu geben, und', fügte er hinzu, ‚ich fühle, daß dort etwas für mich ausgebrütet wird'; er sei jedoch vorzüglich wegen der Schmähungen und Verleumdungen der Jesuitenpartei in Bayern entschlossen, ‚nicht wieder in's practische Leben einzutreten, wenn es nicht der unbedingte Befehl des Königs (d. h. Friedrich Wilhelm's IV.) sein sollte'. Am 3. Juni, während der alte König immer noch lebte, sagte er: ‚Was ich für das Beste von Allem halten würde, wäre: Präsident einer königlichen Commission für Kirche und öffentlichen Unterricht zu sein, ohne die Administration selbst übernehmen zu müssen. Dieß werde ich dem neuen König offenherzig sagen und die Sache dann

[1] Bd. 2, 146.

seiner Entscheidung überlassen. Was mein Verbleiben in seiner Nähe betrifft, so glaube ich, daß dieß bei ihm feststeht.' Es war wieder eine von Bunsen's ‚sanguinischen Hoffnungen', die fehlschlugen. Doch wie süß ist für den Menschen nicht schon die Hoffnung, besonders für den, der sich als Preuße fühlt! ‚Die Deutschen sind', versicherte Bunsen seinem Sohne, ‚das Volk Gottes zu dieser Stunde in der Welt', aber ‚um sich als Deutscher zu fühlen, muß man Preuße sein; sonst hat man ein sehr hartes Loos in der Gegenwart, oder kommt leicht auf schlimme Gedanken'[1].

Mit allgemeiner Begeisterung wurde die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. begrüßt. Bunsen ergoß sich am 1. August 1840 in einem Brief an Schelling, den er im Auftrage des Königs für die Berliner Universität gewinnen wollte: ‚Zum erstenmal für Deutsche, seit dem namenlosen Unglück des dreißigjährigen oder vielmehr hundertjährigen Kampfes welscher Bosheit, sind jetzt in Preußen die Elemente wieder vereinigt, um in vollem europäischem, weltgeschichtlichem Gefühl des deutschen Lebens die Grundsäulen unseres gemeinsamen Daseins in der Familie, im Staat, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Kunst, ergründend neu zu gestalten und neu gestaltend zu ergründen. Ja, es ist mir, daß ich es Ihnen gestehe, im ahnenden Geiste schon lange so gewesen, als ob der Herr so viele Schmach und so vielen Kummer in den letzten Jahren habe auf uns kommen lassen, damit wir für den großen Augenblick recht wach sein möchten nach so langem Schlafe und bei so schwerem Starrkrampfe. Der große Augenblick ist

[1] Bd. 2, 101. 105. 107.

gekommen; was lange bedacht und vor dem Herrn überlegt und gelobt war, ist der König nun entschlossen, unter Gottes Beistand und mit der Hülfe Gleichgesinnter in's Leben treten zu lassen, indem er ein so hohes und heiliges Werk beginnt, sind seine Augen ganz besonders auf Sie gerichtet.' Nun wird noch eine gute Weile weiter declamirt, daß der König sich an Schelling's Erfahrung und Characterstärke stützen, von seiner Weisheit schöpfen wolle, daß er ihn auffordere, die Stellung einzunehmen, welche Gott ihm ‚für das gesammte Vaterland gegeben': die Stellung sei ‚einzig wie die Persönlichkeit, welche der König als Organ der Nation einlade, sie einzunehmen'. Dann heißt es: ‚Das ist der mir gewordene königliche Auftrag'[1]. Unglücklicherweise lesen wir zwei Seiten früher, daß der ganze Auftrag in einer kurzen Botschaft des Königs bestand, die der Graf Brühl ihm überbrachte: er möge Alles anwenden, um Schelling zu bewegen, eine Stellung in Berlin anzunehmen. ‚Und sagen Sie Bunsen dazu, ich wollte mich nicht mit dieser glänzenden Feder schmücken; aber ich glaube dem demnächst zu ernennenden Minister damit das schönste Cadeau zu machen.' Hieraus erklärt sich Bunsen's, des in Aussicht stehenden Ministers, Begeisterung. In dieser Begeisterung schrieb der wahrheitsliebende Mann den Brief, der Schelling glauben machen mußte: der König selbst habe sich über ihn in Ausdrücken geäußert, wie Bunsen sie vorbrachte.

Später hatte Bunsen Reue darüber, für Schelling's Berufung gewirkt zu haben, und eine noch größere Reue über die durch ihn vermittelte ‚verhängnißvolle' Berufung

[1] Bd. 2, 134.

Stahl's, seines nachmaligen Gegners, bei dem er ‚gute politische Gesinnungen und ein christliches Herz' voraussetzte. Bemerkenswerth ist dabei die Erklärung der Witwe: ‚Wie undeutlich noch die Ziele des neuen Fürsten erkannt wurden, geht aus dem bemerkenswerthen Umstand hervor, daß Bunsen der Vermittler war, welcher der königlichen Beachtung seinen zukünftigen Gegner, den Professor Stahl, anempfahl.' [1] Also nur, weil ihm die Ziele des neuen Fürsten noch ‚undeutlich' waren.

Es vergingen nach der Thronbesteigung des neuen Königs noch volle zehn Monate, bis Bunsen nach Berlin berufen wurde, wo Friedrich Wilhelm mit ihm wegen Gründung eines englisch-preußischen Bisthums in Jerusalem verhandeln wollte. Bunsen spricht von dieser Reise (in ähnlicher Weise wie von jener früher von uns angeführten, auf welcher er wegen der in der protestantischen Capelle zu Rom eingerichteten Liturgie einen Sturm im Glase Wasser bestand) wie von einem seiner wichtigsten Lebensereignisse. ‚Ich kann Dir endlich schreiben', heißt es in einem Brief an seine Frau, ‚von dem wichtigsten und schwersten Gange aus, den ich vor dem zum Grabe wahrscheinlich zu thun haben werde, und zugleich dem lieblichsten und sanftesten, denn ich bin wie von Engeln getragen hierher gekommen.' Er war in seligem Entzücken. ‚Ich hungere und dürste nach Bunsen', sagte der König, und Bunsen's ‚hervorragende Fähigkeit, glücklich zu sein, war selten in vollerem Maße geweckt worden, als während des auf fünf Wochen ausgedehnten Verkehrs' mit dem König. Das Verhältniß ihres Mannes zu Letzterm drückt Frau Bunsen in folgenden überaus

---

[1] Bd. 2, 109. 137.

klaren Worten aus: ‚Beide besaßen die Fähigkeit mannigfacher Entwicklung und Ausdehnung des Gegenstandes, welcher ihre Gedanken und Empfindungen beschäftigte. Bei König Friedrich Wilhelm IV. konnte die tiefliegende Wurzel einer Ansicht beständig wachsen und sich verzweigen bis zu einer fast unbegrenzten Ueberfülle der Vegetation. Dann pflegte wohl Bunsen irgend einen Zweig zu ergreifen und festzuhalten, und er wußte mit seiner seltenen Combinationsgabe einen freilich gewöhnlich mehr scheinbaren als wirklichen Zusammenhang desselben' — allerdings eine seltene Combinationsgabe — ‚mit seiner eigenen Ansicht nachzuweisen'[1].

Bunsen suchte den König für allerlei kirchliche Plane, die er im Kopfe herumtrug, zu gewinnen. So gehörte beispielsweise zu seinen ‚Lieblingsgedanken' die Ausführung evangelischer Colonien, die ‚auf Grund des altgriechischen Princips' gebildet werden sollten. Eine andere ‚Lieblingsidee' war: ‚man möge für die Juden einen jüdisch-christlich-apostolischen Synagogendienst [gewiß etwas ganz Neues!] einrichten, mit Schule, hebräisch oder in der Landessprache, und damit der rabbinischen Synagoge entgegentreten'[2]. Eine Zeitlang hatte er auch die Idee, daß Friedrich Wilhelm IV. Californien ankaufen und dorthin Missionäre senden solle, und dergleichen. Aber seine ‚stärkste Begeisterung' gehörte der Gründung eines englisch-preußischen Bisthums zu Jerusalem, von dem er die Protestantisirung des Morgenlandes erhoffte.

Um die Gründung eines solchen Bisthums zu betreiben, schickte ihn der König nach England. Nach fünfmonatlichen

[1] Bd. 2, 109. 162. [2] Bd. 2, 112. 114.

Unterhandlungen kam die Angelegenheit zum erwünschten Abschluß. Wir müssen Bunsen selber in seiner Weise sprechen hören. ‚Montag', schreibt er am 13. Juli 1841, ‚war der entscheidendste und wichtigste Tag. Ich hatte die Entwicklung der in der königlichen Instruction enthaltenen Principien niedergeschrieben, da ich voraussah, daß die Folgerungen eine überraschende Wirkung haben könnten; und dieß war der Fall. Ich verlangte natürlich für die deutsche Gemeinde und ihre Bekehrten die deutsche Gottesdienstordnung und die Augsburger Confession. Als ich aber wahrnahm, daß es zugegeben wurde, daß die Zahl der Sprachen und Glaubensartikel nicht mit der Einheit im Widerspruch stehe, ergriff ich die Offensive und setzte auseinander, daß sie in einem wahrhaft katholischen und nicht in einem anglikanischen Sinne handeln, und daß sie mit der Aufstellung des Princips der „Einheit mit nationaler Individualität" vorangehen müßten; daß Rom sein eigenes Grab grabe dadurch, daß es den entgegengesetzten Weg einschlage. Dieß wurde eingeräumt, und so nahm ich meinen höheren Flug. . . . Der ehrwürdige Erzbischof freute sich im Geiste der wohlthätigen Folgen, die erwartet werden könnten.' [1] Am

---

[1] Ueber diese ‚wohlthätigen Folgen' lautet, nicht übereinstimmend mit den Angaben unseres Buches, die officielle Erklärung des Erzbischofs von Canterbury: er sei im Einverständniß mit den übrigen englischen Prälaten vornehmlich deßhalb auf den von Deutschland her gemachten Antrag eingegangen, weil eine solche Verbindung den Weg bahnen könne, die Lutheraner und Calvinisten des Continents ‚zur Religion der englischen Kirche überzuführen', eine ‚wesentlichere Einheit der Disciplin und Doctrin zwischen der englischen und den weniger vollkommen constituirten' protestantischen Kirchen Europa's zu erzielen (vergl. die ‚Times' vom 8. Januar 1842). ‚Wenn man', sagt Bunsen's Witwe S. 166, ‚auf dem Fest-

19. Juli heißt es weiter: ‚Dieß ist ein großer Tag. Ich komme so eben von Lord Palmerston: das Princip ist angenommen: übermorgen geht ein Courier nach Constantinopel, um an Lord Ponsonby die Befehle zu bringen, die zu fordernde Anerkennung zu erlangen. Im October wird der Nachfolger des hl. Jacobus sich einschiffen: ein Jude von Geschlecht, ein Preuße (Breslau) von Geburt, ein Anglicaner von Bekenntniß, gereift in Irland, zwanzig Jahre Professor des Hebräischen und Arabischen in England (jetzt King's-College) — so ist denn mit Gottes Hülfe, wenn das angefangene Werk gedeiht, der Anfang gemacht zur Herstellung Israels.‘ Er schickte eine Denkschrift an den König, welche ihm schon wieder einmal als eine Lebensthat erschien: ‚Ich betrachte dieses Memoire als das Werk meines Lebens; meine ganze Vergangenheit hat dazu beigetragen, es abzufassen und es zu gestalten, und meine ganze Zukunft wird vorzüglich der Entwicklung und Unterstützung desselben gewidmet sein. Die leitende Idee ist, daß die wahre Katho-

---

lande vielfach verbreitet und geglaubt hat, Bunsen sowohl als sein königlicher Herr wollten auf geheimen Umwegen den Episcopat und bischöfliche Ordination in Preußen einführen, so ist dieß ein ungegründeter, durch keinerlei Handlung oder auch nur Vorschlag unterstützter Verdacht.‘ Bunsen selbst declamirte: ‚Es wäre gottlos, wenn ich nicht gelobte, alle Kräfte meiner Seele und den letzten Tropfen meines Blutes opfern zu wollen, um vor einem solchen Episcopat die Kirche der (deutschen) Nation zu bewahren.‘ Aber er erklärte doch schon im Jahre 1833, daß zur Einführung der Episcopalverfassung im ganzen Umfang des preußischen Gebietes Vorbereitungen gemacht würden, und die Schwierigkeit nur in der dermaligen Geistlichkeit liege, die sich einer Reordination nicht unterwerfen wolle. Vergl. Remains of the late Rev. R. Hurrell Froude (London 1838) 1, 302.

licität als daneben hergehendes Princip (!) die Anerkennung einer nationalen Unabhängigkeit voraussetzt: harmonische Action von Katholicität und Nationalität.‘ [1]

Als darauf der König den Befehl ertheilte, daß für die neu zu gründende Gemeinde in Jerusalem die Liturgie gebraucht werden solle, welche Bunsen für die protestantische Gesandtschafts-Capelle in Rom eingerichtet hatte, rief dieser pathetisch in einem Briefe an seine Frau: ‚O wie sollte ich Dir mein Gefühl beschreiben! — So ist vom Capitol bis zum Berge Zion gerettet, was mir das Theuerste war von Allem, was ich gedacht und gestiftet.‘

In der Liturgie wollte er mit gewohnter Sehergabe den künftigen ‚Haupteinigungspunkt‘ aller christlichen Kirchen erblicken. ‚Die Liturgie ist das Symbol der Kirche der Zukunft; die Zeit Glaubensartikel zu machen ist vorüber; die kirchliche Einheit der Zukunft liegt im Gebet, in der Anbetung, ausgedrückt in populären Formen, die Eigenthum des ganzen christlichen Volkes, der ecclesia, sein werden und nicht nur des Klerus.‘ Darum ging auch bei der nothwendig gewordenen neuen Auflage seines ‚Gesang- und Gebetbuchs‘ sein Herz vor Freuden über. ‚Der Herr hat mir die Gnade gegeben,‘ schrieb er seiner Frau am 1. Juli 1842, ‚am heutigen Tage das Werk zu vollenden, welches mir das Werk meines Lebens scheint.‘ ‚Ich begann es am Reformationsjubiläum 1817; es gedieh unter Deinem beseligenden Einflusse und Dir zu Liebe; will's Gott, so werden es unsere Kindeskinder in Zion und im deutschen Vaterlande gebrauchen.‘ Und am 10. September: ‚Heute ist auch das tägliche Morgen- und Abendgebet der

[1] Nippold 2, 170. 171. 173.

deutschen Kirche zu seiner endschließlichen Gestalt gekommen. Ich hoffe, ich werde nicht sterben, bis ich einmal sie im Vaterlande mitbete, oder in Zion.... Es ist das erstemal, daß die Aufgabe mit der gehörigen Freiheit und mit vollem weltgeschichtlichen Bewußtsein gefaßt ist.' Das ,große Werk' hat für die ,Kirche in Zion' noch eine besondere Bedeutung im Hinblick auf Rom; denn ,Sie sehen' — that er über das ,Jerusalemer Gesangbuch' in einem Briefe an Perthes kund — ,das Capitol hat sich in Zion verklärt und die kleine Gemeinde im Palast Caffarelli in die deutsche Kirche im Morgenland.... Uebrigens haben Sie mir nie ein Wort über Jerusalem gesagt. Es kommt mir vor, Sie sehen die Sache als ein Experiment an, Sie irren sich aber darin. Wenn ich einmal komme, oder Abeken Sie sieht, sollen Sie besser belehrt werden. Doch, dächte ich, müßte Sie ein Lebensathem anwehen vom Werke. Gottlob! Die Arche der Kirche ist gelandet auf ihrem Ararat; das war die große Aufgabe des Glaubens, jetzt ist Alles leicht. In England hat Jerusalem schon in der Wiege Rom gewürgt, wie Hercules das Schlangenpaar. Nur drei Jahre Zeit und guter politischer Wind von Berlin her, und die Stimmung in Deutschland wird sein wie in England und Amerika.' [1] Der elende Ausgang aller dieser Großsprechereien ist bekannt.

Zum Dank für alle seine Bemühungen ernannte ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Gesandten am englischen Hofe. Bunsen rief aus ,mit David: Herr was bin ich und mein Haus werth, daß du solches thust?' ,Nie,' sagte er, ,war

[1] Bd. 2, 207. 230. 233. 235.

eine Wahl eines Gesandten ehrenvoller.' ,Die Ernennung auf den ersten Posten der preußischen Diplomatie muß die Brücke in's Vaterland sein.' Er drang sofort in den König, daß er zur Taufe des Prinzen von Wales nach England komme. ,Ich habe dem Könige gemeldet, daß man die Taufe bis zum 14. Februar verschieben will, wenn er verspricht, zu kommen: sonst will die Königin Niemanden haben (und sie hat Recht!) — ich habe dem Könige geschrieben, daß Jeder, die Königin, die Bischöfe, die Minister, die Nation es übelnehmen, es nie verzeihen werden, wenn er nicht kommt.' Bald darauf am 9. December 1841: ,Der König kommt, und wo nöthig schon Mitte Januar. Ich werde auf einem englischen Kriegsschiffe ihn abholen, wahrscheinlich in Rotterdam. Die Artikel sind unterzeichnet zu meiner vollen Zufriedenheit. Gott sei ewig gepriesen! Er ist ein Gott, der Wunder thut, heute wie vor 2000 und 4000 Jahren.'[1]

In den ersten Jahren seines Wirkens als Gesandter war Bunsen in England gern gesehen; man liebte seine Herablassung gegen das englische Parlament; Redacteure der ,Times' waren oft seine Gäste; es schmeichelte der Nationaleitelkeit, daß einer der Söhne des Gesandten der großen deutschen Macht Informator war bei den jungen Herzoginnen von Sutherland[2].

,Eine ganze Bevölkerung von Herren und Damen' — sagte einmal der amerikanische Philosoph und Humorist

[1] Bd. 2, 192. 193.

[2] Man vergleiche darüber die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 29. April 1854 und die Aeußerung desselben Blattes vom 5. März 1842, wo es über Bunsen heißt, daß ,eine solche Persönlichkeit einer jeden neuen Sphäre gleichmäßig gewachsen und auch zu Rom nicht jeder Industrie fremd gewesen sei'.

Emerson sehr treffend zur Bezeichnung der religiösen Signatur unserer Zeit — ‚ist auf den Beinen, um Religionen zu suchen.' Einer solchen ‚Bevölkerung' bot sich Bunsen zum Führer an, zu einem neuen Messias des neunzehnten Jahrhunderts, als welcher er seine vielberufene ‚Kirche der Zukunft' in England niederschrieb. ‚Ich fühle sehr gut,' sagt er darüber in einem Briefe an v. Usedom, ‚daß die sogenannten Practiker und Politiker, die Vielweisen, noch nie ein Wort gesagt oder eine That gethan haben, welche bewiese, daß sie auch nur wüßten, wo Vetter Michel und seine Tante, die Gemeinde der Christenheit, der Schuh drückt. Das aber weiß ich . . . ja, von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit der Grundidee meines ganzen kirchlichen Lebens und Strebens, auch in Beziehung auf die Verfassung, bin ich so vollkommen überzeugt, daß ich mein Leben dafür lassen würde, und daß ich meinen Namen gegen irgend einen einsetzen will, daß die Verfassung der Kirche der Zukunft im Wesentlichen keine andere sein würde, als die ich angedeutet, vielleicht begründet.'[1] Allerdings eine starke Zuversicht, aber Bunsen litt an solchen Zuversichten. Schrieb er doch auch einmal: ‚Ich kann jetzt beweisen, daß das menschliche Geschlecht nicht älter als 25 000, nicht jünger als 20 000 Jahre ist.'[2]

Er übergab in seinem Buch die eigentliche Zukunft der Kirche dem wechselvollen religiösen Willen der einzelnen wechselvollen religiösen Gemeinden. Aber er war doch gleichzeitig der festen Ansicht, daß nur Derjenige im Kampfe der Gegenwart siegen werde, welcher den geschichtlichen

[1] Nippold 2, 313.

[2] A Memoir of Baron Bunsen 2, 377, citirt nach den ‚Grenzboten' 1868, 2. Semester, Bd. 1, 493.

Boden einnehme. Darum verlangte er so sehnsüchtig ein neues Kirchenrecht, ‚ein Handbuch, worin die Principien des Rechts der Reformation den alten angeknüpft sind, so daß wir das Recht der alten Kirche fortleiten, und die Romanisten die Abzweigung bilden'. Ohne Zweifel ein leicht durchführbares Unternehmen! ‚Ach, wie wichtig wäre es, daß Jemand die geistige Geschäftsführung und das practische canonische Recht hier (in England) studirte! Es ist das einzig lebendige in der Welt.' So schrieb er im Jahre 1841 und brach dabei in den Klageruf aus: ‚Wir nagen noch immer an dem abgenagten Schinderknochen des Rechtes unseres Erbfeindes' — der katholischen Kirche — ‚ohne weniger unfähig zu werden, ihn wieder mit Leben zu bekleiden.'[1]

Merkwürdig ist, wie rasch seine frühere Begeisterung für die englische Kirche schwand. ‚Die hiesige Kirche hat sich selbst gerichtet durch ihre theils geistlose Auffassung, theils pfäffische Bekämpfung der schönen königlichen Stiftung des Bisthums zu Jerusalem, und durch die Abweisung aller geistigen Auffassung ihrer liturgischen wie verfassungsmäßigen geschichtlichen Grundlagen.' ‚Die wahre Religion ist wesentlich Geist und etwas so Geistloses wie jene beiden jüngsten Ausgeburten des englischen und schottischen Geistes, der Puseyismus und der neu aufgestutzte Irvingianismus, ist deßhalb eigentlich ebenso irreligiös als die Irreligiosität des Unglaubens.' Man wollte nämlich in England so wenig wie in Deutschland Bunsen's Seherstimme richtig verstehen lernen, und es nagte an seinem Herzen, daß dort die katholisirenden Richtungen so zahlreiche Anhänger gewannen, während er doch vorausverkündigt hatte, daß sich von ihnen

[1] Nippold 2, 239.

nur ‚grüne Mädchen und alte Weiber‘ würden verleiten lassen. Wie unkräftig gegen den ‚Romanismus‘ erwies sich z. B. die ‚Evangelische Allianz‘, auf die er so große Hoffnungen gesetzt hatte, daß er im Jahre 1846 an Sieveking schrieb: ‚Die Thatsache, daß 150 bis 180 dissentirende Christen, beider Hemisphären und aller Farben, an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen niedergekniet sind am Altar der englischen Kirche, um das Abendmahl von den Händen des Baptist Noel zu empfangen, spricht mehr als Bände. Gegen 200 episcopale Geistliche waren unter den 500 britischen Geistlichen; Lord Russell, des Premiers Bruder, ist der Allianz auch beigetreten. Der Geist ist über die Menschen gekommen, und Alle gehen als Andere zurück in ihren Kreis, als sie gekommen. Unser deutsches Bekenntniß habe ich durch Tholuck vorbringen und nachher in Hare's Uebersetzung drucken lassen. Ich lege Ihnen ein Exemplar bei, zugleich mit Hare's Schutzschrift für mich gegen Pusey.‘ Er schloß wohl gar einen Bruderbund mit dem deutschkatholischen Reiseprediger Czerski zum Gedeihen der Evangelischen Allianz. ‚Ich habe Czerski, nachdem er hier vollkommen gerechtfertigt erklärt war, gesehen und halte ihn entschieden für einen redlichen, aufrichtigen Mann und Christen. Er fühlte sich so sehr angesprochen durch jenes Bekenntniß, daß er es für das einzige erklärte, welches er unterschreiben könne, und erklärte dieß öffentlich vor einer Versammlung von etwa 600 Engländern. Die Allianz hat auch Veranlassung gegeben zu einer Gesellschaft für die Evangelisation der Fremden: ich habe mit Lord Ashley als Präsidenten die Sache öffentlich den Leuten an's Herz gelegt.‘ [1]

[1] Bd. 2, 246. 343—345.

Und Alles erwies sich als ‚Spreu im Wind'. Es ging mit allen kirchlichen Vorschlägen Bunsen's so wenig vorwärts wie mit seinen politischen Gedanken, z. B. mit jenem über Polen: ‚Wie leicht könnte Polen wieder hergestellt werden, wenn man sich friedlich über die Pensionirung des Großsultans verstände, und Rußland Constantinopel gäbe!' [1]

V.

Wir haben früher gehört, mit welcher Begeisterung Bunsen dem Regierungsantritte des Königs Friedrich Wilhelm IV. entgegengejubelt und eine neue Aera für das gesammte Leben der Völker prophezeit hatte. Doch schon im September 1841, ein Jahr nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's, schrieb er: ‚Ich fürchte, der König verbindet noch nicht Ursache und Wirkung hinlänglich im Regieren. Große Zurüstungen sind gemacht. Die Welt wartet, und die Zeit flieht dahin unter Nichtsthun, welches als höchste Weisheit gilt . . . Wozu sind Ideale da, als um verwirklicht zu werden? Ich kann und werde das nie begreifen. Nie in der Weltgeschichte wird ein großes Geschick demselben Fürsten zweimal geboten. Und man täuscht sich, wenn man glaubt, in diesem Jahrhundert Völker täuschen oder in Schlaf wiegen zu können.' ‚Ich stand auf hoher Zinne, dem ew'gen Capitol — summe ich mir oft vor: das war ein Blick in die Zukunft.'

Vergebens reichte Bunsen politische Denkschriften über Denkschriften ein. Man hörte nicht auf seine Stimme. Alle seine Vorschläge bezüglich einer dem Staate zu ertheilenden Verfassung wurden bei Seite gelegt. ‚Man wird nichts

[1] Bd. 2, 404.

thun,' meldete er seiner Frau im Jahre 1844 aus Berlin, ,das ist mir das Wahrscheinlichste. Thut man etwas, so wird man manche meiner Ideen benützen im Gefühl der höhern Weisheit, in Beurtheilung und (ich glaube gern) Verbesserung von dem, woran Niemand hier dachte oder zu denken wagte. Das gerade ist aber, was ich als die gnädige Schickung ansehen muß für mich persönlich; auch ist es weise, denn ich passe entweder überhaupt nicht zur Ausführung von Geschäften, oder ich passe nicht zu jenen Männern. Ich begreife nicht einmal, wie man auf eine solche Weise Geschäfte macht, nämlich die großen und nothwendigen. Es kommt mir vor, als gingen sie ruhig den Fluß herunter zu den Wasserfällen. Das gewöhnliche Leben des Hofes und der Minister leidet keinen Tag Unterbrechung, als lebten wir in der gewöhnlichsten Zeit, und doch sagt Jedermann, wir lebten in einer Krise! Oft jagt mich das Gespenst der Geschichte des Hofes und des Ministeriums in Paris 1788 und 1789. Aber ich sage mir dann wieder: Preußen ist nicht Frankreich und vor Allem Friedrich Wilhelm IV. ist nicht Ludwig XVI. Ich habe im Leben gezeigt, daß ich nicht nervös bin: ich kann schlafen im Sturm und schweigen im Feuer; allein säße ich am Steuerruder, ich hätte keine ruhige Stunde, bis eine Entscheidung gefaßt wäre und ich daraufhin an's Werk gehen könnte. Denn ein Zögern zwischen Entschluß und Handeln ist mir verhaßt wie zwischen Verlobung und Hochzeit.' [1]

Aehnliche Klagen hören wir auch in den folgenden Jahren aus seinem Munde. Erst seit der März-Revolution athmete er von Neuem auf. ,König und Volk', schrieb er über

[1] Bd. 2, 265.

den Entwurf der deutschen Reichsverfassung am 6. Mai 1848, ‚sprachen ganz verschiedene Sprachen; sie lebten in verschiedenen Jahrhunderten. Der Weg verdunkelte sich. Es blitzte, ein Sturm kam, es donnerte — und das Alte war vergangen. Das sind heute 73 Tage, und wir leben, und der Entwurf ward geboren, ehe 70 Tage um waren. Descendit coelo, wenn je irgend eine Volksbewegung, von welcher die Geschichte berichtet. Wie alles Göttliche hat auch sie Knechtsgestalt annehmen müssen; sie ist in den Koth gezogen worden von Buben, sie ist mit Narrenschellen behängt von Thoren, sie ist in die Schule genommen von Unmündigen. Aber sie ist weder den Buben, noch den Thoren, noch den Unmündigen erlegen.‘

Die Revolution erschien ihm höhern Ursprungs. ‚Als ein wahres Himmelskind hat sie ihren Weg sich gebahnt mitten durch die schäumenden Wogen, und behende, mit Geisteskraft hat sie den Fuß erhoben aus dem Schlamme, und hat sich einen festen Rechtsboden erkämpft und gesichert in der wohlverdienten Frucht ihres vierzigjährigen Wanderns in der Wüste, unter dem Zagen der Fürsten, dem Toben der Völker, dem Hohn und dem Unglauben Frankreichs und Englands, dem Aufruhr in den Gauen, der Anarchie vor den Thoren. Descendit coelo! Unser Entwurf, die erste Frucht deutschen politischen Strebens, ist nicht eine déclaration des droits de l'homme; es ist nicht einer der zahllosen Abdrücke der pergamentnen Magna-Charta auf festländisches Löschpapier — es ist auch nicht die Nachäffung der amerikanischen oder gar der belgischen Verfassung: es ist seltsam wie das Volk, welches es gestalten soll.‘ [1]

[1] Bd. 2, 418—419.

Am 25. Juni 1848 wurde Bunsen durch den Minister v. Auerswald aufgefordert: sofort zu einer wichtigen Berathung nach Berlin zu kommen. Zu gleicher Zeit meldeten Briefe von mehr als einer Seite und selbst Berichte in den Zeitungen: es sei die Absicht, ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für das deutsche Reich anzubieten. ‚Der Gedanke an eine solche Stelle‘, schreibt Bunsen, ist mir ‚nie in den Sinn gekommen, außer am Tage vor der Ankunft des Schreibens des Herrn v. Auerswald. Von Totteridge früh nach der Stadt zurückfahrend, fühlte ich den Gedanken mir beim Einfahren in die vorstädtischen Häuserreihen wie einen Geisterruf entgegentreten, und es dauerte wohl zehn Minuten, ehe ich ihn los werden konnte. Ich kann mir diesen Gedanken durchaus nicht aus früheren Erwartungen oder Befürchtungen erklären: ich habe aber mehrmals in meinem Leben Vorahnungen herankommender Erlebnisse gehabt.‘ Jedoch die ‚Ahnungen‘ täuschten auch dießmal. Nach seiner Ankunft in Cöln schrieb er: ‚Hier ist Alles deutsch. Ich sah Mevissen gestern Abend — den liberalen Abgeordneten — mit gegenseitiger Befriedigung. Deutschland hoch! Ich möchte lieber für mein edles Vaterland sterben, als für irgend etwas Anderes leben. Welch' ein Unterschied zwischen einem Besuch in Cöln 1837 und jetzt! Ich bin ganz frisch.‘[1]

Sehr belehrend sind seine Mittheilungen aus Berlin. ‚Es kam Mittwoch — das Wiedersehen des Königs in Sanssouci. Ich traf dort Humboldt und General Rauch, die Vertreter der beiden Gegensätze, Frankreichs und Rußlands . . . Nach der Tafel rief mich der König in's Cabinet und sagte: „Daß Sie herberufen worden, ist nicht

---

[1] Bd. 2, 443.

mein Werk[1], ich weiß nur, und sage Ihnen dieses als Freund, damit Sie sich danach richten: Sie sind verklatscht, wie so oft; man will Ihnen eine Lection lesen." — „Von dem Allem", antwortete ich, „weiß ich nichts und habe auch nichts davon verspürt; was man geklatscht haben kann, weiß ich natürlich nicht." — „Es wird wohl wegen Ihrer Stellung zu Deutschland oder gegen Rußland sein", sagte der König. „Von dem, was Ihnen aber gesagt und geschrieben ist, weiß ich nichts." Dann begann der König,' fährt Bunsen fort, ‚mir mit aller Offenheit sein Leid zu klagen. „Die Democraten wollen die Volkssouveränetät und die Republik: darein wird mich keine sterbliche Macht bewegen zu willigen; kommt's so weit, so ziehe ich das Schwert. Die Aristocraten, Männer, die ich als Stützen des Thrones betrachtete, dieselben, welche hier von Legitimität reden, haben anderswo „déchéance" geredet. Man will von beiden Seiten mir Heer und Volk abwendig machen. Mit meinem jetzigen Ministerium bin ich im Himmel; sie behandeln mich anständig. Die alten sagten mir jedesmal den Dienst auf, wenn ich nicht nachgab. Arnim hat mich mißhandelt. Er hat Dutzende meiner Briefe nicht beantwortet, und dann das Gegentheil von dem gethan, was ich schrieb. Ihm schiebe ich den 21. März zu, der mir so viel geschadet, und den Krieg mit Dänemark. Die auswärtigen Angelegenheiten gehören mir: ich habe sie mit ihm, nicht mit dem Ministerrathe zu verhandeln, und im Princip muß geschehen, was ich will; die Art der Ausführung ist des Ministeriums

[1] Es ist also irrig, was die Witwe S. 428 schreibt: daß Bunsen auf Befehl des Königs nach Berlin berufen worden sei.

Sache. So mit dem Heere. Ich werde mich mit Schreckenstein verstehen, das ist genug. Berlin ist ein Tollhaus: wenn ich winke, eilen die Provinzen herbei, ich halte sie zurück. Aber es liegen 10 000 Mann in Berlin und 23 000 in der Umgegend: alle vom besten Geiste beseelt. Auch das Volk außerhalb Berlins ist gut von einem Ende zum andern." Ich kam spät zurück, getröstet über meine Verhältnisse zum Könige, aber tiefbetrübt über die Widersprüche, in welchen der König mit dem constitutionellen System und der Gegenwart stand. Auch war die preußische Reaction gegen Frankfurt nicht zu verkennen.'[1]

Die ihn tief betrübenden Widersprüche des Königs mit dem ‚constitutionellen Wesen' der Gegenwart sind wenige Tage später verschwunden. ‚Der König kam unmittelbar nach der Tafel an mich heran und sagte mir mit innig vergnügtem Gesicht: „Sie haben auf Auerswald einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Er sagt mir, er habe sich überzeugt, Sie seien ein Mann, den man nicht vergeuden müsse." Er wiederholte dieses Wort. Ich sah ganz die alte Liebe; der König freute sich im Herzen, daß ich seinem Ministerpräsidenten gefallen und von ihm anerkannt werde. Der König nahm mich nachher, wie gewöhnlich, in's Cabinet und ging nun in manche Einzelheit über seine Lage ein. Der Grundgedanke war: „Er wolle als constitutioneller König von Preußen handeln, und der deutschen Sache treu bleiben; aber nie sein Haupt beugen vor der Democratie und ebenso wenig vor einem provisorischen Reichsministerium. Die Krone Deutschlands wolle er nicht, nie habe er daran gedacht; ich sei

[1] Bd. 2, 452—453.

sein Zeuge, wie er immer dieses Oesterreich zugedacht habe; aber die Sache der deutschen Fürsten sei die seinige. Hinsichtlich der Verfassung müsse man im Wesentlichen die englische einführen." Ich machte auf dieses Alles theils beruhigende, theils erweiternde Bemerkungen.' — ,Nachdem wir so lange gesprochen, wurde zum Thee nach dem Marmorpalais gefahren. Der König hatte seine alte Heiterkeit wiedergewonnen. Er fragte nach Aegypten, Chronologie, römischen Ausgrabungen, die mir in dem Augenblicke so fern lagen als der Mond. Mein Eindruck war persönlich ein mehr heiterer: politisch derselbe wie vorher.'

Bunsen reiste darauf im August 1848 mit dem König zum Dombaufeste nach Cöln, wo der Empfang der fünfundzwanzig Abgeordneten der Reichsversammlung stattfand. ,Der König ließ mich rufen, um mir zu sagen: Lichnowsky habe ihn angeredet: „Die Hand, welche das Schwert führt, muß auch das Scepter tragen", und eine Audienz verlangt. Er wolle sich nicht mit ihm einlassen. Ich gab Lichnowsky Recht in dem, was er gesagt und was ich dem König in Berlin hundertmal gesagt, dießmal, wie es mir schien, mit einigem Erfolg. Das Sträuben war geringer, obwohl er immer (und mit Recht) betheuerte, er habe die Krone nie angestrebt, noch strebe er sie jetzt an.' Bunsen setzte ein Programm für die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland und die Annahme der Reichskrone auf. Um die Annahme dem König genehm zu machen, gab er unter Anderm zu bedenken: ,Oesterreich selbst wird durch eine solche Entscheidung in seiner Krise eine Stütze finden. Sei es, daß Oesterreich sich als ein Gesammtstaat gestalten wird, sei es, daß es die deutschen Erblande mit Böhmen von diesem Gesammtstaat ablösen und diese in Deutschland

aufgehen lassen will, in keinem Falle kann es Deutschland regieren, vielmehr bedarf es der Hülfe und Stütze Preußens und Deutschlands, um die fremdartigen Einflüsse in seinem Innern zu bewältigen. — Der König kommt durch diese Wendung der Dinge am natürlichsten und glücklichsten aus den Verlegenheiten, welche eine unfähige preußische Constituante ihm verursacht. Die Verfassung Preußens, als der unmittelbaren Reichslande, und die Reichsverfassung bietet gerade diejenigen großartigeren Elemente dar, welche der König für sein Oberhaus wünscht.'[1]

Mit solchen Gründen wollte Bunsen den König gewinnen und er begann seine näheren Besprechungen mit Gagern, den er als einen ,in Erz gegossenen parlamentarischen Character' bezeichnet. ,Es ward mir', sagt er, ,klar, daß Deutschland ebensowenig von Preußen regiert werden kann als von Süddeutschen, aber daß die Süddeutschen das Rechte wollten — obwohl mit deutscher Unklarheit und süddeutscher Hast — als sie die große Bewegung anfingen.' Er trug dem König sein Programm ,auf das ernsteste und eindringlichste' vor, und dieser ,hatte nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden, als daß man in Frankfurt nicht darauf eingehen werde, und so war es mir klar, daß ich es mit ihm würde durchgesetzt haben, wäre ich sein Ministerpräsident gewesen. Der König steckte das Blatt ein und versprach den Inhalt zu beherzigen, wenn die Zeit kommen sollte.'

Bunsen fährt fort: ,Sehr lebhaft und aufgeregt war der König über die kirchliche Frage, offenbar als sich im Gegensatze fühlend nicht bloß gegen die herrschende Ansicht des Ministeriums, sondern auch gegen mich... Der Pro-

[1] Bd. 2, 458. 465. 467.

testantismus — sagte der König — sei verloren ohne die apostolischen Formen[1], d. h. ohne volle Wiedereinsetzung der von Christus und den Aposteln verordneten und gestifteten Aemter; man müsse, wie bei den Sacramenten, die Sache eben als ein Gebot nehmen, auf welchem Segen oder Fluch ruhe.' ,Politisch fand ich den König tief verletzt durch das Ansprechen der Souveränetät seitens der constitutionellen Versammlungen; es sei Treubruch, Meineid oder höllische Zerstörungswuth. Doch das war Gefühl, nicht Politik. Die Wogen legen sich, sobald der König sich im Wesentlichen auf dem alten Grund und Boden fühlt und die Theorien und die langen mittelalterlichen Plane und Träume' — soll heißen: die christlichen Anschauungen vom Staat — ,vergißt über der Wirklichkeit. Die neue Formel findet sich oder nicht: das Ding geht.' Bunsen segelte während seiner Anwesenheit in Cöln auf hoher See und nur beim Besuche des Domes kam seiner lichten Seele wieder eine seiner trüben Ahnungen: ,Die Pfaffenränke der ultramontanen Partei . . . werden wahrscheinlich den Fortgang (des Dombaues) hemmen; denn ihre Anmaßungen und Einseitigkeiten haben den Unwillen der Protestanten erregt, die das Ganze angeregt (!) und das Meiste beigesteuert hatten.'[2]

Nach England zurückgekehrt, fand Bunsen ,alles dortige Streben rein provinzial, insularisch, verstockt'. Schon vor-

[1] Bezüglich dieser Ueberzeugung des Königs schrieb Alexander v. Humboldt schon am 9. August 1842 an Bunsen: der König werde ,ohne alle Zweifel den apostolischen Magnetismus der anglikanischen Kirche einführen'. Briefe an Bunsen 60.

[2] Nippold 2, 470.

her hatte er geklagt: ‚In diesem Lande hat die Sache, die mir am Herzen liegt, zwei starke Feinde zu bekämpfen: zunächst eine Handelseifersucht auf das vereinigte Deutschland, dann aber die Gleichgültigkeit, welche Tochter der Selbstsucht und Mutter der Unwissenheit ist. Ich empfinde eine unaussprechliche Genugthuung darin, dieß öffentlich zu sagen, wenn ich dummes Geschwätz über Deutschland höre . . . Die englische Presse hat nur zu viel gethan, um den Namen Englands zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. Glücklicherweise muß es das Interesse beider Länder sein, gut zu einander zu stehen, und so können wir die englischen Sympathien entbehren.‘ In der englischen Nation fand er ‚kein Mitgefühl für die Freiheit vom menschlichen Standpunkte aus‘. ‚Sie stand zur Freiheit wie Pilatus zur Wahrheit vom theoretischen Standpunkte, und wie der Pharisäer dem Zöllner gegenüber vom practischen.‘

Um sich unter den trüben Eindrücken des englischen Lebens ‚Luft zu machen‘, schrieb er neue Denkschriften über die deutschen Verhältnisse. Bei dieser Arbeit trat ihm ‚schon vor die Seele, daß Oesterreich dem deutschen Reiche nicht beitreten könne‘ . . . ‚Kaum hatte ich die Nachschrift vollendet, so stieg mir der Gedanke an eine gründliche Erörterung des Wesens des Bundesstaates auf, mit besonderer Hervorhebung des Vortheils, welchen das wiedergeborene Deutschland über alle anderen Staaten Europa's haben werde; die freie Landschaft (von Preußen zuerst angestrebt und bis auf einen gewissen Grad dargestellt) und die Staaten-Unabhängigkeit im Bunde, als die beiden höchsten Verwirklichungen der freien Selbstregierung, wodurch große Staaten jetzt noch, und zwar monarchisch, möglich würden.‘ ‚Um mich von unerträglichem Schmerze zu befreien, begann ich

mit Anfang October (1848) eine Form für die oben angedeutete staatsrechtliche und geschichtliche Arbeit über die Bundesverfassung. Aus dem Entwurfe von Sendschreiben wurde bald ein Buch.' . . . ‚Preußen, als Preußen, kann gar keine politische Macht oder politische Verfassung haben, sondern nur als Reichsoberhaupt. Man kann Deutschland nicht von Berlin und von der Wilhelmsstraße regieren. Nach beiden Seiten hin muß also die Idee des Bundesstaates nach Principien festgestellt werden: im Gegensatze des Einheitsstaates und im Gegensatze des Staatenbundes. Dieser philosophisch-staatsrechtlichen Untersuchung mußte aber (so schien mir) die geschichtliche Nachweisung vorhergehen, daß das deutsche Volk ursprünglich ein Bundesvolk gewesen, daß es immer den Bundesstaat angestrebt, daß es eben deßwegen sich langsamer und vollkommener entwickelt als die Einheitsstaaten, endlich, daß jetzt zum erstenmale alle Elemente sich vereinigt finden, welche zur Verwirklichung jenes Urstrebens, jenes organischen Triebes gehören.' . . . ‚Am 24. October entwickelte ich ihm (dem König) die unterdessen philosophisch und historisch durchgearbeitete Idee des bundesverwandtschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zu Oesterreich.'

Im November 1848 kam Gagern nach Berlin, ‚wo man Deutschland an Preußen ziehen, nicht Preußen an Deutschland hingeben' wollte. ‚Die herrschende Ministerpartei', schreibt Bunsen, ‚war durchweg schwarz-weiß, das Preußenthum trat wieder stark hervor unter den höheren Offizieren und bei den märkisch-pommer'schen Junkern, ebenso der Territorialaristocratismus, beim Könige persönlich eine mit Mühe unterdrückte Leidenschaft gegen die Revolution und deßhalb gegen Frankfurt. Gagern's edle und hohe

Persönlichkeit machte einen Eindruck auf den König, er umarmte ihn beim Scheiden und nannte ihn Freund; daß er dabei gehofft habe, dieser Freundschaft nie zu bedürfen, gestand er mir übrigens im Januar.' . . . ,Gagern machte in Berlin allenthalben den übelsten Eindruck. Man sprach zwei verschiedene Sprachen, und wunderte sich gegenseitig über die gräuelhafte Unwissenheit, Verkehrtheit und Anmaßung des andern Theiles.' König Friedrich Wilhelm ,wollte die Reichskrone, aber von den Fürsten, als die allein ein Recht hätten, sie ihm zu geben. Die ihm gebotene sei ein Schimpf und eine Schande für einen Hohenzoller . . . Ich schrieb dem König zuerst nur practisch, ihn auffordernd, sich ohne Oesterreich an die Spitze zu stellen, sobald die Zustimmung der Fürsten eingegangen sei'. ,Des Königs leitende Idee war: Organisation des Provisoriums durch die Fürsten, einschließlich Oesterreichs, also das Gegentheil von dem, was ich wollte und anrathen mußte. Der Punkt, worin ich mit dem König übereinstimmte, war, daß die Versammlung in Frankfurt nicht das Recht habe, einseitig abzuschließen. Einen Vorschlag, wie eine Verständigung möglich gemacht werden könne, enthält die zweite Denkschrift der Weihnachtstage.' . . . ,Der König konnte auf meine Einwürfe und Vorschläge weder eingehen, noch sie ganz von sich werfen. So befahl er mir (27. December) nach Berlin zu kommen, noch ehe meine zweite gewappnete Antwort eintraf.'

Als Bunsen in Berlin beim König eintraf, hatte dieser alle Denkschriften und Briefe desselben gelesen. ,Er erklärte aber, er könne in der Hauptsache mir durchaus nicht beistimmen, und er wolle jetzt Alles anwenden, um mich für seine Ansicht zu gewinnen. Und nun hielt er eine Rede voll

begeisterter Aussprüche über die Pflicht, der Revolution entgegen zu treten, und über den Wunsch, gleichzeitig der Nation zu genügen, wobei er Gagern und die mit ihm verlebte Stunde erwähnte, mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu. So oft ich Gelegenheit hatte, machte ich meine Gegenbemerkungen. Zuletzt gerieth der König in einen heftigen Ausbruch von Zorn, nicht gegen mich, den er zwar als einen Verirrten oder Verblendeten, aber immer als geliebten Freund behandelte, wohl aber gegen die ganze Bewegung von 1848 in Preußen und in Frankfurt.' . . . ‚Ich entschloß mich, ernster als je zu reden, zu seinem Gewissen, wie zu seinem Verstand. Beim ersten Ansatz versagte mir die Stimme. Thränen erstickten meine Stimme, ich mußte einige Minuten einhalten' — dann aber entwickelte er dem Könige sein Verhältniß zu Deutschland und das Recht der Nation, einen Kaiser zu haben. ‚Dieses Recht verkennen Sie. Sie verkennen ferner die Entschiedenheit des Willens der Edelsten des Volkes, den Ränken Oesterreichs und Bayerns und der Feindseligkeit aller übrigen Könige entgegenzutreten, und nicht zu ruhen, bis jene Bundeseinheit erstrebt ist. Sie vergessen, daß das Parlament diese Bewegung in eine verfassungsmäßige Bahn geleitet, daß es, der Hauptsache nach, ein conservatives Element gewesen, daß die von ihm ausgegangene Verfassung in den Hauptpunkten richtig gegriffen ist. Davor Euere Majestät zu warnen ist meine Pflicht, aber sie ist eine schwere.' ‚Meine innere Bewegtheit bei dieser Anrede und meine offenbare innere Angst vor dem kommenden Geschick, wenn der richtige Weg nicht eingehalten werde, vor Allem wohl das Mitgefühl meiner tiefen Ueberzeugung sowie meiner unwandelbaren treuen Liebe zu ihm machten auf den König

einen Eindruck.' ‚Es war über acht Uhr Abends, als ich, ohne zur Abendgesellschaft der Königin zu gehen, tief bewegt zu Hause fuhr. Ich betete . . .'

Am folgenden Tage, den 20. Januar 1849, wiederholte Bunsen seinen Vortrag und dießmal gab der König plötzlich — so schreibt Bunsen — seinen Wünschen nach. ‚In drei Stunden', meldete er seiner Frau, ‚war Alles abgemacht, was Monate und Revolutionen zu erfordern geschienen hatte. Das Nähere, wenn wir wieder vereinigt sind. . . . Sowie jener Sieg errungen war, entschloß ich mich, mein Geschick einmal in meine Hand zu nehmen.' Er ging nun nach Frankfurt, ‚bevollmächtigt, zu Gagern offen zu reden, was ich für nothwendig halte, um das große Werk zum Ende zu führen, mit Gottes gnädiger Hülfe; auch nicht zu verschweigen, was der König mir und seinen Ministern und Freunden gesagt: daß er mit mir in der Hauptsache einer und derselben Meinung sei'.

Das ‚große Werk' war die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an Preußen und deren Annahme durch den König. Bunsen's Verhandlungen mit Gagern hatten den günstigsten Erfolg: sie wurden bald über alle Hauptpunkte einig, verabredeten am 26. Januar Alles im Einzelnen [1], und Bunsen forderte seine Frau auf, mit ihm auszurufen: ‚Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die Du an mir thust.' Beim Könige ‚stand nur Oesterreich im Wege und mittelalterliche Ideen von Schirmherrschaft und landesväterlich-militärisch-constitutioneller Lehnsdictatur oder gar der zweite Platz neben Oesterreich. Beide Widersprüche, oder besser gesagt, widerstrebende Ansichten, machten mir eben

[1] Bd. 2, 439. 490 fll.

nicht viel Sorgen, weil die Ereignisse offenbar stärker waren als dergleichen Widerstandskraft und Wille'. ‚Ich hatte in der Woche Vieles gelernt, über Vieles meine Meinung festgesetzt, über Einiges, aber nicht Wesentliches sie geändert. Ich sah, was möglich und nicht möglich war. Vincke's Bekanntschaft, die ich erst in der nächsten Woche machte, gab mir große Hoffnung für das nächste preußische Ministerium. Es erschien mir als möglich, daß er sich mit dem Könige verständigen könne.' ‚Ich schied von Frankfurt mit freudiger Dankbarkeit für den Erfolg meiner Unternehmungen, für alle Liebe, die ich dort gefunden, und für den Trost und Glauben, den ich mir für die schwere Zukunft im Herzen des deutschen Volkes geholt, bei Männern wie Arndt, dem ewig jungen, dem hohen Gagern, dem edlen Beckerath, dem rührigen Duckwitz, dem trefflichen Bassermann, bei Vincke, Saucken-Tarputschen, Carl und anderen deutschen Preußen, Radowitz nicht am mindesten. Ich trug das Bewußtsein in mir, daß keine Macht der Erde im Stande sei, das dort angefangene Werk zu zerstören, was auch die Geschicke der nächsten Monate und Jahre bringen möchten. Nie schaute ich klarer an, daß Deutschland Ein Land sei, und die Deutschen die erste Nation Europa's zu sein Bestimmung, Mittel, Kraft und Muth hätten.' [1]

Aber jäher noch als Bunsen's Sturz vom Jahre 1838 war der Sturz, der nun erfolgte.

Als Bunsen am 11. Februar 1849 in Berlin ankam und dem Könige einen genauen Bericht über seine Frankfurter Verhandlungen einreichte, antwortete dieser ‚umgehend,

[1] Bd. 2, 495—496.

in Hast', denselben Tag: ,Er werde Nichts von dem Allen thun — der Weg, den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich, er wolle mit dem Fortfahren einer so abscheulichen Politik Nichts zu thun haben, sondern überlasse sie dem Ministerium — aber komme die persönliche Frage, dann werde er als Hohenzoller antworten, um als ehrlicher Mann und Fürst zu leben und zu sterben.' ,Ich erfuhr alsbald den Commentar von den Ministern. Bald nach der Abreise war der König gänzlich umgeschlagen: ein geheimer Briefwechsel mit Olmütz ward durch — — fortgeführt; an die Nothwendigkeiten der Kammern und der Verständigung mit ihnen ward nicht gedacht; der König wollte die Politik allein führen. Ich bewältigte den Schmerz.'

Bunsen schied von Berlin ,mit Thränen, schweigend, schweren Herzens', nachdem ihm der König noch einen Brief an den Prinzen Albert, den Gemahl der englischen Königin, persönlich vorgelesen, in welchem er sagte: ,Nie habe er so sehr einen Schritt bereut, als den, zu welchem ich ihm gerathen.' ,Wie ich Frankfurt', schreibt Bunsen, ,verlassen hatte mit dem sehnsüchtigen Wunsche, dort einmal im Mittelpunkte des deutschen Lebens wirksam sein zu können, so Berlin mit einem physischen Widerwillen gegen den Gedanken, dort zu leben oder zu sterben. Ein allgemeines Mißbehagen hatte mich schon 1845 dort stärker als je beschlichen, es war 1848 bis zum Ekel gestiegen; jetzt hatte moralischer Unwille, Unmuth und Schmerz für immer in der Seele sich festgesetzt. Mehr als je fühlte ich mich ein Fremder in der Hauptstadt des Vaterlandes, abgestoßen selbst in des Königs eigener Wohnung.' ,Ich war tiefer hinter die Coulissen getreten und hatte die politische

Wühlerei und ihre verderblichen Wirkungen mit Händen gegriffen. . . . Die Worte vergingen mir im Munde, wenn ich diese Gesichter ansah.' — ,Gerlach und die anderen Männer des „Politischen Wochenblattes" ergingen sich, in Gemeinschaft mit dem politisch tief unsittlichen Leo, in Schmähungen alles Deutschen und gaben ihrer Feindschaft gegen mich freien Lauf in ihrem Parteiblatte. Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu schauen. Und was sollte er auch bei dieser Gestaltung der Dinge in Charlottenburg anfangen? Der König wollte die Politik allein führen; er wollte die Dictatur üben neben der Constitution, und dabei doch als freisinniger constitutioneller Fürst angesehen werden, obwohl er das constitutionelle System für ein System des Truges und Luges hielt. . . . Die Hoffnung, die ich auf ihn gestellt, erschien mir als Täuschung, die Zukunft, seine und des Vaterlandes, dunkel, jedes nähere Verhältniß im Dienste als Staatsminister unmöglich ohne baldigen, schweren Bruch.' [1]

Am 17. Februar traf Bunsen wieder in London ein. Auch von dort aus erging er sich ,in fieberhafter Aufgeregtheit in officiellen Mittheilungen'. Seine Aufgeregtheit nahm in ,demselben Verhältniß zu, in welchem die Hoffnungen eines glücklichen Ausgangs sich mehr und mehr verminderten' [2]. Ebenso stürmisch wie Bunsen forderte dessen Freund, der alte Arndt, den König in einem Briefe vom 3. März 1849 zur Annahme der Kaiserkrone auf, schimpfte ebenso gegen Oesterreich, ,welches Deutschlands Ehre und Macht drei Jahrhunderte verzettelt und verschleppt' habe, welches ,wie eine Blindschleiche eine Menge kleiner Schlangen'

[1] Bd. 2, 496. 498—500. [2] Bd. 2, 441.

um sich sammle u. s. w. Aber er erhielt vom König am 18. März jene würdige Antwort, aus der wir bereits in unserm Aufsatz über Dahlmann die Hauptstellen mitgetheilt haben. Dieselben enthalten zugleich die Verurtheilung von Bunsen's politischen Agitationen.

VI.

Der dritte Band des Werkes behandelt zunächst die letzten Jahre der diplomatischen Thätigkeit Bunsen's in England (1849—1854) und schildert dann sein Leben und Wirken, sein kirchliches und literarisches Schaffen in Deutschland bis zu seinem am 28. November 1860 erfolgten Tod.

‚Seit 1848 bin ich mündig geworden', schrieb er im November 1849 [1]. Jedoch sein König wollte keinen einzigen der politischen Vorschläge, wodurch er diese Mündigkeit zu bekunden meinte, annehmen, und so klagte Bunsen: es sei ‚wahrlich schwer, in solcher Zeit ein Königsdiener zu sein und kein freier Mann'. Er jammerte wohl: ‚Für die Beamtenschaft, das Hungerbrod der Knechtschaft, will ich keinen Sohn mehr erziehen' [2], aber ihm selbst fiel es gleichwohl nicht ein, seine einträgliche Stelle niederzulegen. Doch sein ‚frommes Gemüth' hatte dafür seine guten Gründe — denn nicht etwa der König, sondern Gott selbst hatte ihm diese Stelle gegeben: ‚Ich bin, wo Gott mich hingesetzt.' Und dort, ‚wo Gott ihn hingesetzt', hielt er sich noch manches Jahr. Als er schließlich im Jahre 1854 seinen Posten in London verlassen mußte, weil er sich in unvorsichtigen Stunden herausgenommen hatte, in der orientalischen Frage Politik auf eigene Hand zu

[1] Bd. 3, 67. [2] Bd. 3, 102. 104.

treiben[1], da versicherte der wahrheitsliebende Mann sich selbst und Anderen, daß er freiwillig gehe, und fügte feierlich hinzu: ‚Mein ganzes Leben würde für mich selbst eine Lüge gewesen sein, wenn ich nicht den ersten geeigneten Augenblick benützt hätte, um mich frei zu machen.' ‚Strick ist entzwei', meldete er seinem Sohne, ‚und Vogel frei, das danken wir dem Herrn.'[2]

Er zog sich nach Heidelberg zurück und erging sich in Betheuerungen aller Art, daß er ‚nie und nimmer, so lange Gottes Geist ihm beistehe', einen Wirkungskreis im Staatsleben annehmen, viel weniger suchen werde. Aber bei einer gewissen Gelegenheit, auf die wir noch zurückkommen, stellte er doch wieder einmal eine Frage ‚an die Vorsehung'. ‚Sollte nicht', schrieb er im Jahre 1859 an seine Frau, ‚der Augenblick gekommen sein, wo ich mich um die Gesandtschaft in der Schweiz bewürbe? Kein Hof, keine Repräsentation. ... In der deutschen und französischen Schweiz liebe Freunde rechts und links! ... Mein Lebenswerk kann ich dort eben so gut fortsetzen und will's Gott vollenden, als hier; ja, die Schweiz ist, wie ich oft schon gedacht und gesagt, der einzige Boden deutscher Zunge und evangelischen Geistes, wo meine „Bibel" und mein „Gottes-

---

[1] Bunsen beschäftigte sich während des orientalischen Krieges mit einer Umarbeitung der Karte von Deutschland, wonach das sächsische Königshaus in Warschau das erneuerte Polen beherrschen und die voraussichtliche englische Secundogenitur in Coburg-Gotha auf Kosten des bisherigen Sachsen und nach der Annexion der thüringischen Lande das neue Königreich Ostfalen gewinnen sollte. Vergl. den Artikel Bunsen in Wagner's Staats- und Gesellschaftslexicon 4, 644.

[2] Nippold 3, 364. 365.

bewußtsein" Wurzel schlagen kann.' Die Frau stimmte zu, und Bunsen jubelte: ,Welcher Trost und welche Freude, daß Du dem Gedanken von Bern so ganz und so freudig beistimmst!' Aber die ,Vorsehung' antwortete, wahrscheinlich über Berlin, verneinend. ,Die Schweiz', schreibt er, ,ist aufgegeben. Ich fühlte meinen innern Genius nie zufrieden und beruhigt über den Entschluß, Deutschland zu verlassen. Bald nachdem ich Dir geschrieben, pochte er so laut, daß ich ihn hören mußte. Ich kann und darf Deutschland nicht verlassen: es wäre nicht auf der Höhe meines Entschlusses von 1854. Auswanderung wäre es, ich käme nicht wieder nach Deutschland. Hier oder in Berlin mein Leben zu beschließen, dazu fühle ich Beruf, Muth und Kraft. Wo Du bist, da bleib, wie Luther sagt.' [1]

In jenen Jahren wurde er zwar nicht mehr ,vom Papste und seinem Schwanze auf dem Capitol belagert' [2]. Aber es erstanden andere ,dämonische Mächte', die ihn zu ,erdrücken' suchten. Sie erstanden unter seinen eigenen Confessionsgenossen, unter den gläubigen Altlutheranern, die nicht dulden wollten, daß Bunsen's ungläubige Neologie und sein ganzer Christianismus vagus in alle Schichten des Volkes eindringe. Voll Ingrimm suchte nun Bunsen den König Friedrich Wilhelm IV. gegen diese Altgläubigen aufzuhetzen. ,Erhält deren Richtung', schrieb er dem König kurz nach seiner Abberufung aus England, ,die Herrschaft, so säet sie in der Geistlichkeit den Samen unseliger Heuchelei, also den größten Unglauben, gemischt mit pfäffischer Herrschsucht, bringt das evangelische Christenthum in die Gefahr eines papistischen oder ungläubigen Rückschlages oder beider.

---

[1] Bd. 3, 549. 550. [2] Bd. 3, 107.

Unterdessen aber erzeugt und nährt sie allgemeines Mißtrauen gegen die Regierung und Landeskirche . . . Jene Richtung tastet alle Wurzeln des Protestantismus an und erschüttert die Monarchie in ihren tiefsten Wurzeln.'[1] Hengstenberg insbesondere entfalte ein so verderbliches Wirken, er gehe mit ‚systematischen Lügen um', sei entweder ‚ein unzurechnungsfähiger Schwärmer oder ein Heuchler', und voll ‚Verfolgungssucht gegen Alles, was nicht dem engsten Pietismus (der jetzt Puseyismus geworden ist) huldigt, und seine blödsinnige, allem philosophischen Gewissen widerstreitende Auslegung und katholisirende Theologie unterschreiben — will oder, um nicht zu hungern, muß.' ‚Eifern thue ich aber darüber, weil ich nie aufhören werde, so lange man mir nicht den Mund verschließt, über kirchliche Angelegenheiten vor den Gefahren zu warnen, welche in diesem Augenblicke bereits Ew. Majestät für Mitwelt und Nachwelt bedrohen.'[2] In gewohnter Selbstberäucherung schrieb er am 17. Februar 1858 an Max Müller bezüglich Berlins: ‚Alle wollen mich dort haben. Gott weiß, welche Ueberwindung es mich kostet, das Ministerium des Unterrichts nicht zu suchen, geschweige denn es auszuschlagen! Denn es geht Alles täglich mehr zu Grunde.'[3]

Bunsen's grimmiger Haß gegen die noch gläubigen Protestanten wurde nur übertroffen durch seinen Haß gegen

---

[1] Bd. 3, 397. [2] Bd. 3, 398. 469.

[3] M. Müller 3, 506. Am 7. October 1856 hatte er an denselben Freund aus Heidelberg geschrieben: ‚Aus Preußen geht, wer kann. Hereingelassen werden nur Dummköpfe oder Heuchler, die Naturwissenschaft abgerechnet. Wer kann, wird Ingenieur, oder geht in ein Handelshaus, oder wandert aus.' S. 490.

den Papst und die Jesuiten. ‚Das Jesuiteninstitut [zu Gorheim] in Sigmaringen‘, schrieb er, ‚bedroht und quält als privilegirte Räuberhöhle ganz Süddeutschland.‘ Dieser ‚unselige Orden‘, versicherte er dem Könige, sei ‚die Pest der Menschheit‘, die ‚Angriffsbande des Papstthums‘; ‚die Jesuiten haben den dreißigjährigen Krieg hervorgebracht und verewigt.‘[1] Auch bezüglich des siebenjährigen Krieges steht es ‚heute urkundlich‘ fest, daß ‚er durch die allgemeinen Anstrengungen der ultramontanen Geistlichkeit heraufbeschworen und in Gang erhalten wurde‘; ‚sie werden und können nicht ruhen, bis sie Deutschland, das schon so zerrissen, gänzlich auseinanderreißen, und alle Religiosität und Glauben an's Evangelium mit Stumpf und Stil ausrotten.‘ Das größte aller Ungeheuer ist der Papst. ‚Der Papst will nicht leiden‘ (so citirte Bunsen bezüglich des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau), ‚daß der Teufel allein eine Großmutter‘ habe. ‚Welchen Weg soll Antichrist anders gehen, als den des Verderbens?‘[2]

Er sprach als ‚Prophet‘ in apocalyptischen Bildern, und es war ihm süßeste ‚evangelische‘ Wonne, daß Arndt, den er seinerseits als den ‚großen Propheten‘ des deutschen Volkes[3] verehrte, mit ihm übereinstimmte und, wie er, Haß und Verachtung gepredigt wissen wollte gegen Alles, was ‚Papismus‘ war, oder auch nur daran erinnerte. ‚Möchte unser König‘, schrieb Arndt am 14. September 1855 an Bunsen, ‚gute Propheten hören können! Aber er hat seinen alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel, von dem er sich

---

[1] Nippold 3, 400. 409. [2] Bd. 3, 345. 401. 541.
[3] Vergl. Bd. 3, 479.

den deutschen König, wie unsere Zeit ihn fordert, orientalisch ausmalen und auslegen läßt, wie von dem hallischen Narren Leo und den beiden Propheten der hinterpommerschen Junkerei. Gott besser's! aber kann und will Der verkehrte Köpfe zurechtrücken?' ‚Sie kämpfen, lieber Freund, einen guten Kampf gegen den alten Antichrist in Rom, ... das unbesiegliche Ungeheuer, auf das aber mit der nordischen Thorskeule immer frisch losgehämmert werden muß. Ich sage: mit der nordischen Keule. Wir als alte Sachsen echten Stammes gehören gottlob! zu ... glücklichen Nordleuten, welchen Gott lichten, heitern Verstand zum Angebinde gegeben hat. Die Germanen sind das Salz der christlichen Erde.' ... [1]

---

[1] Obiger Brief Arndt's bezieht sich auf Bunsen's bekannte ‚Zeichen der Zeit', und wir wollen beiläufig hier erwähnen, daß Bunsen mit diesem Werke auch den vollen Beifall des ‚edlen Bischofs' Wessenberg, dem er ein Exemplar desselben geschickt hatte, einerntete. ‚Ihr Buch', schrieb ihm Wessenberg am 1. November 1855, ‚ist fürwahr ein kräftiges Wort zu rechter Zeit und ich darf hoffen, daß der darin ausgestreute Samen in unserm lieben Vaterlande gute Früchte bringen werde. Möchte nur sein wichtiger Inhalt in den höheren Regionen empfängliche Ohren und erfolgreiche Beherzigung finden! Gerade über die Gegenstände, welche Ihr Buch beleuchtet und erörtert, sind selbst in den gebildeten Klassen, auch in derjenigen der Staatsdiener, gründliche Kenntnisse und Einsichten am wenigsten verbreitet. Diesem Umstand abzuhelfen, ist ein wahres, dringendes Bedürfniß der Gesellschaft und es freut mich ungemein, daß Sie Ihre gegenwärtige Muße dem Streben nach seiner Befriedigung widmen. Sie können sich leicht vorstellen, welchen schmerzlichen Eindruck die neuesten kirchlichen Wühlereien auf mich machen mußten.' Den ‚geistlichen Oberhirten', sagt Wessenberg weiter, sei es nicht um ‚eine Wiedergeburt und Erweckung des christlichen Sinnes und Lebens' zu thun, sondern ‚nur um unbeschränkte Macht',

Es ist ebenso unterhaltend wie belehrend, die Herzensergießungen dieser ‚hochherzigen germanischen' Toleranz-Seelen so leibhaftig vor sich zu haben. Bunsen vornehmlich schimpfte, tobte und verleumdete aus reiner Toleranz, aus reiner Liebe ‚zum Frieden', ja, ‚zum ewigen Frieden' [1], ähnlich wie heutzutage die Internationale aus bloßer Friedensliebe Haß und Verachtung aussäen und die Welt in Flammen setzen will.

Nachdem Bunsen's ‚Zeichen der Zeit' [2], gemäß seinem eigenen Bericht, ‚eine triumphirende Wirkung erzielt' hatten, setzte der bekannte Generalsuperintendent Hoffmann beim

---

und die Regierungen zeigten sich ihnen gegenüber ‚schwach, schüchtern, planlos', gestatteten ‚die Missionen' der ‚landstörenden Jesuiten' u. s. w. (S. 429). Wessenberg wollte diesen Brief nur als ‚vertrauliche Mittheilung', die also nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, betrachtet wissen, aber die Witwe Bunsen's hat ihn ohne Bedenken veröffentlicht, und er liefert allerdings einen schätzenswerthen Beitrag zur Characteristik des ‚edlen Bischofs', über den wir die Leser auf die Histor.-polit. Blätter Bd. 47, 417 fll. und Bd. 50, 449 fll. verweisen. Bunsen versicherte dem Bischof: ‚Bei dem Durchlesen aller Aufsätze, Flugschriften, Hirtenbriefe und Bücher über den badischen Kirchenstreit habe ich mich nirgends so sehr erbaut und auch nirgends mich einer solchen Uebereinstimmung mit dem Ergebnisse meines Nachdenkens und meiner Erfahrung erfreut, als bei Ihrem goldenen Aufsatze in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift.' Im Uebrigen war der Agitator mit den Erzeugnissen des deutschen Büchermarktes höchst unzufrieden. ‚In Deutschland', schreibt er am 27. Juli 1854, ‚erscheint nichts Bedeutendes, erbärmliche Kleinigkeiten werden ausgeschrieen, Kritik versteht Jedermann, Schaffen Niemand. Alles ist in Kleinlichkeit und Zerrissenheit und Unmuth versunken.' (S. 381.)

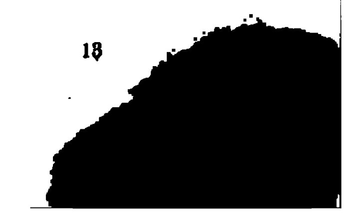
[1] Vergl. Nippold 3, 442.

[2] Bezeichnend für den pietätslosen Sinn des kirchlichen Revolutionsapostels ist die Art und Weise, wie er in diesem Buch den hl. Bonifatius angriff; vergl. S. 190.

Könige von Preußen durch, daß derselbe den Verfasser im September 1855 zu einer Besprechung nach Marburg beschied. ‚Hoffmann‘, schreibt die Witwe, ‚war damals eifrig mit einem Reformplane beschäftigt, und er glaubte, daß derselbe auch beim König so weit zur Reife gekommen sei, daß man wesentliche Aenderungen auf kirchlichem Gebiete und Abhülfe vieler Beschwerden der protestantischen Gemeinden erwarten könne; er hoffte dabei mit Zuversicht, daß der persönliche Einfluß Bunsen's der Verwirklichung seines Planes förderlich sein würde.‘[1] Jedoch die Zusammenkunft war ohne Erfolg, obgleich Bunsen bereits für den König einen Aufsatz, ‚betreffend die Angelegenheiten der evangelischen Landeskirche‘, in der Tasche hatte. ‚Bunsen suchte auch diesem Zusammentreffen die beste Seite abzugewinnen; aber das Wiedersehen war doch ein schmerzliches. Er fand den König gealtert und verändert. Obgleich nur einige wenige Personen anwesend waren, gelang es diesen doch, den König zu verhindern (!), mit Bunsen allein zu sprechen, und so kamen die Absichten Hoffmann's und Bunsen's ihrer Erfüllung nicht näher.

Das ‚Wiedersehen‘ fand am 20. September statt; aber da kein Ergebniß erzielt worden war, läugnete Bunsen es in einem Briefe vom 26. September frischweg ab. Was die Zeitungen, schreibt er, über Zusammenkünfte und Berathschlagungen berichtet, ‚war eine absichtliche Erfindung in einem Augenblicke, wo etwas von des Königs Absicht verlautet hatte, mich zur Besprechung über kirchliche Angelegenheiten nach Berlin zu berufen. Ich habe diese ganze Zeit über mit Ausnahme meiner persönlichen Freunde Nie-

[1] Bd. 3, 443.



manden gesehen, und habe auch nichts von derartigen Zusammenkünften gehört; man versichert mich auch, daß keine solche stattgefunden haben.'

Ein Trost bei dem verfehlten Zweck der Zusammenkunft war für Bunsen ,der beispiellose Erfolg' seiner ,Zeichen der Zeit'. Er jubelte: ,Der Herr hat mich aus Aegyptenland wahrhaftig geführt, mein Volk hat mich verstanden und ich bin frei vom Dienste der Menschen! Ich habe nun keine Bande mehr als Gottes und der Gemeinde.' ,Bei uns sind die Regierungen, wenn auch nicht ganz des Teufels, wie in den rein katholischen Ländern, doch dynastisch vollständig. Eigennutz als Princip ist Läugnung der Schwerkraft, ist Seildrehen aus Sandkörnern.'[1]

Aber bald trat ein neues ,wichtiges Ereigniß' ein, nämlich eine eigenhändige Aufforderung Friedrich Wilhelm's IV. an Bunsen, nach Berlin zu kommen, um der dortigen Zusammenkunft der ,Evangelischen Allianz' im Jahre 1857 beizuwohnen. ,Die Möglichkeit, nach Berlin berufen zu werden,' berichtet die Witwe, ,hatte Bunsen während des ganzen Jahres vorgeschwebt, und das Ergebniß seiner Erwägungen war immer gewesen, daß er in einem solchen Falle genöthigt sein würde, den Ruf wegen seiner zunehmenden Körperschwäche abzulehnen. Aber die Fassung dieses Briefes zeigte klar, daß der königliche Schreiber es auf eine persönliche Begegnung mit Bunsen abgesehen habe und eine Ablehnung schon der religiösen Interessen wegen nicht gestatten würde. Die Einladung schien zu sagen, Bunsen könne sich doch gewiß nicht weigern, der Gast eines alten Freundes

[1] Bd. 3, 449. 454. 464.

in seinem eigenen Hause zu sein! Einem so liebevoll ausgedrückten Begehren nicht nachzukommen, war Bunsen unmöglich, obgleich jede Andeutung eines durch seine Reise zu erzielenden besondern Zweckes gänzlich fehlte und er bei der Versammlung nur als Zuschauer zugegen sein konnte. Denn er gehörte der Evangelischen Allianz nicht an, obgleich er sich ihr gern angeschlossen hätte, wenn sie das früher beabsichtigte und von ihm gebilligte freie Glaubensbekenntniß hätte annehmen wollen. Wie nun aber die Sachen lagen, war er genöthigt, die Mitgliedschaft abzulehnen. Er ging deßhalb nach Berlin, pour faire acte de présence, und zugleich mit dem Entschlusse, die Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen, sondern sich eine Audienz zu dem Zwecke zu erbitten, dem Könige noch eindringlicher wie je die schreienden Uebel des gegenwärtigen Polizeiregiments in Gewissenssachen darzustellen.' [1]

Bunsen selbst schrieb über den Brief des Königs: ‚Das ist Schickung! Auf einen solchen Brief wird man eines gewöhnlichen Freundes Einladung nicht ablehnen, wie könnte ich die des Königs, im Namen Christi und des Vaterlandes gemachte, abweisen, die jedenfalls in Liebe und Treue beschlossen ist, und mit solch' unerhörter Demonstration! Nie habe ich eine Einladung zur Wohnung im königlichen Schlosse in Berlin erhalten; der König thut's aber dem alten schwerbeladenen (!) Mann zu Gefallen, und dann als unzweideutige Erklärung gegenüber Hof, Stadt, Land und Welt. Also ich gehe.' [2]

---

[1] Bd. 3, 484.

[2] Bd. 3, 486. In einem andern Briefe aus demselben Jahre 1857 bezeichnete er sich nicht als einen schwerbeladenen Mann, son-

Kurz vor der Einladung hatte er noch geklagt: ‚Der theure König verbraucht und verderbt alle seine Werkzeuge, unbeschadet der gerechten Verachtung, welche er im Herzen gegen diejenigen fühlt, die ihm ihre Ueberzeugung opfern. Das ist der Unsegen, der auf allem Absolutismus liegt, aber in diesem Grade ist er mir noch nicht vorgekommen.‘ Infolge der Einladung erschien ihm aber, wenigstens zeitweilig, Alles in ganz anderm Lichte.

Bei seinen Berichten aus Berlin müssen wir etwas länger verweilen, weil sie uns für die Beurtheilung der damaligen kirchlichen Verhältnisse von allgemeiner Bedeutung erscheinen und für Bunsen selbst, für seine Eitelkeit und seine religiöse Verschwommenheit äußerst bezeichnend sind. Hören wir:

‚Das war am [11. September 1857] ein poetischer Einzug, meine „joyeuse rentrée“ in's Schloß gestern . . . Ich sollte beim König in Sanssouci speisen mit Humboldt und dem Hof, um nach dem Essen, um 5 Uhr, die Engländer bei der großen Vorstellung der Mitglieder des Evangelischen Bundes vorzustellen. Der König trat in den Empfangssaal, als der ganze Hof versammelt war, ging auf mich zu und statt mir wie sonst die Hand zu reichen, umarmte er mich herzlich und reichte mir seine beiden Wangen zum Kuß, indem er laut sagte: „Ich bin Ihnen, lieber Bunsen, von Herzen dankbar, daß Sie meine Bitte erfüllt haben und so schnell hieher gekommen sind; Gott lohn's!“ Humboldt sagte mir nachher, die Scene sei unter allgemeinem und großem Erstaunen vor sich gegangen. Ach, es ist

---

dern als einen Mann, der ‚glücklich wie ein Patriarch in eine anmuthige Einsiedelei sich zurückgezogen habe‘. Bei Gwinner, Schopenhauer's Leben 593.

ganz das liebe königliche Antlitz und das edle überwallende Herz; der Lebenskern ist nicht angegriffen, aber die Zeichen des Alters stellen sich ein.' — 'Um $4^1/_2$ war ich auf meinem Posten in dem Marmorpalais; vor der langen Vorderseite und an den beiden Seiten bis zu den Stufen waren tausend Mitglieder aufgestellt. Ich ging sie zu recognosciren, um dem Könige Bericht abzustatten, und traf auf dem linken Flügel zuerst die 22 Amerikaner, den Gesandten Mr. Wright of Indiana an der Spitze. Als ich ihn anredete, ihm als Preuße und Christ für die schöne Rede am Eröffnungstage dankend, hielt er mich für den König und wollte mir die Landsleute vorstellen. Ich beruhigte ihn.' 'Ich ging nun die endlose Reihe entlang, empfing tausend Grüße und Winke und Händedruck, und konnte dem König (der sich etwas fürchtete) versichern, es werde sich Alles vortrefflich machen. Kaum erschien er, so erscholl tausendstimmiges Lebehoch! Hurrah! Eljen! von Deutschen, Engländern und Amerikanern und Magyaren. Mr. Wright machte eine schöne und gefühlvolle Anrede. Der König dankte und wünschte: „Mögen wir Alle von hier scheiden wie Christi Jünger nach dem ersten Pfingstfeste!" „Amen!" riefen tausend Stimmen vor uns und leiser hinter uns von den englischen Frauen, für die ich des Königs Erlaubniß erlangt hatte, zuzusehen . . . Dann kamen drei Australier, dann etwa achtzig Engländer, dann die Magyaren, Belgier, Holländer, Schweizer, Franzosen, die verschiedenen deutschen Stämme, zuletzt die Berliner. Alle hielten kurze, schöne Ansprachen.' . . . 'Der König konnte seine Rührung nicht verbergen. Ich eilte auf ihn zu, ihm Glück wünschend. „Gott sei gedankt", sagte er, „für den gesegneten Tag! und welch' eine Freude, daß Sie da

waren!" Ich fuhr nun mit den Tausend zurück; rechts und links kamen die Leute, mir Glück wünschend: „Gott segne Sie! Fahren Sie so fort. Bald kommen Sie uns wieder nach England." Einer kam zu mir und sagte: „Meinen Namen sage ich Ihnen nicht. Ich bin aus Glasgow. Mich verlangte das Gesicht wieder zu sehen! Gottes Segen über Sie!"'[1]

Ein bekannter Zwischenfall während der Evangelischen Allianz war ein Kuß, den Bunsen von dem Prediger Merle d'Aubigné empfing[2]. ‚Pfarrer Krummacher', schreibt Bunsen, ‚hat in einer öffentlichen Abend-Gesellschaft Merle beschuldigt, daß er den Gläubigen den Anstoß gegeben, mich öffentlich zu umarmen, da ich doch Rationalist und Romanist sei u. s. w. Merle hat sich entschuldigt, er verabscheue meine Irrthümer u. s. w. Schlottmann (einst in Constantinopel) hat passend geantwortet; die Entrüstung war aber auch so groß, daß der Oberbürgermeister von Berlin, Krausnick, und Schinkel aufgefordert wurden, eine Adresse vorzulegen, wozu sich 800 sogleich melden würden.' Durch diesen Zwischenfall wurde Bunsen Schoßkind des liberalen Berlinerthums. ‚Es würde Ihrem Herzen wohlgethan haben,' berichtete er einer Freundin nach England, ‚zu sehen, welche Liebe und Achtung mir von allen Seiten in Berlin, namentlich von Berlinern zu Theil geworden ist. Der fanatische Ausfall von Krummacher aus Duis-

[1] Nippold 3, 488—490.

[2] Vergl. auch Histor.-polit. Bl. 40, 759—767. Später ließ Merle d'Aubigné erklären, ‚daß nicht er Bunsen umarmt habe, sondern Bunsen sei auf ihn zugekommen und habe ihn zu sich gezerrt'. Vergl. Hengstenberg's Evangel. Kirchenzeitung 60, 887. Vergl. auch Bd. 62, 635.

burg und die Schwäche von Merle d'Aubigné haben natürlich das Ihrige dazu beigetragen. „Kladderadatsch" hat eine Scene aus „Faust" parodirt, um die Herren lächerlich zu machen.'[1]

Selbst beim Könige stieg er im Ansehen. ‚Es wird mir oft zu Theil, warum ich bitte, und so habe ich heute gebetet, daß der König mich heute sprechen möchte. Er selbst war sehr bewegt und sagte mir einige Worte darüber, als er vorüberging; ich fühle den Geist mir nahe und würde ihm heute Worte des Geistes sagen können, die sein Herz träfen! Besonders über den einen Hauptpunkt, die Befreiung der Kirche. Nun, Gott wird's lenken!' ‚Ich habe also gestern mit dem Könige zum erstenmale gesprochen und die erbetene Audienz wird nächsten Dienstag, übermorgen, stattfinden.'

Bunsen speiste beim König. ‚Als die Tafel aufgehoben war,' berichtet er, ‚kam der große Moment. Der König ging in ein entferntes Fenster und ließ sich etwas von Graf Gröben erzählen; dann kam er auf mich zu und (gutem Rathe folgend) ergriff ich die Initiative und erinnerte daran, daß ich Seine Majestät um eine Audienz gebeten. „Ich habe jeden Tag daran gedacht," sagte er, „aber es ist immer nicht gegangen." Vielleicht heute? sagte ich. „Ja wohl," antwortete der König, „wenn ich nur nicht zu eines uralten Schauspielers Jubiläum, wo er zum letztenmale auftritt, mit der Königin gehen müßte! Aber Dienstag könnte es sein in Sanssouci." Etwa vor der Tafel? fragte ich. „Das wäre am besten," sagte der König, „wir wollen suchen, es möglich zu machen." Ich lenkte dann mit kurzen

---

[1] Nippold 3, 506.

Worten ein auf die Gegenstände, und nun war das Eis gebrochen. Ich hatte eine sehr wichtige Voraudienz am Fenster. Die beiden Herzen begegneten sich wieder.' ‚Morgen ist der entscheidende Tag; ich habe meinen Entschluß gestern in der Domkirche gefaßt, mit dem Gelübde, es Gott zu überlassen, ob ich in der großen Sache jetzt handeln soll oder nicht.' ‚Michaelstag 1857. Der Tag ist da! Ich bin nach Sanssouci eingeladen, mit dem Bahnzuge von 12 Uhr, weil Seine Majestät mich vor der Tafel zu sprechen wünsche. Da ist dann Manches noch einmal zu überdenken.'

Was nun Bunsen Alles ‚überdacht' und dem König vorlegte, wird uns in einer mit den Randbemerkungen des Königs versehenen Denkschrift [1] ausführlich mitgetheilt. Sie enthält allerlei Zukunftsplane über äußern und innern Kirchenbau und kann deßhalb auch in unseren Tagen den Begründern und Anhängern einer ‚großen Reichskirche' zur Beachtung empfohlen werden. ‚Schon 1827 wurde in den Conferenzen mit Schinkel und Bunsen in den Plan einer großen Reichskirche eine practische Betrachtung von höchster Wichtigkeit hereingezogen. Es war diese: das Campo Santo muß außer der Fürstengruft noch einen Raum für nationale Ehrengräber enthalten; dieses allein macht den Bau national im vollsten Sinne und fesselt die Katholiken an die ganze Unternehmung.'

Bunsen glaubte sich am Ziele seiner Wünsche und jauchzte auf am 2. October 1857: ‚Ich scheide vom König und von Berlin, wie ich wünsche und bete von dieser Erde zu scheiden, wie am stillen und ruhigen Abende eines langen

[1] Bd. 3, 497—500.

schönen Sommertages.' ,Gelobt seist Du, Ewiger, Du Gott der Treue und Wahrheit, Barmherziger und Allweiser, der Du den Kampf meines Herzens gelöst und seine Bitterkeit getilgt, der Du mich hieher geführt wider meinen Willen [!], mir hier einen Triumph bereitet wider meine Feinde, und Großes und Herrliches herbeigeführt hast, über alles Erwarten und über alles Wünschen. Gepflanzet wird sie werden die heilige Gemeinde in Christus in diesem Volke, daß allgemeine Freiheit erblühe auf der geweihten Erde; versöhnt dieses Königshaus und dieses Volk: „Christus ist unser Friede" in Wahrheit. Herannahen wird die Zeit Deines Reiches, als des Geistes der Liebe und der Freiheit, und Dein ewiges Evangelium wird gepredigt werden in allen Landen.'[1]

Aber schon zur Zeit dieses Jubelrufes ,fühlte er', sagt die Witwe, ,instinctmäßig heraus, daß das große Ziel, welches ihm so sehr am Herzen lag — die Selbstregierung der evangelischen Gemeinde — schließlich doch nicht durch den König würde verwirklicht werden, wenn sich derselbe auch aus liebevoller Rücksicht auf Bunsen's Ueberzeugungen enthalten mochte, seine Grundsätze über das Verhältniß von Staat und Kirche in entscheidender Weise auszusprechen'. Schon fünf Tage später, am 7. October, waren für den kirchlichen Reformator der ,große Moment' und der ,entscheidende Tag' wie eine Seifenblase vorübergezogen; alle Hoffnungen waren wieder dahin, und er meldete einem seiner Söhne: ,Es fehlt an Willens-Einfalt und deßhalb an Klarheit. Keine Möglichkeit eines Erfolges, es müßte denn ein Wunder geschehen.'[2]

---

[1] Bd. 3, 502. [2] Bd. 3, 506.

Falls aber dieses Wunder nicht geschehen, d. h. falls die Religion sich nicht nach dem von Bunsen aufgestellten Vorbilde erneuern sollte, prophezeite der (inzwischen — natürlich wider seinen Willen[1] — zum Freiherrn beförderte) Ritter im November 1858 die schlimmsten Catastrophen. ‚Wir sind in einer Krise, der Katastrophe nahe. Untergehen müssen alle anderen Religionssysteme, also auch die herrschenden christlichen, wenn sie sich nicht nach jenem Vorbilde erneuern; ebenso alle unsittlichen, also unfreien Regierungen; nicht weniger alle Völker ohne höheren Beruf. Sie werden untergehen'; aber, fügt er hinzu, ‚neues herrliches Leben wird sie ersetzen und keimt schon'.

Besonders wollte er dieses ‚Keimen' einer Religion, wie er sie wünschte, in England entdecken, in demselben Lande, wo er noch wenige Jahre vorher Nichts als abgestorbenes Christenthum und papistische Richtungen gefunden hatte. Will man Bunsen's vielgerühmte ‚Harmonie in allen seinen Beobachtungen' und seine sich ‚nie widersprechenden Urtheile' in leuchtenden Beispielen kennen lernen, so muß man nur einmal seine in dem Buche zerstreuten Beobachtungen und Urtheile über die Zustände Englands zusammenfügen. An einer Stelle spricht er von der religiösen Herabgekommenheit der Engländer, betont ‚das Abgelebte, Ueberlebte, Morsche,

[1] Ueber seine im Jahre 1845 erfolgte Ernennung zum wirklichen Geheimrath erzählt er Bd. 2, 318 mit Nachdruck als von einer ‚Ueberraschung' durch den König. Nachdem der König, schreibt er, von dieser Ueberraschung gesprochen, ‚küßte er mich zärtlich'. Unglücklicher Weise theilt Ranke (Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen S. 112) aus dem königlichen Hausarchiv die trockene Thatsache mit: Bunsen sei auf seinen Wunsch zum wirklichen Geheimrath ernannt worden!

Faule ihres ganzen gesellschaftlichen Zustandes', so wie ‚die furchtbare Hohlheit, den entsetzlichen geistigen Tod der Nation oder wenigstens ihrer philosophischen und theologischen Formeln', und rückt mit dem Bekenntniß heraus: ‚Das Denken ist hier zu Lande grob materialistisch, der Gottesdienst ein Aeußerliches und Dumpfes, der Geist erscheint ihnen als Gespenst, der Fall wird entsetzlich sein, wie der der Römerwelt.'[1] An anderen Stellen dagegen bezeichnet er das Land als die ‚Heimath practischen Christenthums', und versteigt sich zu dem erhabenen Ausruf, daß dort ‚die menschheitlich-christliche Ansicht endlich staatsmännisch' und das Volk viel sittlicher und religiöser geworden, als es in Pitt's Zeiten gewesen sei[2].

Seitdem nämlich in England eine zahlreiche Schaar anfing, an seinen kirchlichen Zukunftsplanen Geschmack zu finden, und den ‚großen staatsmännischen Theologen Bunsen' belobte, ging eine von den vielen ‚Evolutionen' im Geiste des Mannes vor sich. Er pries selbst für die vergangenen Jahrhunderte die ‚edlen Angelsachsen' als die eigentlichen Heroen der ‚Gewissensbefreiung', so daß Professor Leo in Halle zu der Bemerkung sich genöthigt sah: man brauche doch nur auf das Martyrium Irlands hinzuweisen, ‚um grauenvollere Dinge, ein methodischeres geistiges Erdrosseln in Erinnerung zu bringen, als die Türken an den Griechen jemals geübt'. Die ‚edlen Angelsachsen' würden, so glaubte Bunsen, in erster Linie seine Zukunftskirche, sein neues Evangelium verwirklichen, und wir müssen nun einmal des

---

[1] Nippold 3, 10. 69. 75; vergl. 105. 123 über den Kirchenbesuch.
[2] Bd. 3, 373. 561. 547.

Nähern auf dieses Evangelium mit seinem Credo eingehen, auf seine philosophisch-theologischen Elucubrationen, von deren Durchführung ihm das Glück der Welt bedingt schien. Er zeigt sich in seinen Briefen bezüglich derselben noch unverhüllter, als in den von ihm veröffentlichten Schriften.

VII.

Bunsen's neues Evangelium bestand im Wesentlichen darin, daß man gründlich aufräume mit allen ‚sogenannten Dogmen' und nur seine sogenannte ‚lebendige That der Anbetung' übe. ‚Ich gehe davon aus,' schreibt er, ‚die kirchliche Christologie ist unvereinbar mit Exegese, Geschichte, Speculation, Bewußtsein der Zeit. Deshalb zürne ich etwas der zweiten Auflage Dorner's und bin auch nicht mit Nitzsch einverstanden als dogmatischem Schriftsteller. . . . Mir ist ganz klar, daß die ganze theologische Lehre von Gnade, im Gegensatze der Freiheit, eine theologische Verirrung und Verwirrung ist, ebenso falsch wie ihr Gegentheil, aber auch nicht um einen Pfennig wahrer. . . . Ich halte deßhalb auch die Schleiermacher'sche Schule nicht für dauernd haltbar, sondern nur für eine vorübergehende in dieser Beziehung. Ebenso wenig aber erkenne ich in Hegel oder gar in seinen Tübinger Nachfolgern Hülfe. Endlich halte ich auch Schelling's letzte Versuche nicht für stichhaltig.' ‚Das Selbstbewußtsein Christi muß man stehen lassen, allein es fragt sich (was auch Schleiermacher fragt, aber beseitigt), ob denn dieses Selbstbewußtsein sich anders aussprechen konnte als unter den allgemeinen Bedingungen des Menschlichen, nach Volksthümlichkeit und Persönlichkeit? Zweitens fragt sich, ob wir, um an ihn als Erlöser zu

glauben, doch zu sagen haben: es mußte sich aber als urbildlich, im Sinne von selbstanfänglich, aussprechen, weil sonst Christus nicht als erste Ursache angesehen werden kann. Ich läugne dieß.' Gewiß, das sind überaus klare Sätze. Aber er wird deutlicher. ‚Die ganze Lehre der Trinität ist vorerst wegzuschaffen als Mißverständniß. Der Sohn ist die Offenbarung und Verwirklichung Gottes in der Zeit, im Menschenindividuum, das Geheimniß der Persönlichkeit als der Synthesis von Sein und Werden. Der Geist ist die Offenbarung und Verwirklichung Gottes in der Gemeinde, das Geheimniß der geistigen Einheit der durch die Persönlichkeit geschiedenen höheren Persönlichkeit in der Folge der Geschlechter. Das ist Vater, Sohn und Geist. . . . Christus will und muß Volk werden, wie er Mensch und kirchliche Gemeinde geworden.' [1]

Aus diesen Gründen ist auch eine neue Verbindung mit dem Judenthum ein unabweisbares Bedürfniß geworden. Bei dessen ‚welthistorischer Auffassung' wird es immer klarer, daß, ‚wer an der Weltgeschichte nicht verzweifelt, die Christianisirung und Helleno-Germanisirung des Judenthums in sich aufnehmen muß, wobei er sich auch als Sohn Israels sagen kann, daß er Abraham näher gekommen ist, als er vorher war. Solche Söhne Israels müssen dann dem Japhet helfen, das Christenthum zu hellenisiren, zur Idee der Menschheit zu erheben, mit anderen Worten, den wahren Heroendienst zu gründen, mit dem wahren Dionysos-Osiris an der Spitze.' Auslassungen dieser Art erklären uns auch, daß ihm Spinoza ‚zu den größten

---

[1] Bd. 3, 70. 72. 73—75.

und heiligsten Erscheinungen' gehörte. Er bedauerte nur, daß ,unseren großen Denkern bei der Wiederherstellung der wahren Philosophie der bewußte Wille verloren gegangen, und damit die Persönlichkeit, d. h. das Bewußtsein'[1].

Aber eben dieses zu schaffen, sah Bunsen als seine reformatorische Berufung an. Mit ihrer Erfüllung erhoffte er die Erstehung des goldenen Zeitalters. ,Es scheint mir, daß das Christenthum 2000 Jahre lang nur das individuelle Leben gereinigt hat, daß Gott jetzt Mensch werden will als Gesellschaft, als Volk, als Staat, und daß alle diejenigen Gesellschaften, die religiösen wie die politischen, welche diese Incarnation nicht ertragen können, dahinfallen werden. Die christliche Gesellschaft ist erst in ihrer Kindheit.'[2] Sein ,Bibelwerk' sollte diese Sätze des Nähern erläutern. ,Jeden Tag überzeuge ich mich mehr, daß, wenn mein Werk zur Ausführung kommt, es mit vielem Aberglauben und mit vielem Unglauben zu Ende sein sollte. Denn die Grundansicht, von welcher aus man die Bibel als eine Einheit im Geiste, eine ewige Freudenbotschaft an die Menschheit, Gottes Stimme in der Weltgeschichte, von Anfang bis zu Ende erklären kann, läßt sich so klar durchführen, daß alle ersonnenen Systeme, alle Lügen und der Mißverstand der Theologen nicht davor bestehen kann. . . . Es handelt sich um die Grundansicht im Ganzen und Großen und darüber kann kein Zwiespalt sein, sobald man sie einmal gewonnen hat: nämlich als weltgeschichtliche Entwicklung des Gottesbewußtseins der Menschheit, welches in Christus seinen persönlichen Mittelpunkt hat. . . . Es ist mir, als ob ich diese vierzig Jahre in der Wüste verlebt

[1] Bd. 3, 105. 110. [2] Bd. 3, 123,

hätte, während ich diese ganze Zeit über die wahre Weide neben mir, ja sogar ohne mich dessen bewußt zu werden, in meinem Geiste hatte. Es ist, als ob Wasserströme aus einem plötzlich durchbrochenen Teich auf mich einströmten.' ,Dunkel allerdings ist's draußen, aber des Herrn Wetter gehen und leuchten durch die Luft der Erde. Der Herr kommt zum Gericht. Die alte Ordnung ist gerichtet: 40 Jahre haben sie nicht gebessert, sie sinkt in sich zusammen, allenthalben aber keimt, für den Glauben sichtbar, aus der Dynastie das Volk, aus der Hierarchie die Gemeinde hervor und Donnerstimmen rufen in allen Sprachen: Wahrheit, Licht, Freiheit! ... Die ersten Verse des Johannes sind die nüchterne Zusammenfassung dessen, was den Kern des Gottesbewußtseins bildet, von welchem das mythologische Epos der Menschheit ausgegangen ist.'[1]

Gewiß ,erhabene und die Zukunft neu gestaltende Gedanken', besonders durch seinen Glauben an die Unfehlbarkeit, nämlich an die ,Unfehlbarkeit des allgemeinen Gewissens der an Gott in Jesu glaubenden Menschheit'. ,Der Geist in der Gemeinde schlichtet und einigt Alles zu einer göttlichen Harmonie. ... Ich habe die Kirche, als da ist kirchliche Theologie und kirchliches Cabinets- oder Ministerial- oder Pfaffenregiment, hinter mir gelassen, den Staub von den Füßen geschüttelt, und bin zur Gemeinde gegangen, zur ecclesia, ad populum Christianum provoco. ... Mein Credo oder vielmehr meine practische Auslegung des alten Taufbekenntnisses ist: Ich glaube an Gott — als den ewigen Gedanken der Schöpfung — als den Geist in Jesus von Nazareth — als den Geist in der Gemeinde, welche

[1] Bd. 3, 387. 391—392.

da ist die erlöste Menschheit, berufen zur Gemeinschaft.... Aber so lange wir, wie Dorner II (Dorner I sagte wie ich, ehe er sich einschüchtern ließ), die Krankheitsgeschichte des christlichen Geistes in der theologischen Narrenzeit, der Concilienstreitigkeiten über die Natur Christi als eines Nichtmenschen, Gottes oder Engels behandeln, als wäre sie eine organische Entwicklung, in Bänden unsäglichen Umfanges, und als könnte uns das irgendwas helfen in unserer Noth; ja, so lange wir, wie Hundeshagen, Gottheit und Menschheit entgegenstellen, Rousseau und Kant oder Schiller in Einen Topf werfen — so lange will ich mit der Kirche nichts zu thun haben.‘ [1]

Als letzter Zweck des ‚Bibelwerkes‘ galt ihm: ‚die ganze Christenheit deutscher und englischer Bildung, überhaupt die Gemeinde, alle gebildeten Christen auf die Höhe der Forschung und Speculation der Zeit zu heben, und sie unabhängig zu machen von gelehrten und ungelehrten Machtsprüchen und Einbildungen‘. Wir erfahren dabei auch gelegentlich, daß Luther's Bibelübersetzung ‚die ungenaueste‘ von allen ist, und daß es darin ‚3000 Stellen gibt, die eine Berichtigung erfordern‘ [2].

Wenn aber der neue Reformator sich demgemäß zur Berichtigung des alten genöthigt sah, so sollte letzterer doch nicht leer ausgehen. Da nämlich ‚Niemand‘ wisse, ‚was Luther eigentlich gewesen‘, wollte Bunsen eine Lebensbeschreibung desselben ‚vom weltgeschichtlichen Standpunkte‘ abfassen, in derselben Zeit, wo er seinen philo-

[1] Eine vom gläubigen protestantischen Standpunkt gründliche Kritik des ‚Bibelwerkes‘ findet sich in Hengstenberg's Evangel. Kirchenzeitung 62, 605—645.

[2] Nippold 3, 393. 483.

sophisch-theologischen Werken mit Glück, wie er selber rühmte, ‚das weltgeschichtliche Gepräge' verschaffte, welches er überhaupt allen seinen ‚Forschungen und Darstellungen zu geben' suchte [1].

Außer seinem Bibelwerke sollte vornehmlich sein dreibändiges Werk ‚Gott in der Geschichte' von seinem ‚weltgeschichtlichen Bewußtsein', kraft dessen er seine ‚Feder in's Evangelium tauchte', Kunde ablegen. Es ist lohnend, über dieses Werk das Urtheil eines berufenen Kritikers zu hören, der nichts weniger ist als ein Ultramontaner oder ein gläubiger Altlutheraner, der also nicht zu den gegen Bunsen verschworenen ‚dämonischen Mächten' gehört. Dieser Kritiker ist Jürgen Bona Meyer. Derselbe spricht sich in Herrn v. Sybel's ‚Historischer Zeitschrift' [2] fast ironisch über ‚Gott in der Geschichte' dahin aus: ‚Mit unglaublicher Geschwindigkeit construirt Bunsen seine drei Weltalter: characterisirt durch die drei Träger des weltgeschichtlichen Gedankens, der Idee des Gottbewußtseins durch die Hebräer, Griechen und Germanen, denen immer die Leiter der weltgeschichtlichen That gegenüberstehen, den semitischen Hebräern die zoroastrischen Iranier, den Geist schaffenden und Freiheit rettenden Hellenen die gesetzlich ordnenden weltherrschenden Römer, den Deutschen die verwandten Romanen und stammverwandten Engländer.' ‚Dabei soll', fährt Meyer fort, ‚in die Augen fallen, daß alle Träger des Gedankens Bundesvölker, alle Träger der That Völker des Einheitsstaates gewesen sind, und daß dieser weltgeschichtliche Gegensatz seine Lösung nur in wahren

[1] Bd. 3, 476. 477. Vergl. 420.
[2] Jahrgang 1871 S. 369.

Bundesstaaten finden könne', wohl in dem von Bunsen geplanten Bundesstaate unter preußischer Hegemonie. Hatte nicht Schopenhauer Recht, wenn er Angesichts solcher Phantasien von ,Gott in der Geschichte' aussagte: ,das Werk sei nichts Anderes als Bunsen in der Geschichte'? [1] ,Als Niederschlag der ersten Menschheitsperiode', heißt es weiter bei Meyer, ,sollen wir Sprache und Mythologie ansehen, was zum Weltalter der Hebräer schwerlich paßt. Als Niederschlag der zweiten Periode erhalten wir Dichtung, bildende Kunst und staatliche Ordnung.' Aber haben denn die Griechen Nichts für die Wissenschaft gethan? In Bunsen's Darstellung nicht; Bunsen durfte davon Nichts wissen; denn freilich, sagt Meyer, ,die dritte Menschheitsperiode mußte auch noch etwas zu thun übrig behalten: als ihr Niederschlag wird eben die Wissenschaft bezeichnet, eine ganz ungerechtfertigte einseitige Hervorhebung für diese Periode' u. s. w. ,Wir dürfen wohl', schließt der Kritiker, ,unterlassen, noch die Gedanken Bunsen's über das nahe Ende dieses Weltalters zu erwähnen und seiner Träume von der Zukunft, in der die Menschen des Wissens wieder Priester des Menschheitsbewußtseins sein werden, zu gedenken. Ich glaube ohnedieß auf Zustimmung

[1] In Bunsen's Idee von einer geschichtlichen Entwicklung des religiösen Glaubens sah Schopenhauer nichts Anderes als ,eine elastische Religion, die sich dem jeweilig herrschenden Zeitgeiste anpasse'. Vergebens hatte Bunsen dem Frankfurter Philosophen tiefe Bücklinge gemacht und ihm vorgehalten: ,Auch ich habe von meinem Standpunkte der Philisterei, Heuchelei, Pfäfferei und aufgeblasenen Professoren-Mittelmäßigkeit den Krieg erklärt, gegen welche Sie von Anfang an redlich und mit Ehrfurcht vor dem Genius und der Wahrheit so muthig gekämpft haben.' Bei Gwinner, Schopenhauer's Leben 592—593.

für das Urtheil rechnen zu dürfen, daß man mit so halbwahren Allgemeinheiten zur Zeit keine Geschichtsphilosophie mehr construiren kann.'

Sollten nicht etwa die Bunsen'schen Träume über die Zukunftsmenschen des Wissens, die wieder ,Priester des Menschheitsbewußtseins sein werden', in einen innern Zusammenhang zu bringen sein mit den Phantasien, die der bekannte französische Philosoph August Comte in seinem Système de politique positive ou traité de sociologie instituant la religion de l'humanité zum Besten gibt? Auch Comte bietet sich, wie Bunsen, der ,ganzen Bevölkerung von Herren und Damen, die', nach dem schon früher angezogenen Ausspruch des Humoristen Emerson, ,auf den Beinen ist, um Religionen zu suchen', zum Führer und Propheten an. Er will zu Nutz und Frommen der gegenwärtigen und der zukünftigen Menschheit eine neue Religion erfinden, in welcher die Menschheit selbst als Gottheit und ihre hervorragenden Genies in buntester Mischung als Kalenderheilige verehrt werden, für deren Cultus ein neues Rom mit einem neuen, gut dotirten, von Schönheiten umgebenen, von einem zugleich als moderne Indexcongregation wirkenden Priestercollegium unterstützten Hohenpriester im Bois de Boulogne der Weltstadt Paris aufgerichtet werden soll. In diesen Comte'schen Tempel würden Bunsen's ,Priester des Menschheitsbewußtseins' vortrefflich passen, und Männer wie Comte, Bunsen und Renan würden, trotz mancherlei innerer Verschiedenheit, als Lebende in dem besagten Priestercollegium der neuen Indexcongregation zu herrlichen Diensten befähigt gewesen sein, Bunsen aber nunmehr nach seinem Tode in der neuen Religion als Kalenderheiliger verehrt zu werden verdienen. Das ,weltgeschicht-

liche Bewußtsein' des Mannes würde dann ‚für alle Zukunft' einen lebendigen Ausdruck erhalten.

In Bunsen's Thun war nämlich Alles ‚weltgeschichtlich'. So erfaßte er z. B. in seiner Sammlung von Gebeten für die ‚capitolinische Christenheit' den früher unbeachtet gebliebenen ‚weltgeschichtlichen Moment'. In seinem ‚Jerusalemer Gesangbuch' griff er, gemäß seinem demüthigen Bekenntniß, ebenfalls ‚die Aufgabe mit vollem weltgeschichtlichem Bewußtsein' an[1]. Und jede seiner weltgeschichtlichen Thaten erschien ihm als sein eigentlichstes ‚Lebenswerk'. Als er einmal, wie wir hörten, eine Denkschrift an den König von Preußen abfaßte, posaunte er: ‚Ich betrachte dieses Memoire als das Werk meines Lebens.' Als er mit einer neuen Auflage seines Gesang- und Gebetbuchs fertig geworden, posaunte er von Neuem: ‚Der Herr hat mir die Gnade gegeben, das Werk zu vollenden, welches mir das Werk meines Lebens scheint.' Schließlich aber erfahren wir, daß er erst sein oben erwähntes Bibelwerk für das eigentliche ‚Werk und Unternehmen seines Lebens' ausgab[2]. Und welche ‚Lebenswerke' er immer auch vollführen mochte, überall verstand er, ‚die Schwingen des Weltgeistes zu belauschen' und seine Aufgabe ‚von innerem christlichen Lebensbewußtsein aus und weltgeschichtlichem Bewußtsein zur Darstellung'[3] zu bringen.

Auch darin, wie in seiner ganzen Geistesrichtung, hatte er Aehnlichkeit mit dem französischen Christusläugner Ernst Renan, mit dem er deßhalb auch brüderlich zusammenging.

[1] Vergl. Nippold 1, 324. Bd. 2, 233.
[2] Vergl. Bd. 2, 173. 230. Bd. 3, 480.
[3] Vergl. Bd. 3, 531.

‚Herr Renan‘, schreibt er, ‚ist ein sehr ausgezeichneter und mir befreundeter junger Gelehrter.‘ ‚Er ist dort [in Frankreich] eine Macht, weil er der Einzige [!] ist, welcher Hebräisch und überhaupt Semitisch versteht, und zugleich vortrefflich schreibt. Seine Erziehung durch die Jesuiten [!] hat ihn zum Ungläubigen gemacht, eben wie Voltaire, mit welchem er, bis auf Witz und Einbildungskraft, Vieles gemein hat, Schärfe und Klarheit insbesondere . . . Er ist ein ernster Mensch, redlich und von sehr seltenem Geist und Talent.‘ Nur wegen des Hohen Liedes wußte sich Renan über zwei Punkte nicht zu helfen. ‚Ich ließ ihn‘, schreibt Bunsen mit gewohnter Selbstgefälligkeit, ‚die Unmöglichkeit, das Buch zu erklären, ausdrücklich aussprechen und äußerte dann, ich hätte das Mittel gefunden, es sei niedergeschrieben und werde nächstes Jahr gedruckt; wenn er wünsche, wolle ich es ihm, als meine Idee, mittheilen. Er drückte den lebhaften Wunsch aus, das Arcanum zu hören, offenbar nicht im Geringsten glaubend, daß ich das Richtige gefunden. Fünf Minuten reichten hin, ihm das Ei des Columbus zu zeigen. Er rieb sich die hohe Stirn und sagte: „Oui, oui, c'est ingénieux, c'est très-ingénieux!“‘ Darum war ihm Renan ‚der bedeutendste Geist, der einzige Gelehrte in Frankreich‘; ‚er meint es redlich, und seine Philosophie wird immer mehr geistig‘ [1].

Wie würde sich Bunsen gefreut haben, wenn er bei seinen Wühlereien gegen das ganze positive Christenthum auch für Italien einen ebenso getreuen und begabten Bun-

---

[1] Bd. 3, 477. 543. 560. Seinen Freund Max Müller bat Bunsen am 2. Dec. 1855: er möge seinem ‚Zorn gegen Renan‘ Einhalt thun . . . ‚Nicht wahr, Sie thun's mir zu Liebe? Ich bin überzeugt, es ist besser.‘ M. Müller 3, 463.

desgenossen gefunden hätte, wie er in Renan einen solchen für Frankreich fand! Angelegentlichst beschäftigte er sich mit der ‚evangelischen Mission‘ in Italien; leider wird uns aber dieser ‚in Bunsen's Briefwechsel viel ventilirte Punkt‘ von der Witwe vorenthalten [1]. Wir erfahren nur gelegentlich, daß dort ‚das ganze junge Geschlecht sich nach dem Evangelium [Bunsen's?] sehnte‘, daß aber die österreichische Regierung aus Furcht vor ‚der Bibel‘ durch die Polizei dagegen arbeiten ließ. Und die Regierung habe darin ‚ganz Recht, eben wie es der Teufel immer‘ habe, da das Evangelium ihre Herrschaft zerstören werde. ‚Schon im vorigen Frühjahr‘, berichtet Bunsen im Jahre 1852 aus London, ‚wurde aus Italien gemeldet, daß zwei Bischöfe und über 300 Priester bereit sind, für das Evangelium den Tod zu leiden, und an ihrer Spitze die edelsten, in frommem Leben ergrauten Männer stehen.‘ . . . ‚Drei Bischöfe, der von B., ein anderer im Venetianischen und ein dritter in Piemont, mit 335 Priestern sind seit Jahr und Tag im Stillen über eine Reform der Kirche einig geworden. Sie wollen die Grundsätze der englischen Kirche annehmen, das Episcopat erhalten, den Papst auch als Patriarchen von Italien anerkennen, wenn er damit zufrieden sein will. Zu dem Ende haben sie zwei gelehrte, frommen und angesehenen Familien angehörige Männer hierher gesandt: einen Abbate — und einen in Monte-Cassino erzogenen Neapolitaner, Abbate — —. Der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London haben sogleich in aller Stille ein Comité zuverlässiger Männer gebildet, um die Sache zu untersuchen, und da sie Alles in Ordnung gefunden (!), auch von dem

[1] Vergl. Nippold 3, 133 Note.

evangelischen Ernste jener Männer sich überzeugt, haben sie ihnen eine Antwort an die drei Bischöfe mitgegeben, worin sie dieselben zur größten Vorsicht ermahnen, im Uebrigen ihnen brüderliche Theilnahme aussprechen und jeden möglichen Beistand zusagen. ‚Soviel ich habe erforschen können, hängt diese ernste Bewegung zusammen mit der in den Jahren 1830 bis 1834 beginnenden, an deren Spitze der ehrwürdige Herausgeber des „Educatore" stand, Abbé Lambruschini in Toscana, Neffe des Cardinals. Leider ist vorauszusehen, daß der militärisch gestützte Jesuitismus, welcher in Frankreich wie in Oesterreich die Völker zusammenhalten soll, sehr bald Kerker und Vertreibung anwenden wird, um die Reformation, wie im 16. Jahrhundert, in ihrem Blute zu ersticken.' Die Jesuiten nämlich wollen ‚weder Bibel noch Glauben', und beabsichtigen offenbar ‚einen Religionskrieg'. ‚Freilich,' schrieb Bunsen an den König von Preußen, ‚man kann noch nicht verbrennen — und doch brennt das göttliche Feuer, welches der Herr angezündet und welches Er sich sehnte allenthalben brennen zu sehen zur Zerstörung wie zum Leben, schon durch ganz Oberitalien, und die ehrwürdige Waldenser Kirche erhebt ihr von 600jährigem Blute triefendes Haupt nicht allein in den Thälern der Martyrer, sondern in der Königsstadt selbst.' [1]

Fand Bunsen für Italien keinen Mitwühler à la Renan, so konnte er doch für die Plane, die er dort durchgeführt wünschte, unerwartete Bundesgenossen anderer Art begrüßen, und zwar keine Geringeren als den Kaiser Napoleon und den Insurgentenführer Garibaldi.

[1] Nippold 3, 256. 258. 259.

Anfangs wollte ihm Napoleon, weil er fürchtete, derselbe werde sich mit den Jesuiten verbinden, wenig gefallen. Noch am 29. Januar 1858 prophezeite er: ‚Das Geschick reißt ihn in's Verderben, . . . er hat sich in die militärisch-polizeilich-klerikale Richtung geworfen und den Ideen den Krieg erklärt . . . o Fluch des Cäsarenthums!' ‚Die Gräuel im Innern Frankreichs bei Anwendung der Loi des Suspects übersteigen allen Glauben', schrieb er im Jahre 1858. Dann aber erfolgte mit Napoleon's Kriegsplanen gegen Oesterreich ein völliger Umschwung in Bunsen's Gesinnung. Wie jubelte er über den Krieg in Italien, von dem er hoffte: ‚Bis 1861 wird die alte Welt wohl hinlänglich aus den Angeln gehoben sein, damit die neue aufgebaut werden kann'! Er setzte alle Hebel in Bewegung, damit doch ja Preußen nicht, wie die allgemeine Volksstimme in Deutschland verlangte, zu Gunsten Oesterreichs und Deutschlands gegen Napoleon auftrete. ‚Alles, was Napoleon hinsichtlich Italiens bisher gesagt, ist geschichtlich wahr. Vetter Michel ist toll, gefangen von den österreichischen Vergiftungslügen seit Jahren.' ‚Die Rheinluft' — so ermahnte er einen rheinischen Freund, der das deutsche Recht in Italien gewahrt wissen wollte — ‚ist tief geschwängert durch die priesterliche Wühlerei und durch das großdeutsche Phantasiebild, woran Gagern und Frankfurt und Radowitz und Deutschland 1848 bis 1849 schmählich oder rühmlich, aber gründlich untergegangen sind . . . Daß wir [in dem Baseler Frieden] einen wahnsinnig begonnenen politischen Religionskrieg [!!] los wurden, war eine Nothwendigkeit.' . . . ‚Jetzt ist es eine europäische Frage, ja die Frage, welche seit 1832, um nicht zu sagen 1817, ihre Lösung fordert: die päpstliche Jesuiten-Herrschaft und die österreichische Tyrannei in Italien wider

die Verträge, nicht bloß ohne die Verträge.' . . . ,Und nun, wofür wühlen alle Franzosenfresser von 1859? 1) für den Papst und die Jesuiten; 2) für Oesterreich's fortgesetzte Tyrannei über das, was eigentlich noch Deutschland ist; 3) für die Gewalt der vier Könige des deutschen Kartenspiels. Also wider unser Leben, wider den Protestantismus und die religiöse Freiheit, wider Preußen, wider den deutschen Bundesstaat.' ,Es ist', jammerte er, ,zum ersten Mal, daß die herrschende öffentliche Meinung des Augenblicks in Deutschland schnöde und unbarmherzig sich von einer großen und edlen Sache lossagt, sich auflehnt gegen eine gnädige Fügung Gottes für ein schwer geprüftes edles Volk, und daß die Protestanten nicht allein die politischen, sondern auch die geistlichen Ketten demüthig küssen; endlich, daß ihre Organe die Thatsachen verschweigen oder verdrehen. Das muß sich rächen.' Der Papst, ,der tückische Pfaff', und ,sein Knecht und Beschützer Oesterreich' bedrohen Deutschland, nicht aber ,der ebenso gerechte als geduldige Napoleon', der, neben England, Preußen's ,bester Bundesgenosse' sein würde. Napoleon würde nie auftreten gegen ,die Bundesstaatsbildung des durch den cäsarischen Schnitt von der erdrosselnden Nabelschnur des Hauses Lothringen zu befreienden Deutschland's.'[1] Man erkennt auch hier wieder Bunsen's ,prophetischen Blick'.

Bunsen war entzückt über die ,große und schöne Rolle' Napoleon's gegen die ,Teufelspolitik Oesterreichs'[2] und rühmte die Bescheidenheit des Imperators. ,Es ist wahrlich doch sehr viel, daß eine Kriegsmacht wie Frankreich sich bescheidet, an den Pässen des Landes Tyrol sich durch

---

[1] Bd. 3, 508. 533. 537. 538. 539. [2] Bd. 3, 546. 548.

große Truppenkörper gegen alle möglichen Angriffe zu schützen, ohne selbst z. B. von Ala nach Roveredo den fliehenden Feind zu verfolgen; daß es Triest mit allen seinen Schätzen nicht nimmt, obwohl Deutschland den feindlichen Truppen seine Eisenbahnen und seine Arme öffnet, um auf kürzester Linie ihm in die Flanke zu fallen. Ist's nicht aller Hohn und Schimpf?'

Napoleon ließ damals dem ‚berühmten Staatsmanne', so scheint es, besondere Eröffnungen zukommen; denn Bunsen berichtet: ‚Ich habe die Beweise, daß der Kaiser sich jetzt mehr als je mit der Idee beschäftigt, Italien durch Herstellung gewählter Municipalitäten zu regeneriren (also nach preußischem Vorbilde) und zugleich in Frankreich dasselbe zu thun.' Später wurde Bunsen von Michel Chevalier angegangen, mit dem Imperator ‚über Städteverfassung' zu reden. Er meldete aus Paris: ‚Cobden sagt mir, Hand auf's Herz, er könne nur bestätigen, was Lord Palmerston und Lord John Russell ihm vorhergesagt, daß niemals ein so friedfertiger und zuverlässiger Monarch und Verbündeter auf dem französischen Thron gesessen als Louis Napoleon.' . . . ‚Also Frieden! Also Nichteinschreiten! Das ist Alles, was die edeln, tapferen, maßvollen Männer und Völker Italien's brauchen. Die Jesuiten und ihre Freunde werden nicht zurückkehren. Ich habe einen schweren Stand gehabt mit den Legitimisten und den Orleanisten; aber der Geist trieb mich, ihnen die Wahrheit zu sagen. Es ist bei ihnen keine politische Weisheit, nichts als Haß und Aerger; Aerger, wenn er thut, was sie mißbilligen; größerer, wenn er thut, was sie lieber selbst thäten.'[1]

---

[1] Bd. 3, 543. 557.

Sollte nicht etwa mit Bunsen's damaligen Beziehungen zu dem Imperator oder dessen Freunden die von uns früher [1] erwähnte ‚Frage' zusammenhängen, die er bezüglich der Uebernahme der preußischen Gesandtschaft in der Schweiz im Juli 1859 an die ‚Vorsehung' stellte?

Ueber Napoleon und die Fortschritte der Revolution in Italien äußerte Bunsen in seinen Briefen eine Freude, wie er sie im Leben selten empfunden zu haben scheint. ‚Ich finde,' schrieb er im December 1859, ‚daß Napoleon III. der Alexander der neuen Welt dadurch geworden ist, daß er den gordischen Knoten, die Frage der Romagna und Rom's, zerhauen hat. Das konnte nur Er. Gott segne das Werk!' ‚Die Haltung der Italiener wird immer großartiger (Vivat Cavour in Paris!) und tröstet über die lahmen Zustände Deutschland's, welches bei solcher erhebenden Erhebung eines edlen Volkes und dem Sturze des geistlichen Joches theilnahmslos bleibt oder wenigstens kalt.' . . . ‚Die Vorbereitungen zur innigen Verkittung des französischen und englischen Einverständnisses im Handelsvertrage gehen gedeihlich fort, trotz der unglaublichen Vorurtheile der Nation und dem schmutzigen Egoismus der Fabrikanten. Oesterreich ist und bleibt isolirt; Alles geht auf Constitution oder Bankerott mit oder ohne Revolution hin. Die Magyaren handeln besonnen und einmüthig. Ich war seit Jahren nicht so wohl und gehe meistentheils ohne alle Beschwerden auf der Brust.' ‚Gott sei gedankt' [2], doppelt gedankt, weil diese großen Ereignisse zusammentrafen mit den eigenen Leistungen Bunsen's für die Rationalisirung der Bibel.

---

[1] Vergl. oben S. 283. [2] Nippold 3, 559.

‚Ich habe das Bewußtsein erlangt, daß ich etwas Neues schaffe, welches alle bisherigen Halbheiten eben sowohl als die Philistereien und Schwärmereien und Betrügereien im Laufe des nächsten Jahrhunderts umstoßen muß, in Uebersetzung und in Auslegung . . . allenthalben die letzten Fragen erörternd.‘ Was konnte seine Bibel nicht Alles leisten in den Händen Garibaldi's! ‚Täglich danke ich Gott, daß ich es erlebt habe, Italien frei zu sehen und Garibaldi als seinen Helden! Jetzt werden 26 Millionen Menschen fähig werden, zu glauben, daß Gott die Welt regiert, und damit an ihn selber zu glauben!‘ Garibaldi verlangte die Bibel, er, ‚ein ebenso reiner, fleckenloser Held, wie er ein großer und geistreicher Feldherr ist‘ [1].

Süßer Balsam waren für Bunsen's gegen ‚den tückischen Pfaffen‘ Pius IX. gifterfülltes Gemüth die Leiden, welche diesem durch die Revolution bereitet wurden. ‚Die Iden des März im Jahre des Heils 1860‘, schrieb er, ‚sind gekommen und vergangen, und nie haben sie der Menschheit eine schönere Gabe gebracht, als in dem gestern in Mittelitalien geschlossenen Scrutinium: fast drei Millionen Menschen, welche einem eitlen alten Narren als glückliches Dynastenfutter erschienen, einem jesuitischen Intriguanten als Sklaven verdammenswerther Demagogen, haben erklärt, sie wollen leben und sterben für das einige Alta Italia. Höchstens zehn Procent Minderheit in Toscana, in der Romagna nur höchstens zwei Procent! Die Haltung ist durchaus würdig, ja erhaben und erhebend gewesen. Der Kaiser läßt die 50 000 Mann noch am Mincio (bis zum

---

[1] Bd. 3, 582. 585.

Congreß) und der Weltfriede ist unvermeidlich, trotz des Papstes. Gott sei gedankt!'

Angesichts solcher Erscheinungen nahm Bunsen den Anschein, daß er sich sogar zu trösten wisse über die Veröffentlichung von Varnhagen's Tagebüchern und Briefwechsel mit Alexander v. Humboldt, worin über ihn so unbarmherzig losgezogen wurde; das Buch sei, sagte er, die Rache eines ‚an den Höfen gezähmten Wilden'; Varnhagen sei ‚ein boshafter Mensch', übrigens würden, ‚ehe zwanzig Jahre vergehen, noch ganz andere Geschichten an den Tag kommen'[1].

Garibaldi war für Bunsen in seiner letzten Lebenszeit ein stiller, seliger Trost. Kurz vor seinem Tode spielte sich an seinem Geburtstage 1860 im häuslichen Kreise eine Scene ab, die verewigt zu werden verdient. Bunsen war schon krank und ‚es war festgesetzt worden, daß, um dem theuren Geburtstagskinde jede Gemüthsbewegung zu ersparen, durchaus keine Trinksprüche gehalten, sondern nur seine Gesundheit einfach ausgebracht werden sollte'. Sein Sohn Heinrich trank nun auf seine Gesundheit und sprach ‚einen Segensspruch über den theuren Vater'. ‚Während dieser geweihten Segensworte, die ihn auf's Tiefste zu bewegen schienen, hatte der Angeredete das schwarze Barett, welches seinen Scheitel bedeckte, abgenommen und saß gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen da.' Dann hielt er verschiedene theologische Anreden und sagte zum Schlusse: ‚Noch drängt es mich, nach einer andern Seite mich auszusprechen, um euch Alle aufzufordern zum einmüthigen Rufe: Es lebe Italien und Garibaldi! ... Er ist erstanden, der Held, welcher sein Land aus der Knechtschaft

[1] Bd. 3, 568.

befreit, ein reiner und fleckenloser Held ... Ich stehe nicht an, diesen Helden zwei großen Männern an die Seite zu stellen, Moses und Washington.‘

In diesen Auslassungen erkennt man doch offenbar das ‚tief Beobachtende‘ und zugleich das tief ‚Prophetische‘ in Bunsen's Natur. Wir schließen darum unsern Abriß über Leben und Treiben eines der kirchenfeindlichsten und revolutionärsten Wühler unserer Zeit passend mit den Worten des deutschen Herausgebers seiner Memoiren: ‚In dem prophetischen Blicke Bunsen's — das wird auch in Deutschland mehr und mehr anerkannt werden — liegt seine größte Bedeutung.‘

VI. Friedrich Wilhelm's IV. politische und religiöse Gesichtspunkte.

Im Anschluß an unsere vorhergehenden Mittheilungen über die Beziehungen Friedrich Wilhelm's IV. zu Dahlmann und Bunsen wollen wir an der Hand des von Leopold v. Ranke aus dem königlichen Hausarchiv herausgegebenen Werkes ‚Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen' (Leipzig 1873) die politischen und die religiösen Gesichtspunkte des Monarchen etwas näher im Zusammenhang betrachten. Das genannte Werk bietet hierzu unter allen bisher erschienenen unzweifelhaft die bedeutendsten urkundlichen Materialien dar, wie es denn überhaupt zu einer eingehenden Biographie und einer richtigen Würdigung des Königs, der uns hier mit all' seinen Vorzügen und Schwächen treu und lebendig vor Augen tritt, eine feste Grundlage bildet.

Die politische Gesinnung des Königs wurzelte — sagt Ranke ganz zutreffend in den Schlußbetrachtungen — in dem Kampf gegen den ersten französischen Imperator, von dessen unterdrückender Obergewalt sich Preußen in Verbindung mit den übrigen europäischen Mächten losgerissen hatte, und der dann der allgemeinen Anstrengung, die in Preußen am stärksten und volksthümlichsten auftrat, unterlegen war. In Napoleon I. haßte Friedrich Wilhelm nicht

sowohl die Person als den Vertreter des revolutionären Princips, welches, indem es alle bestehenden, geschichtlich erwachsenen Ordnungen vernichtet, der Usurpation und Gewaltsamkeit Thür und Thor geöffnet habe. Die Legitimität hatte für ihn einen noch außerhalb seines Rechtes liegenden Werth darin, daß sie zu dem Widerstande den Mittelpunkt gebildet und die Völkerkräfte um sich vereinigt hatte. Der König wollte festhalten an den alten Ordnungen, die bei der Entstehung der abendländischen Staaten begründet worden, sich in den mannigfaltigsten Abwandlungen fortgebildet hatten und noch weiterer Fortbildung fähig waren. Den vornehmsten Ausdruck derselben sah er, wie wir schon aus seinen Briefen an Dahlmann hörten, in dem römischen Reiche deutscher Nation; er erkannte dessen Idee selbst in dem Zerfall der Einheit und schloß sich ihr mit aller Hingebung an.

Ein vereinigtes und kampfgerüstetes Deutschland bildete sein Ideal, ‚zumal auch Preußen darin fast die vornehmste Rolle spielen mußte'. Wie der Umfang seines Gebietes und des deutschen Bundes überhaupt in Folge des großen Kampfes bestimmt worden war, so wollte er denselben behaupten, im Verein mit den verbündeten Mächten, nicht selten im Gegensatz gegen die revolutionären Gewalten der Zeit [1].

Alle seine politischen Bestrebungen, die von den gegenwärtig in Preußen tonangebenden Männern durchweg als verkehrte und schädliche bezeichnet werden, zielten dahin: ‚in der Mitte zwischen bureaucratischem Cäsarenthum und democratischen Volksrepräsentationen den altgermanischen

[1] Vergl. oben S. 193 fll.

monarchisch-ständischen Staat wiederherzustellen, in welchem die wahre Freiheit sei — zur Ehre Gottes, dem allein Er und sein Haus diene'. Mit klarem Bewußtsein, aus dem innersten Grunde seines Herzens sagte er sich von der absolutistischen Staatslehre und der ihr entsprechenden Staatspraxis los.

Man weiß, was er unter dem Namen ‚dieser Racker von Staat' verstand.

Der moderne Begriff der Staatsallmacht, wonach der Staat auch das göttliche Recht regeln und ‚die Gewissen der Menschen reglementiren soll', war ihm ein Gräuel. Er wollte nicht den Staat, das heißt die Träger der irdischen Gewalt, an Gottes Stelle gesetzt wissen, sondern sah nach alter christlicher Auffassung die fürstliche Macht als ein von Gott empfangenes Lehen an, für dessen Verwaltung er dem Könige aller Könige Rechenschaft schuldig sei. Im Namen der göttlichen Ordnung verlangte er Gehorsam. ‚Ich trage', sagte er bei seiner Thronbesteigung, ‚meine Krone von Gott; wehe dem, der sie anrührt.'

Tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß alle Staaten auf die Religion und ihre die ganze Menschheit umfassenden Lehren gegründet seien, daß jeder Verfall eines Staates durch den vorhergegangenen Verfall der Kirche und des religiösen Lebens verursacht worden, suchte er Christenthum und Kirche nach Kräften zu fördern. Die alten Einrichtungen der germanischen Staaten wurden ihm ‚vornehmlich dadurch werth, weil sie die Idee gegenseitiger Treue und Verpflichtung zwischen Fürst und Volk in sich trugen'; er erblickte darin ‚eine öffentliche Ordnung moralischen und religiösen Inhalts, in der Freiheit und Monarchie, Kirche und Staat vereinigt seien'.

Als er aufgefordert wurde, sich ‚an die Spitze des Fortschrittes‘ zu stellen, rief er aus: ‚Wahrlich, das will ich im Sinne Teutschlands, das Banner teutscher Unabhängigkeit, Ehre und Macht, das Banner der alten Rechts-Institutionen unseres teutschen Volkes, das Banner teutscher Freiheit, aber nicht das der liberalen Dummheiten, die gar nichts, nichts und noch einmal nichts als ein kurzer Uebergangszustand in den Radicalismus sind.‘ [1]

Die erste Schilderhebung des Radicalismus in der Schweiz im Jahre 1845 umdüsterte ihm allen Ausblick auch in die deutsche Zukunft. Mit voller Seele hielt er an der gerechten Sache des Sonderbundes fest, und beklagte, daß er bei der dermaligen Lage der europäischen Politik nicht im Stande sei, für die gute Sache das Schwert zu ziehen. ‚Das Blut des Bürgerkrieges ist geflossen‘, schrieb er am 23. November 1847, ‚und man will in London — Conferenzen. Es erscheint mir als ein wirrer Traum. Dieß ist der letzte Augenblick, den Radicalismus der Gottlosigkeit und Treulosigkeit zu behandeln, wie Gott und die Ehre es gebietet. Kommt er jetzt siegreich durch in der Schweiz, so ergießt er sich langsam, aber sicher über Teutschland. Das ist so gewiß, als ich hier schreibe!‘ [2]

---

[1] S. 134.

[2] S. 148. Aehnlich wie Friedrich Wilhelm sprach sich Erzherzog Johann aus. ‚Es liege im Interesse der nachbarlichen Staaten, daß die Schweiz nicht durch Unterdrückung der an ihr altes Herkommen, an ihren Glauben und ihre alten Rechte haltenden Cantone des Sonderbundes den Alles umwälzenden radicalen Elementen preisgegeben, zu einem Herde werde, aus welchem auf die Revolutionirung dieser Nachbarstaaten gearbeitet und gewirkt werde.‘ Promemoria vom 10. Juli 1846 bei B. von Meyer, Erlebnisse (Wien und Pest 1875) 1, 150.

Während ‚Lord Feuerbrand‘ allenthalben in Europa die revolutionären Elemente unterstützte und die damals zuerst auftauchenden socialen Fragen für bloße Anhängsel der politischen ausgab, machte dem König der bei den Radicalen und den Socialisten herrschende Mangel an aller Religion, der sich sogar in positive Verwerfung derselben verwandelte, ‚für die Zukunft der Welt bange, wenn sie irgendwo das Uebergewicht erlangen sollten‘. Es war nicht allein seine fürstliche und landesväterliche Beziehung zu Neuenburg, sondern die Besorgniß vor dem Sturz aller Ordnung, auf der die Welt beruhe, was seine Seele mit Schmerz und Besorgniß erfüllte. ‚Wenn auch‘, schrieb er an Bunsen am 4. December 1847, ‚durch lastende Geschäfte in die Enge getrieben, ergreife ich einige freie Minuten, um Ihnen in wenigen Worten den Kern dessen auszusprechen, was mich in der Schweizer Angelegenheit so zu handeln, so zu sprechen bewegt, wie ich jetzt gehandelt und gesprochen habe und es thun werde, bis ich es deutlich erkenne, daß Gott der Herr die Machthaber von Europa einmal wieder in ihrer Thorheit dahingibt oder bis ich — was Gott geben wolle! — das Gegentheil erkenne. In der Schweiz handelt's sich für uns, für die Großmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um die Frage, ob die Verfassung von 15 von Diesen und Jenen gefährdet oder falsch interpretirt wird, gar nicht um Verhütung des Bürgerkrieges an sich — sondern allein darum: ob die Seuche des Radicalismus, d. h. einer Secte, welche wissentlich vom Christenthum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Secte die Herrschaft in der Schweiz durch

Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht. Dieser mein Gedanke muß der Ihrige, der aller meiner Organe bei den Großmächten sein, wenn Sie und diese wirksam sein sollen, für mich und nach meinem Willen handeln können. Für mich ist es jedes Beweises entbehrlich, daß dieser Sieg der gott- und rechtlosen Secte, deren Anhang sich mit jedem Tage (wie der Koth auf der Gasse beim Regen) und namentlich in Teutschland und Teutschland's Städten mehrt, daß dieser Sieg — sag' ich — einen mächtigen Herd des Verderbens für Teutschland, Italien, Frankreich abgeben wird, einen Herd der Ansteckung, dessen Wirksamkeit unberechenbar und erschrecklich sein wird. Darum halte ich das feste Vorhaben und Bestehen auf der Nonintervention für eine Quatschheit, ja geradezu für dasselbe, was das Segelstreichen vor dem Seetreffen, das Capituliren vor der Berennung ist.' . . . ‚Daß das englische Cabinet die Lage der Dinge nicht von der Seite der Gefährdung des Rechts-Bestandes von Europa auffaßt, ist klar; — ob Sie, theuerster Bunsen, es auffassen, wie ich es auffasse, ist mir nicht klar. Darum schreibe ich Ihnen. Denn so wie ich müssen Sie es auffassen und demgemäß mit heiligem Feuer handeln, reden, rathen und nicht ruhen, so lang' es noch geht. Ich will die Rechenschaft des Verderbens, welches aus dem eingeschlagenen unklaren Wege entspringen muß, nicht auf mein Haupt laden. Von mir muß ich sagen können: Dixi et salvavi animam meam! Wie Eigennutz, Kleinherzigkeit, Blindheit die Mächte dahin trieb, vor sechzig Jahren die französische Revolution, vor fünfzig Jahren Napoleon wachsen zu lassen, so lassen sie jetzt die furchtbare Geburt Beider wieder wachsen. Alles, was ich

thue und lasse in der Schweizersache, hat seinen Ursprung aus dem Grund meiner Ueberzeugung.'

Im Gegensatz zu seinem königlichen Herrn ging Bunsen als Gesandter in England die Wege der Revolution. Friedrich Wilhelm war schwach genug, ihn in seinem Amte zu belassen, wie es denn überhaupt zu seinen Schwächen und zu seinem Unglück gehört, daß er sich von dieser unlautern Persönlichkeit nicht loswinden konnte [1].

Freilich sparte er demselben derbe Wahrheiten nicht.

Bunsen sei, schrieb er diesem einmal, vom Liberalismus gefangen. Der Liberalismus aber wirke auf die Seele, wie die Rückenmarksdarre auf den Körper wirke. ‚Der Augenschein wird geläugnet, die Erfüllung von Consequenzen aus längst klar vorliegenden Ursachen wird als Aberglaube abgewiesen . . . Der Geist der Zeit wird als grandiöse Apologie dahin gestellt, wo der Herr nicht empfiehlt, sondern befiehlt, die Sünde zu erkennen. Man glaubt ehrlich dem Fortschritt zu huldigen, ihn mitzumachen und — es geht ventre à terre rückwärts in's Verderben. Die scheußlichsten Ausgeburten vollendeter Gottlosigkeit sind das Ringen des gesammten Menschengefühls zum Edeln, zum Licht. Schwarz wird weiß, Finsterniß Licht genannt, und die Opfer, die dem sündigen, Gott-verfluchten Wahnsinn fallen, werden fast oder ganz vergöttert. Denn der Geist in ihnen (Zuchthäuslern, galériens, Sodomiten 2c.) rang heldenmüthig sich zum Aether auf . . .' [2]

Bunsen wollte den Radicalismus zum Sturmbock gegen Rom gebrauchen [3] und hetzte den König gegen

[1] Vergl. was v. Reumont 107 sagt.

[2] Aus dem Briefwechsel 150. 153. 186.

[3] Vergl. besonders S. 171. 221.

‚die jesuitische Partei', welche im Jahre 1837 ‚durch den Erzbischof Droste an die Krone des Königs gegriffen und die Unterdrückung des Protestantismus versucht' habe. ‚Ihre Ansicht über die Entstehung des Radicalismus', klagte der König wenige Monate vor dem Ausbruch der deutschen Märzrevolution, ‚entspricht der Ansicht, welche die überwiegende Masse der Schriftsteller über die französische Revolution (aus einer Art Sentimentalität), über den Ursprung der Gräuel und Gräulichen jener Revolution hegen oder zu hegen vorgeben. Daß jene Ungeheuer aber alle bereits im Schooß des Friedens Gott und Christum verläugnet hatten und daß ihre Geschichte nichts als die Entwickelung dieses Factums ist, davon thun sie Alle, als wüßten sie kein Wort. Und das ist der Ursprung des schweizer, teutschen, französischen und italienischen Radicalismus allein. Während die „Guten", geschwächt durch ihren Zank als Liberale und Conservative, blind darauf losleben und faseln, wächst das arge, von beiden völlig unabhängige, keineswegs verwandte Gräuel-Kind, und ist's erstarkt, so wirft's beide Parteien zu Boden und setzt den eisernen Fuß auf ihren Nacken. Diese furchtbare Operation ist in der Schweiz vollendet und in Teutschland bereiten sich Tausende, sie zu wiederholen.'

‚Und ich sag' es Ihnen heute auf's Neue und provocire auf die Erfahrung, daß es in Teutschland gelingen wird, wenn wir den Herd des Abgrund-Verderbens, des zum Selbstbewußtsein gekommenen Abfalls von Gott und Recht nicht zerstören. Ob es jetzt vielleicht schon zu spät dazu ist, weiß ich nicht. Gott weiß es. Soviel aber weiß ich, daß das Verderben aus seinem Herde mit nicht geahndeter Schnelligkeit um sich greifen wird, wenn

es dem englischen Cabinet gelingt, seine schweizer Majoritäts-Anbetung den anderen Mächten aufzudrängen. Dieses Cabinets Führer sind moderne Liberale, nicht im schweizer, sondern im übrigen europäischen Sinn (Italien allerdings ausgenommen), d. h. mit anderen Worten Männer, die unter keiner Bedingung an Verschwörungen in Europa glauben wollen oder können — das wahre und eigenthümliche Kriterion der Liberalen!! — Diesen „Guten" zum Trotz ist aber das radicale Wesen von einem Ende Europa's bis zum anderen und ganz speciell von der Schweiz und Frankreich aus durch ganz Teutschland und Italien bis tief in Polen und Rußland hinein verbündelt und verschworen. Der Umsturz aller legitimen Regierungen in der Schweiz mit einziger Ausnahme Neuenburg's (Gott erhalt' es so) ist das lange vorher prämeditirte und vorbereitete Werk der großen gott- und rechtlosen Secte.'[1]

‚Wenn Bunsen', bemerkt Ranke[2], ‚die Politik Englands in der Schweizer Angelegenheit im Allgemeinen billigte und sie gegen den König in Schutz nahm, so lag sein vornehmstes Motiv darin, daß dem vorschreitenden Katholicismus ein starkes Bollwerk damit entgegengesetzt werde.' . . . ‚Ob aber der König nicht guten Grund hatte, die Zustimmung der großen Mächte für die Behauptung seines dynastischen Rechtes in Anspruch zu nehmen; ob England nicht dadurch, daß es ihn fallen ließ und die Tendenzen der Tagsatzung unterstützte, ohne es zu beabsichtigen, dennoch dazu beitrug, dem Radicalismus ein bedrohliches Uebergewicht auf dem Continent zu verschaffen? Vielleicht war

[1] S. 168. [2] S. 174.

das überhaupt nicht zu vermeiden; vielleicht stand es in den Sternen geschrieben, daß die organisirte Welt noch einmal den Kampf mit destructiven Kräften bestehen sollte. Soviel ich sehe, hat dieß Niemand deutlicher vorausgesehen als Friedrich Wilhelm IV. Für seinen Geist ist es characteristisch, daß er bei den eintretenden Thatsachen gleich ihre letzten Consequenzen für die höchsten Interessen der Welt, die er immer im Auge hatte, wahrnahm.'

An die Schilderhebung und den Sieg des Schweizer Radicalismus reihte sich unmittelbar die Pariser Februar-Revolution, und gleich darauf kam die Revolution in Deutschland zum Ausbruch.

,Als wir noch', schrieb der König am 13. Mai 1848 an Bunsen, ,glückseelig in den scheußlichen Schweizerhändeln schwelgten, schrieben Sie mir in einer Ihrer Antworten: „Sie wären zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß der Glaube an Verschwörungen ein Gespenst sei, daß es wirklich keine gäbe und gegeben habe, sondern, daß nur der Consensus der Geister und des Geistes der Zeit die Erscheinungen hervorbrächte, welche Metternich's Schule so deutete und ausbeutete." Das waren dem Sinne nach Ihre Worte. Mir fielen die Hände über diesen Köhlerglauben schlaff am Leibe herab. Ich ahndete nicht, daß der Beweis dagegen uns so blutig an die Häuser von Berlin geschrieben werden sollte — denn wissen Sie, zu Berlin war seit mehr denn 14 Tagen Alles systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum Steinigen meiner treuen Soldaten in allen Häusern vom eigentlichen Berlin, von Cölln, von der Neu- und Friedrichsstadt u. s. w. gesammelt. Man hat dieselben

lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dieß sonderbare Bedürfniß nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewiesen über 10 000 Mann und nicht nachgewiesen wohl das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströmt — und verborgen worden, so daß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum der Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, namentlich Mannheimer, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich Milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w.' ,Unter den zu bestattenden Verbrechern der „großen Tage" waren 30—50, von denen kein Mensch ein Wort, nicht Vaterland, nicht Namen u. s. w. wußte. Aus Paris, Karlsruhe, Mannheim, Bern weiß ich von den Tagen selbst officiell, daß die Häupter der Bewegung am 18. März laut sagten: „Heute fällt Berlin!" Namentlich Hecker, Herwegh und viele Andere von der Schuftenschaft.'

Am 30. Mai fuhr der König fort: ,In Berlin wird ein neuer 18. März organisirt. Ungeheuer viel polnisches und französisches Gesindel ist in Kneipen, Kellern und Höfen verborgen. Die Lügenbrut ist furchtbar thätig, französisches Geld coursirt, namentlich in Frankenstücken, wie in den Märztagen, kurz wenn der montirte Coup nicht an der Feigheit des Gesindels und an den Bajonetten der Bürgerwehr scheitert, so haben Sie große Begebenheiten zu erwarten. Ist es Ihnen gar nicht aufgefallen,

daß die versuchten oder aufgeführten Umwälzungen in Berlin, Paris, Wien, Neapel alle an demselben Tag stattgefunden haben? Das ist Wasser auf meine Mühle . . . Ein wahres Unglück ist es, daß wir hier und in der Umgegend so gut wie gar keine disponible Truppen haben! In Potsdam u. a. sind weniger als in den ruhigsten Zeiten. Diese Truppen sind eben dadurch vom Wachtdienst fast erdrückt. Wenn nun die wohlgesinnte Berliner Bürgerwehr nach militärischer Hilfe verlangt, so kann ich ihr kaum Nothdürftiges bieten.‘ [1]

Höchst beachtenswerth und belehrend sind besonders die Briefe, die der König während des Sturmjahres und der Frankfurter Verhandlungen schrieb.

Von vielen Seiten wurde er gedrängt, daß er sich an die Spitze Deutschlands stellen solle, und Bunsen wendete alle Mittel an, daß dies ohne viele Rücksicht auf bestehende Rechte Anderer geschehe. Dagegen jedoch lehnte sich der Rechtssinn und das ehrliche Gemüth Friedrich Wilhelm's auf, ‚aber auch eine tiefere politische Einsicht verbot ihm, an dem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland mitzuhelfen‘. Er faßte, sagt Ranke [2], die allgemeine Lage des Augenblicks unter umfassenderen Gesichtspunkten, als die meisten Anderen. Er fürchtete, in der Mitte zwischen dem revolutionären Frankreich und dem von einem unbedingt despotischen Willen geleiteten Rußland könne Deutschland in die größten Gefahren gerathen, wenn es sich in sich selbst entzweie und unfähig werde, die ihm gebührende centraleuropäische Position zu behaupten. Ueberdieß war seine Seele mit den lebendigsten Anschauungen der alten glor-

[1] S. 185. 191. [2] S. 201.

reichen Vergangenheit erfüllt. Er hielt es, wofür auch seine Briefe an Dahlmann zum Beweise dienen, für möglich, nicht allein das innere Deutschland neu zu gestalten, sondern auch die Würde des römischen Kaiserthums, welche immer als die erste der Welt gegolten hatte, wieder zu erneuern und zwar im Hause Oesterreich, welches, dadurch befriedigt, von weiteren Einmischungen in die eigentlich deutschen Angelegenheiten abstehen werde. ‚In seinen Gedanken mischen sich Reminiscenzen der Vorzeit mit dem Wunsche, dem Bedürfnisse des Augenblicks zu genügen. Sein Ehrgeiz wäre gewesen, diesem Kaiserthum als deutscher König zur Seite zu stehen. Es hätte ihn glücklich gemacht, in der alterthümlichen Form in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt dazu erkoren zu werden, von den Königen als Kurfürsten im Conclave, von den Fürsten im Chor; mit Genehmigung des römischen Kaisers, unter Acclamation des hereinströmenden Volkes.‘

Auf eine ähnliche Weise an das Alte anknüpfend, dachte Friedrich Wilhelm sich auch den künftigen Reichstag.

‚Ein Oberhaus, wie ehedem der Reichstag in verschiedene Collegien gegliedert. Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten nicht ohne die mediatisirten; das alte städtische Collegium würde sich in ein Unterhaus verwandeln, verstärkt durch die Reichsritterschaft mit Assessoren aus dem übrigen Adel auf der einen Seite und auf der andern durch Abgeordnete der Landgemeinden, wie denn auch die städtischen selbst aus freien Wahlen hervorgehen sollten.‘ ‚Friedrich Wilhelm erscheint beinahe wie ein Baumeister, der ein verfallenes Schloß seinem ursprünglichen Character gemäß wieder herzustellen, aber es zugleich brauchbar und wohnlich zu machen gedenkt.‘

Als Bunsen im December 1848 wiederholt die revolutionäre Idee für seine politischen Zwecke anrief und selbst auf die Gefahr eines Bürgerkrieges verlangte, daß Friedrich Wilhelm die durch das Frankfurter Parlament anzutragende deutsche Kaiserkrone übernehme, antwortete dieser: ‚Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis-Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Oelung, „von Gottes Gnaden“ macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Teutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwenglich mit tausendjährigem Glanze . . . Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone teutscher Nation, die 42 Jahr geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meines Gleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt!‘

‚Wir stehen‘, schreibt er am 14. März 1849, ‚auf schicksalsschwerer Entscheidung. In Frankfurt wächst mit dem Gefühl der Schwäche der Entschluß zu kühnen, unsinnigen, frevelhaften Griffen. Gagern will den Krieg mit Dänemark. Welcker will mich morgen oder übermorgen zum Kaiser ausrufen lassen. Ich mache Dänemark nicht den Krieg. Ich nehme jene Krone nicht

an. Beide wissen Beides und thun es doch. Sie halten mich für einen Pinsel.'

So lehnte er denn gegen Bunsen's ,Mahnungen' die ihm angebotene Krone ab.

Eines der für die Geschichte bedeutendsten Schreiben, welche je aus seiner Feder geflossen sind, ist das, worin er Bunsen von der Richtigkeit und Nothwendigkeit seines Entschlusses zu überzeugen sucht; er hat es ,unter dem Geläute der Glocken, die das Osterfest ankündigten', begonnen. Er könne sich, sagte er darin, mit ihm nicht mehr verständigen. Zwischen ihnen sei ,ein Kampf, wie zwischen Fisch und Vogel' [1].

,Sie sind von den Eindrücken der Revolution von 1848 überwältigt. Sie haben dem scheußlichen Bastard von Mensch und Teufel einen ehrlichen Namen „Teutschland" gegeben. — Ich hingegen habe vom 18.—19. März 48 bis heute nichts darin erkannt, als den Abfall von Gott. O, lieber Freund, nehmen Sie dieß nicht als Hohn auf! Ich habe dem Gräuel Bastard, ohne zu zucken und zu wanken, seinen Namen gegeben.' . . . ,Nächst der Zerstörung des frommen Baues teutscher Sitten, Gliederungen und Rechte hat das vor Allem mein Herz zerrissen, daß die heilige Losung „Teutschland" vielleicht für immer der Verachtung, der Verleugnung, der Entrüstung aller edlen Menschen der künftigen Tage Preis gegeben worden ist, daß das Wort, welches mein Gemüth seit 50 Jahren mit den Schauern der Begeisterung durchbohrte, das Stich-Wort, ja der Vorwand aller Treulosigkeit, jeglichen Eidbruches, jeder Infamie geworden ist.' . . .

[1] S. 234. 263. 270.

‚Wäre es der paulskirchlichen Majorität wirklich um die Sache zu thun gewesen, so gebot der gesunde Menschen-Verstand so gut als ein Quentchen Rechtsgefühl und ein Löthchen Glauben an die Ehrlichkeit meiner officiellen Aeußerungen diesen Patrioten, zuvor die Zustimmung der rechtmäßigen Obrigkeiten (en parenthèse der Obrigkeiten, denen sie selbst durch heilige Eide verpflichtet sind) einzuholen. Ich frage, warum nicht? Haben sie sich denn das nicht gefragt? Alles Ding hat eine Ursach. Also auch dieß Ding. Warum nicht? Die Antwort ist mir (und Gottlob! allen Gesunden) nicht zweifelhaft. Weil diese Patrioten (!) die Revolution, die Souveränetät teutscher Nation unwiderruflich dadurch befestigen wollten, daß sie dem Narren, dem Preußenkönig, ein Hundehalsband umschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouveränetät fesselte, der Revolution von 48 leibeigen macht.‘

Er so wenig, sagt er, wie seine Unterthanen hätten Lust, in Deutschland ‚aufzugehen‘.

Die gewichtige Stelle lautet: ‚Ich kann Ihnen die tröstliche oder trostlose Versicherung geben, daß die 48ger Teutschthümelei im Großen und Ganzen bei uns, namentlich in der größeren östlichen Abtheilung der Monarchie, gar keine Wurzel geschlagen hat, sondern daß mein Preußen diesseits der Weser, sowie jenseits meine Markaner, Ravensberger, Mindner, Clever, Mörser und Geldrer in der überwiegendsten Masse Schwarzweiß sind und Teutschland höchstens als Acquisition, aber keines Weges als Gegenstand gelten lassen, in welchem sie aufgehen sollten. Darauf können Sie Häuser bauen!‘ . . . ‚Nun bitt' ich schließlich noch um einen kritischen Blick auf die Abstimmung in

Frankfurt. Ich gehe so weit in der Nachgiebigkeit (und es ist in Wahrheit wohl zu weit gegangen), daß ich hier von dem Hochverrath der maskopy mit der Linken abstrahire. Die hochgerühmte Majorität für die Kaiserwahl war, unter 538 Mitgliedern, 43!! Bekanntlich eine Majorität, vor welcher englische Minister oft und mit Recht ihren Rücktritt erklären. — Ferner seien Sie so gut und zählen Sie einmal, d. h. was man unter gens d'esprit zählen heißt, die Macht der 28 Fürsten zusammen, die mir ebenfalls ihre Stimmen gegeben haben. Die Revolution nennt das, versteht sich, eine Majorität. Schiller, das Evangelium Vieler, die der „frohen Botschaft" nicht mehr glauben, sagt im Demetrius von solchen Stimmen: „Nicht zählen, wägen sollt Ihr sie." Das habe ich nun, ohne Schiller, schon gelernt, die Weisheit unserer Altvordern im heiligen Reich bewundernd . . . Doch bleiben wir stricte bei der modernen Gemeinheit. — Darnach sind 28 Stimmen von 38 die Majorität. Zählen Sie nun, was kein Kaiser je verbieten dürfte, die Macht der Stimmen zusammen, so repräsentirt die Majorität etwas über 6 000 000 Menschen und die Minorität etwas über 23 000 000!'

Ueber die Schleswig-Holsteinischen Angelegenheiten lesen wir die merkwürdigen Worte: ‚Von den dänischen Dingen hab' ich weder Lust noch Zeit, heut ordentlich zu reden. Sie sind mir ein Gräuel, wie jenes Handschreiben von daher — Mumienfarbe und Aasgeruch.' . . . ‚An dem russisch-türkischen Kriege, an den französisch-algierischen Kämpfen hab' und hatt' ich immer die seltne Befriedigung, beiden Theilen zu gleichem Maße recht zu geben. Beider Theile Niederlage, beider Siege freuten mich. Hier ist's grade das Gegentheil. Beide Theile sind in gleich hundswüthiger Thor-

heit aneinander gerathen. Beider Theile Niederlage und Siege schmerzen mich unsäglich.'[1]

In seiner ,innersten Abneigung' gegen die Revolution widerstrebte es ihm, den neuen Franzosenkaiser Napoleon anzuerkennen. Er sprach sogar seine Bereitwilligkeit aus, diesem im Bunde mit Rußland und England selbst auf die Gefahr eines Krieges hin entgegenzutreten[2]. Wir gehen hierauf nicht weiter ein, sondern wir wenden uns den religiösen Anschauungen des Königs zu, besonders jenen, welche Ranke unter der Ueberschrift ,Evangelische Gesichtspunkte des Königs in seinen letzten Jahren' zusammenfaßt.

Die Briefe, die uns hiefür geboten werden, erwecken ein wehmüthiges Gefühl, fast ein Gefühl des Mitleids, eines aufrichtigen Mitleids mit dem edlen Monarchen, der in seinen ,protestantisch-kirchlichen Reconstruirungsplanen, die auf Unmöglichkeiten hinausliefen, seine Kräfte nutzlos verbrauchte'. So schrieb einmal Herr von Radowitz mit Bezug auf eine Aeußerung des Königs: ,Ich lebe und handle nach den Traditionen meines Hauses und darum trete ich — aber ohne meinen katholischen Unterthanen ihren Glauben zu mißgönnen oder zu verkümmern — als Schützer und Förderer der evangelischen Kirche auf. Doch ich sehe nur lauter Ruinen vor mir, und es frißt mir das Herz ab, daß sich nicht einmal neue feste haltbare Steine einfügen lassen.'[3]

Daran ist gewiß kein Zweifel, daß es unter den protestantischen Fürsten und Königen unserer Zeit wenige gegeben, welche die positiven Grundlehren des Christenthums

[1] S. 272. 275. [2] S. 291—302.
[3] v. Radowitz an Frau von Sydow am 23. Aug. 1846.

so lebendig ergriffen und so unerschütterlich festgehalten haben wie Friedrich Wilhelm IV. Er hatte, wie Ranke hervorhebt, reichen Sinn für die großen, religiös-politischen Bildungen des Mittelalters, wie sie im Kampfe der miteinander ringenden Völkerkräfte sich gestalteten, für ihren inneren Organismus. Er bewunderte den innern Gehalt und die Lebenskraft derselben; er sah ‚in der Vergangenheit die fortwirkende Grundlage für die Gegenwart, die nur regelmäßig weiter entwickelt werden müsse'. Es gab Nichts, was ihm ‚mehr am Herzen lag als die religiösen Ideen, die Institutionen der Kirche'. Selbst seine lebendige Theilnahme für die Weltentwicklung trug diese Farbe. Er sah ‚das Ziel derselben in der Ausbreitung des Christenthums über alle Erdtheile'.

Ernstlich bemühte er sich zum Beispiel für die Errichtung eines Bisthums in Jerusalem[1]; ebenso ernstlich im Jahre

---

[1] Zu der Zeit, als sich der König mit diesen Planen trug, wurde ihm von Ludwig v. Gerlach in einem Promemoria vorgestellt: ‚Es wäre sehr wichtig, wenn Ew. Maj. gleichzeitig in Ihrer nächsten Nähe für kirchliche Bedürfnisse sorgen und sich dadurch zu jenem erhabenen Werk legitimiren würden. Die Feinde der Kirche werden zu Spott und Widerspruch gereizt und die Gläubigen zweifelhaft gemacht werden, wenn neben jener Sorge für das heilige Land unter Ew. Maj. Augen die allerdringendste Noth der Kirche unbeachtet bleibt. Jener Segen würde sich dadurch in Fluch verkehren. In Berlin fehlt es in einem himmelschreienden Grade an Kirchen und Pfarreien. Ein immer mehr versinkender Pöbel, ohne Sonntag, ohne Kirche, ohne Ehe nimmt in einem selbst politisch beunruhigenden Maße überhand. Ew. Maj. könnten diesem Elende abhelfen, indem Sie Kirchen und Pfarreien in Berlin gründen. Die Schwäche der Kirche und die Zerrüttung der Ehe welche die niederen Stände so demoralisirt, ist größtentheils ein Werk des Staates selbst. Ew. Maj. sorgen mit königlicher Frei-

1850 für die chinesische Mission. Aber er fühlte sich zugleich ohnmächtig durch die innere Zersplitterung des Protestantismus und sah deutlich voraus, daß seine Bemühungen so gut wie ergebnißlos ausgehen würden. ‚Will man‘, fragt er bezüglich der chinesischen Mission, ‚das [in China] gleichsam von hundert Secten begonnene Werk durch den Mangel jeglichen einigenden Bandes in 10 000 Secten zersplittern lassen?‘ ‚Diese Frage ist eine verzweifelt ernste und dürfte zur gräulichsten Unehre der Protestanten ausfallen. Ich weiß wohl, daß ich bei dem agonisirenden Zustande der kopf- und schwanzlosen teutsch-evangelischen Kirche gar nichts thun kann als rathen, bitten, flehen, warnen. Was Noth thut, weiß ich; auch weiß ich, daß

---

gebigkeit für Künste und Wissenschaften, für den Glanz der Hauptstadt und des Hofes. Neben aller dieser Pracht wird das tiefe geistliche Elend von Berlin nur um so greller hervortreten, um so mehr Anstoß geben.‘ ‚Und was von Berlin gilt, gilt in bedeutendem Maße von den meisten großen Städten in Ew. Königl. Majestät Staaten.‘ Insbesondere hob v. Gerlach noch hervor: ‚Der allmähliche Untergang des Sonntags ist eine der tiefsten Wunden, die der Kirche geschlagen werden können. Berlin bietet ein schreckliches Bild dieser Wunde dar. Die Freiheit aller selbstständigen Personen, den Sonntag zu verletzen, hat zur Kehrseite den Zwang, den alle Abhängigen (Dienstboten, Gesellen, Kinder u. s. w.) erdulden, ihn nicht halten zu dürfen. Niemand aber bricht bei uns wohl den Sonntag mehr, als der Staat selbst. Es wäre gewiß kein tadelnswerther Zwang oder Rigorismus, wenn Ew. Königl. Majestät verhinderten, daß in Ew. Maj. Armee, besonders der Landwehr, in den zahllosen königlichen Instituten, Anstalten, Werkstätten, Büreaus u. s. w. der Sonntag ohne alle Noth gebrochen würde.‘ Verfasser besitzt als Geschenk des Herrn v. Gerlach das Originalconcept dieses Promemoria vom 1. August 1841.

es nur durch das Zusammentreffen zweier großen Unwahrscheinlichkeiten zu Stande kommen könnte. Diese aber sind: 1) daß die deutschen Protestanten zu der Einsicht kämen, es lasse sich für die Zukunft China's nur durch eine gemeinschaftliche, für alle evangelischen Splitter der Kirche festgültige Ordnung auf eine Weise wirken, mit der man vor Gott bestehen könne; 2) daß die evangelische Kirche gewisse verderbliche Vorurtheile aufgebe, um diese Gemeinschaftlichkeit hervorzubringen. Und doch liegt die Sache so klar auf der Hand, daß ich's als eine Nothwendigkeit ansehe, daß einige ausgezeichnete Menschen endlich einmal, mit der Nase der Realität gegenübergestellt, es einsehen müssen; die teutschen Missionäre in China müssen die revolutionär-imbecille Scheu vor dem Episcopat aufgeben, die Engländer aber das verderbliche Vorurtheil, Landes-Bischöfe statt Kirchen-Bischöfe zu machen.' ... 'Ich sehe, gewitzigt durch 100 Exempel, neue colossale Blamage, wenn das Eine, was der Evangelischen Kirche Noth thut, auch dort, bei dem in jeder Hinsicht großen und heiligen Unternehmen, wieder aus den Augen gesetzt wird und Dinge geschehen, wie die, welche den Emir Beschir zwischen amerikanischen Baptisten und englischen Priestern in einem Tage dazu brachten — römisch-katholisch zu werden.'

Aller Noth, meinte er, könne abgeholfen werden durch ein 'geistlich-taktisch-strategisches Vorgehen, Eindringen in's Land durch Ansetzung (Agglomeration) unzähliger kleiner Kirchen im apostolischen Sinne des Wortes'. 'Es versteht sich von selbst,' fügte er hinzu, 'daß jede dieser „anzusetzenden" Kirchen ihren Bischof haben muß, aber wiederum natürlich im apostolischen Sinne, nicht mit 8000 Thalern

Revenuen, nicht im Lande speculirende, sondern einer Kirche vorstehende.' Man habe es in China ,mit einer formidablen Rivalin' zu thun, nämlich mit der katholischen Kirche. ,Bisher hat sie uns noch überall durch ihre festere Organisation übertroffen. Ich glaube ehrlich, daß Rom gegen eine der Art organisch „anschließende" wirkliche Nationalkirche, gegen diese Phalanx zahlloser apostolischer Brenn- und Lebens-Punkte nichts vermögen wird!' Rom aber werde mit Leichtigkeit siegen, wenn England in China die Sache mache wie in Indien, und ,wenn das Missions-Werk von allen Kirchen Evangelischen Bekenntnisses auf einmal, und auf hergebrachte Art ohne Plan geschieht, und mit der bekannten Liebenswürdigkeit von Lutherischen gegen Reformirte, von Presbyterianern gegen Episcopale, von Teutschen gegen Engländer und Franzosen. Ha, mir graut, bei Gott, und das ist dann wahrlich, „um katholisch zu werden".' ,China aber wird dann gewiß katholisch.' — ,Sprechen Sie mir nicht (norddeutsch-sentimental) von „der Wahrheit, die sich doch Bahn bricht". Gottes Ordnung ist wohl, daß die Wahrheit im Bettlergewande siegt, aber nicht — im Narrenkleide.'[1] Ein schneidendes Wort.

,Ich fühle sehr deutlich,' fährt er fort, ,daß derjenige Theil der protestantischen Narrenjacke, der Amerika und den desperaten und unbedeutsamen Secten in Europa angehört, außer jeglichem Bereiche liegt. Auf die europäischen kirchlichen Protestanten wäre aber wohl solche Einwirkung nicht geradezu undenkbar.' Bunsen sollte helfen. ,Wie wär' es,' mahnte ihn der König, ,wenn Sie (der Sie wie Keiner

[1] S. 336. 339. 340.

die Gabe des Kleidens, Beschuhens und Appretirens der Evangelischen Wahrheit haben) eine Ansprache an die Missionäre in China, „ein Abschiedswort an die Boten des Evangelii, welche mit Gützlaff ziehen", hinübergäben, in welchem Sie diese oder ähnliche Gedanken zur Beherzigung für das Werk, das sie unternehmen, und als Samenkorn in den gährenden Boden der Evangelischen Kirche hinstreuten?' Bunsen nannte den Brief des Königs eine ,rechte Sonntagslabung', aber zu helfen wußte Bunsen ebenso wenig wie der König selbst.

Wenige Jahre später, bei Gelegenheit der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Maria's, hielt der König wiederum die Zeit für gekommen, in der die protestantische Kirche sich vereinigen und ein ,gemeinsames Zeugniß von ihrem Glauben ablegen' sollte. Sie sollte auftreten als ,der eine *nicht irrende*, wahrhaft katholische Theil der Kirche auf Erden'. ,Die gewaltige Stimme des wahrhaftigen Glaubens muß die Antwort auf das römische Aergerniß, das Echo des *Götzenfestes* sein.'[1]

Ein Götzenfest! Dieses eine Wort sagt uns hinlänglich, wie viel der König von katholischen Dingen verstand.

Gegen dieses ,Götzenfest' wollte er die ,gesammte evangelische Kirche auf Erden aufrufen', und Freund Bunsen sollte wiederum zu Hülfe sein, um ein Bekenntniß fertig zu bringen. ,Teutschland, die Schweiz, das reformirte Frankreich, der lutherische Norden müssen mit England und durch England mit Amerika anknüpfen. Die Frage aber ist, wie kann angeknüpft werden?' Allerdings eine schwere Frage. ,Ich glaube, ohne Ihnen im Mindesten etwas einer Schmeichelei

---

[1] S. 348.

Aehnliches sagen zu wollen, daß Sie, lieber Bunsen, der einzige Mann sind, der anknüpfen kann. Sondiren Sie, ich bitte Sie, vorläufig den Primas von England und old Lords. Ich gedenke bald einige kirchliche Autoritäten Berlins zu mir zu laden und zu sehen, ob hier etwas zu machen ist. Herrlich wär's, wenn sich in Ihren Händen Vorschläge aus Berlin und London kreuzten. Dann ist der belebende Funke da, der gute evangelische Wille muß constatirt sein.' Das ‚entworfene Bekenntniß' solle dann in alle Lande hinausgehen zur Unterzeichnung: ‚man muß das Rauschen der Feder hören und dann lasse sich der helle und lichte Glockenklang vollwichtig vernehmen!'

Aber Bunsen konnte jetzt so wenig wie früher helfen. Das Einzige, was er vorzuschlagen wußte, war ein ‚Broschüren-Krieg gegen die päpstliche Anmaßung'. Hundeshagen und Nitzsch sollten die ersten Plänkler werden. ‚So wird', antwortete der König, ‚die Sache nicht einmal ein evangelischer Broschüren-Krieg, sondern ein teutscher. Der evangelische (d. h. der die ganze evangelische Welt zum Nest hätte) wäre schon schlimm genug, der teutsche aber: ganz unerträglich. Er fange noch so würdig an, die teutsche Taktlosigkeit, Plumpheit, Glaubenslosigkeit, Ueberstudirtheit, der teutsch-evangelische Pietismus, Romanismus, Rationalismus, die Irwingerei und Baptisterei werden die heilige Sache in wenig Monaten gründlich verpfuscht haben, daß Rom vor Wonne brüllen [!] wird. Das einzige Resultat wird protestantische Schmach und Schande sein.'

Daß ‚der Primas von England' sich nicht zu einem Broschürenkrieg ‚in Vereinigung mit dem quatschen teutschen Protestantismus' einlassen werde, sah der König deut-

lich ein. Bunsen sollte nach dem Vorschlage des Königs zum Primas gehen und ihn bitten: er möge ihm ‚doch den Auftrag geben, die durch Stellung und Glaubensfreudigkeit und Muth ausgezeichneten Männer der teutschen, helvetischen und gallicanischen Kirchen der Reform zu fragen, ob sie sich, wenn der 8. December das große Aergerniß gebiert, zu London oder etwa im Haag vereinigen wollten, um die kurze Ansprache an die Gesammt-Kirche Christi auf Erden zu besprechen und eine Fassung vorzubereiten'. Diese ‚Ansprache' sollte zu Ostern 1855 ‚von allen Kanzeln der Reform' verlesen werden, und der König sah sie als Sprache der ganzen Kirche an. ‚Die Kirche hat gesprochen. Ihr Dach ist breit und mögen dann die Kläffer, die unter ihm wohnen, sich 'mal tüchtig beißen. Das reicht nicht an die Macht des Glockentones, der vom Gipfel des Baues her die Welt erfüllt.'

‚Das Eine aber,' fügt er hinzu, ‚was Noth, höchste Noth thut zu vermeiden, ist, daß mein Name nimmermehr genannt werde. Vale!' Aber ‚je ernstlicher sich der König vorbehielt, daß sein Name nicht genannt werde, um so peinlicher berührte es ihn, als er kurz darauf vernahm, daß man in England von seinen Ideen ganz offen rede' . . .

Was der König anstrebte, war, nach seinen wiederholten Aeußerungen gegen Vertraute, ‚Katholicität der Kirche, Freiheit derselben von ihrer jetzigen schädlichen Vermischung mit dem Staat, und Einführung einer apostolisch-bischöflichen Verfassung'. Aber er erreichte Nichts; denn immer unaufhaltsamer fiel der Protestantismus der innern Selbstauflösung anheim. ‚Gerade die Organe versagten dem Könige,' bemerkt Ranke, ‚auf die er am meisten rechnete;

konnte er es doch in der eigenen Landeskirche zu keinem Verständniß bringen.'

Dennoch nahm er im Jahre 1855 noch einen letzten Anlauf. Unter allen Zwiespältigkeiten, deren der Oberkirchenrath nicht Meister werden konnte, dachte er nochmals eine Generalsynode zu berufen, in der Erwartung, ,daß den beiden entgegengesetzten Gewalten gegenüber, dem Papstthum auf der einen, dem ungläubigen Radicalismus auf der anderen Seite, die Nothwendigkeit einer Vereinbarung in dem protestantischen Deutschland allgemein empfunden werden würde'. Bunsen wurde auch hierbei wieder für ,unentbehrlich' angesehen. ,Werden Sie sich', fragte ihn der König am 28. Februar 1855, ,zu einer Generalsynode, Ende des Frühjahrs — so Gott will! einberufen lassen? — Ich lege den höchsten, nein, den allerhöchsten Werth darauf, daß Sie es thun. Beruhigen Sie mich bald darüber; ich bitte auf das Allerangelegentlichste darum. Sie sollen schon heut wissen, was ich gedenke der Synode vorzulegen: 1) Die Wieder-Anerkennung und Einführung des apostolischen Diaconats, als gewohntes Kirchenamt in der preußischen Landeskirche; 2) die Frage: welche Ehen Geschiedener dürfen nicht, können und müssen durch Geistliche von der Kirche zusammengegeben werden; 3) die Folge der Stücke des Sonn-, Fest- und Communionstages-Gottesdienstes, als Band der Union unserer Kirche.'

Ueber seine Vorstellungen von einer ,apostolischen Kirche' schrieb er an Bunsen: ,Meine Ansichten sind seit 1839 stereotyp geblieben, (ich hoffe) nicht aus Eigensinn, gewiß aber hauptsächlich darum, weil in den Berathungen, die ich darüber in weiteren officiellen Kreisen sehr ernst und lebendig geführt habe, mir geradezu — nichts Erträgliches,

nichts was Hand und Fuß hatte, am wenigsten was von Kopf zeugte, entgegengetreten ist. Ueberall sah unter Rosen und Lilien und honigsüßem Lobe, aus Verständniß, so wie aus Mißverständniß (was leichter zu tragen ist) nichts als das Nein hervor.' . . . ‚Wir Evangelischen haben entweder eine Hütte neben der eklig gewordenen Kirche construirt oder das alte Gebäude conservirt, den Schmuck herausgeworfen und sinnlose Einbauten gemacht.'[1] Auch Laien wollte der König in sein neues Kirchenregiment hineingezogen wissen, jedoch nur solche, ‚die sich zu Kirche, Sacrament und Haus-Gottesdienst halten und sonst unsträflich vor dem Publicum wandeln'.

Aber auch dieser wohlgemeinte Plan des Königs, so wie Alles, was er bei der später erfolgten Versammlung der Evangelischen Allianz zu betreiben suchte, zerrann in Nichts. Der Kummer darüber und zugleich der Kummer, daß er genöthigt wurde, seine Unterthanen von Neuenburg des ihm geleisteten Eides zu entbinden, nagte an seiner Seele und er verfiel in jene Krankheit, die seinem Leben am 2. Januar 1861 ein Ende machte.

Mit Schmerz scheidet man von dem edlen Monarchen, welcher Welt und Leben durchaus von christlichen Gesichtspunkten ansah und allen falschen Liberalismus verabscheute. Er erkannte sehr gut, daß dieser falsche Liberalismus die Bewegung des Radicalismus und des Socialismus verschuldete, welche ‚der gesammten gesellschaftlichen Ordnung den Boden unter den Füßen zu entreißen droht, und deren Anhänger alle Offenbarung und selbst den Glauben an den lebendigen Gott von sich werfen'. Diesen zu wider-

[1] S. 352. 358.

stehen, hielt er für seine vornehmste Pflicht als Fürst, als Christ wie als Mensch; er verwarf das ‚liberale' System, weil er keine greifbare Grenze zwischen den Grundbegriffen der Liberalen und der Radicalen entdecken konnte: in der Verbindung von beiden sah er ‚die Gefahr der gebildeten Welt'.

Ob er recht gesehen, wird die Geschichte unserer Tage zeigen.

VII. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.

Der wegen seiner steten Vertheidigung preußischer und protestantischer Strebungen früher vielbelobte Historiker Gervinus ist kurz nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges mit schweren Sorgen um Deutschland aus dem Leben geschieden. Er hat diese Sorgen ausgesprochen in einer von der Witwe veröffentlichten ‚Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus' und bezeichnet dieselbe als letztes Testament seiner Gesinnungen [1].

Wie Herodot, sagte ein rheinisches Blatt, dem siegestrunkenen Athen des Pericles, wo die Jugend von der Eroberung Sicilien's, Hetrurien's und Carthago's träumte und die Gestalt dieser Länder in den Sand der Fechtschulen zeichnete, die Fabel vom Ringe des Polycrates erzählte, so ruft auch der deutsche Geschichtschreiber dem machtfrohen Deutschland zu: ‚Ueberhebe dich nicht, die neidischen Götter lauern auf deinen Sturz; schon bist du auf dem Wege dahin, wenn du nicht innehältst!'

---

[1] Hinterlassene Schriften von G. G. Gervinus. Wien, Braumüller, 1872. Außer der ‚Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus' enthält das Buch noch eine ‚Selbstkritik', eine Selbstvertheidigung gegen die Angriffe des bekannten Carl Braun, die eigentlich gar keine Berücksichtigung verdient hätten.

Ringsum sieht Gervinus bereits ‚den tödtlichsten Haß an der Arbeit, um dasselbe eiserne Netz zu schmieden, das er seinerzeit dem Frankreich Ludwig's XIV. und Napoleon's I., sowie dem Rußland Nicolaus' I. auf der Höhe ihrer Erfolge um den Hals geworfen hat'; er sieht den Rachechor aller Furien in Gestalt eines Coalitionskrieges heranrücken, gegen welchen der siebenjährige Krieg nur Kinderspiel gewesen. Und was ihm das Aergste ist: Deutschland wird sich selber untreu. Das Culturvolk wird ein Soldatenvolk, die Dichter und Denker werden Raufbolde und Renommisten, das ideale Streben weicht der Raffgier, dem Jagen nach sinnlichen Genüssen, die große Kriegsentschädigung steigert den Dienst des Mammon, der uralte Föderativgeist unterliegt dem blinden Einheitsdrange, kurz, die Fehler des erlegten wälschen Gegners drohen auf den Sieger überzugehen. Werden so die Wurzeln des Volkes von Innen zernagt sein, dann wird es der Coalition leicht fallen, ihre letzten Axthiebe zu führen. ‚Gervinus erkennt in der ganzen deutschen Geschichte', schrieb die Augsburger ‚Allgemeine Zeitung', ‚einen unwiderstehlichen und auf die Dauer auch allemal ganz unbesiegbaren und nicht irre zu machenden Trieb zu föderalistischer Gestaltung der politischen Verhältnisse der Nation, und es möchte kaum möglich sein' — gesteht dasselbe Blatt — ‚auf Grund der deutschen Geschichte diese Thatsachen, diesen Grundzug des deutschen Wesens abzuläugnen. Nach seiner Ansicht haben Beispiele und Einflüsse anderer Nationen, Zeitströmungen und Einwirkungen überlegener, der Nation schädlicher Personen und Parteien zusammenwirkend die deutsche Nation auf jene Abwege geführt, auf denen er sie erblickt, und von denen er sie mit der ganzen Energie seines

Wesens, aus der ganzen Tiefe und Mächtigkeit seines patriotischen Gefühls zurückzureißen bestrebt ist — zurückzureißen, ehe sie in den Abgrund stürze, den er am Ende seines Abweges gähnen sieht. Sein Schmerz und seine Erbitterung über die Fehlwege, auf denen er die deutsche Entwicklung sah, wurden ganz besonders dadurch erhöht und verschärft, daß gerade die von Natur am meisten rein geistig angelegte und im Geistigen lebende Nation so brutal von bloßen rohen Macht- und Gewaltinteressen und Gesichtspunkten geleitet und beeinflußt werden sollte.'[1]

---

[1] ,Das alte, rein intellectuelle und ideale deutsche Leben', sagt C. Hildebrand in Rodenberg's ,Deutscher Rundschau' 1879 S. 433, ,scheint verloren; das neue öffentliche und realistische Leben ist ein innerlich armes, äußerlich unwahres Leben. Unsere Ueberlieferungen und unsere Aspirationen liegen mit einander in Streit.' Als den eigentlichen Krebsschaden des deutschen Wesens bezeichnet der Göttinger Professor Paul de Lagarde das moderne Schul- und Erziehungssystem. ,Ueber unserm Vaterlande', sagt er unter Anderm, ,liegt ein zäher widerlicher Schleim von Bildungsbarbarei, der Gottes Licht und Luft von uns abhält, der abgethan werden muß, ehe von einer Gesundheit und Selbstentwicklung der Nation (bisher ist die Nation Subject eines passiven Satzes gewesen) die Rede sein darf.' ,Des Uebels Grund liegt zunächst darin, daß man von unseren Schulen zu viel und zu viel auf einmal verlangt, und daß man darum auch das nicht erreicht, was man unbedingt erreichen muß, und, von der Ueberfülle des rohen Materials erdrückt, sogar leider nicht selten in falscher Werthung dieses Materials gar nicht einmal anstrebt.' ,Was ich vor zwanzig Jahren gesagt, muß ich trotz 1866 und 1870 wiederholen: wir leben mitten im Bürgerkrieg. Schmach der blöden Einsicht derer, welche Krieg nur da finden, wo es nach Pulver riecht und wo Kugeln fliegen. Unser Bürgerkrieg wird nur giftiger, wenn man ihn durch die als Schulzwang auftretende Gewalt ersticken will: er ist ein

Es verlohnt sich wirklich der Mühe, etwas näher in den Gedankengang und in die Beweisführung des Historikers einzugehen.

Kampf der Geister, und auf geistigem Gebiete, durch die Familie und die Kirche muß er ausgetragen werden.' ‚Wenn der preußische Staat vermeint, die seinen augenblicklichen Leitern genehmen Grundsätze allen preußischen Kindern, auch den Kindern oppositionell denkender Eltern, durch einen im Sinne dieser Leiter ertheilten Unterricht einflößen zu dürfen, so will ich zunächst an die ungeheuerliche, freilich dem protestantischen cujus regio, ejus religio völlig gemäße Folge dieser Lehre erinnern, kraft welcher Wöllner, Altenstein, Eichhorn, Ladenberg, Raumer, Bethmann, Mühler, Falk jeder in seinem Sinne erziehen — ich sage: erziehen — dürfen und kraft welcher dann ‚je mit dem Wechseln des Ministeriums auch die Ideale wechseln und die Gewissen umlernen . . .' ‚Der jetzt unter dem Namen Patriotismus gepflegte Vertrieb gewisser politischer und historischer Ansichten ist geradezu Vergiftung der jungen Seelen, da alles Parteiwesen giftig ist, weil es die Fähigkeit, wahr und gewissenhaft zu sein, ertödtet, und Sclaven-, wenn man lieber will, Bedientensinn erzeugt.' Auf den Universitäten werde thatsächlich fast gar nicht mehr studirt. ‚Die Erlernung des Kriegshandwerkes nimmt den weitaus meisten Studenten Ein Jahr des Trienniums fort, so daß sie thatsächlich nur vier Semester für ihre Studien haben. Was von diesen vier Semestern die neuere Gesetzgebung durch das von den jungen Leuten allerdings mit grinsendem Hohne behandelte, aber doch Vorbereitung erfordernde Examen wegfrißt, in welchem die allgemeine Bildung der künftigen Lehrer und Geistlichen festgestellt wird, das weiß jeder studirte Mann im ganzen Lande, der sich um das Unterrichtswesen kümmert, nur die Gesetzgeber selbst wissen es nicht. Es kommt dazu, daß wenigstens die besseren Jünglinge eine Weile tasten, bevor sie mit gleichen Beinen in den Morast der Examenvorlesungen und der geflissentlichen Abrichtung für die Examina hineinspringen. So geschieht es, daß thatsächlich fast gar nicht mehr studirt wird.' Seit den Schwindelzeiten von 1872' sei die Jugend ‚allen lasterhaften

Preußen, so entwickelt er, habe Deutschland zu einem glorreichen Kampfe gegen Frankreich geführt, habe den alten Feind seiner Größe zu Boden geworfen, die alten Grenzen Deutschlands im Westen wiederhergestellt, werde Süddeutschland mit seinen Kräften an die gemeine deutsche Sache fesseln. Aber ein ‚Letztes fehlt, um dieser großen und imposanten deutschen Macht ihre ganze Fülle und verlässigste Festigkeit zu geben: daß Preußens Fürstenhaus den großen selbstlosen edlen Entschluß fasse, den 1866 annectirten deutschen Ländern und Bevölkerungen ihre Selbständigkeit wiederzugeben, damit ein innerer Feind nicht zurückbleibe, nachdem nun ein äußerer nicht mehr zu fürchten ist, damit der Jubel Deutschlands über Krieg und Sieg und Frieden ein einziger gleicher und von keinem, wenn auch noch so verdrückten, Mißlaute gestört sei'. Der preußische König könne jetzt diesen Schritt thun aus dem freiesten Willen, als einen Act des ächtesten Kraftgefühls in keinerlei Nachgiebigkeit gegen einen äußern Einfluß; er möge diesen Schritt thun als einen Act der Anerkennung und Erkenntlichkeit für die vaterländische Treue, in der die Bevölkerung der unterworfenen Lande zu ihm stand; zugleich auch als

---

Gewohnheiten einer auf Schein und Betäubung ausgehenden Epoche ohne Schutz ausgesetzt'. ‚Wenn man das jetzige System fortsetzen läßt, von allem ein wenig, hineinriechen in alles, beherrschen nichts, human examinirt und bequem ins Brod gebracht werden, ohne Zucht und Aufsicht in die höheren Stellen emporfaulen, dann geht der Unterricht und mit ihm ein gutes Stück Deutschland zu Grunde.' ‚Eine Schule, welche die Deutschland seit 1871 offen zerfressende Zerrüttung nicht nur nicht hintangehalten, sondern hauptsächlich verschuldet hat, taugt nichts.' S. 147. 158. 161—162. 169. 210. 213.

einen Act der weisesten Staatskunst. ‚Denn Deutschland gehört sich selbst nicht ganz, so lange sich jene unterdrückten Stämme nicht wieder selbst gehören. Deutschland ist nicht in vollem Frieden, so lange jene sequestrirten Lande nicht wieder befriedigt sind. Der strotzend kräftige Körper des deutschen Volkes, den die Welt in einer so bewunderns-werthen Rüstigkeit hat kennen lernen, trägt in sich einen Krebsschaden, so lange jene Wunde nächst dem Herzen Norddeutschlands nicht ausgeheilt und vernarbt ist.‘

Denn das verletzte Recht in jenen Landen werde — was immer leichtfertige Rathgeber dem preußischen Königs-hause einflüstern möchten — auch durch den blendendsten Ruhm und durch die außerordentlich gesteigerte äußere Macht des preußischen Staates nicht zum Schweigen ge-bracht werden; und ‚ließe es sich mitsammt den Stämmen und dem eigenen Stammleben in den eingezogenen Landen erdrücken und ertödten, es würde in der Geschichte fort-redend zeugen und einen dunklen Flecken auf dem Ehren-schilde der Hohenzollern zurücklassen, der ihre Zukunft nicht zieren und fördern kann‘. Diese Wahrheit, meint Gervinus, ‚wie sehr sie eben nun in die übereinstimmenden Preisrufe der deutschen Völker grell mißtönend hineinschallen mag, diese Wahrheit sollte gerade jetzt in diesem feierlichen Mo-mente nicht verhehlt werden. Es gehört Muth dazu, sie gerade in diesem Augenblicke laut zu machen: aber die Wahrheit selbst muß den Muth zu ihrem Bekenntniß geben. Die Stimme der Geschichte wird einst — wenn die Glorie dieses Krieges nicht mehr blenden kann, unerbarmend die Thaten jener Annexionen bei ihrem wahren Namen nennen, und der Name wird, wie schonend sie verfahre, nicht schonend klingen können‘.

Hierbei tritt ihm nun zunächst ‚das Schicksal des Holstenstammes‘ vor die Seele, und er betont, daß dieser Stamm ‚von Preußen in seinem Widerstande gegen die Dänen zu einer Zeit ermuthigt und unterstützt, zu anderer Zeit dem fremden Joche wieder überantwortet wurde, wieder zur andern Zeit von der Fremdenherrschaft befreit ward, aber nur um unter einem heimischen Joch aller Selbständigkeit vollständig beraubt zu werden‘. ‚Der angestammte Fürst des preisgegebenen Volkes‘ sei ‚zu einer Zeit von einem preußischen Könige feierlich von aller Welt in seinem Erbrecht anerkannt, ja persönlich zum vorzeitigen Antritt seiner Herrschaft aufgefordert‘, dann aber sei er aufgeopfert worden ‚bis zur Aufnöthigung einer Entsagung auf sein persönliches Recht, bis zur Verbannung aus seinem Vaterlande, bis zur Vertreibung aus seinem Hausbesitze‘. Später wurde ‚unter veränderten Verhältnissen in dem Sohne dieses Fürsten dasselbe Erbrecht in Schleswig-Holstein wieder von einem preußischen König in dem Rathe der europäischen Staaten als das beste anerkannt, um dann unter demselben Könige vor einem Juristenrathe wieder aberkannt zu werden‘. Kurz, ‚eben das Erbrecht, ohne welches, ob es falsch oder ächt, niemals ein preußischer Fuß nur den Boden der Herzogthümer betreten hätte, wurde von Preußen als eine Leiter gebraucht, um auf den Schultern jener Fürsten die Machtstellung zu erklimmen, auf der man sie dann, die Leiter und Fürsten, hinwegwerfen konnte‘.

‚Dieser Handel‘ wurde darauf unter ‚einem fadenscheinigen Gespinnst von Vorwänden und Vorwürfen‘ zum ‚Anlasse eines Bürgerkrieges gegen Oesterreich ausgenützt, um die nebenbuhlerische Großmacht mit fremder Kriegshülfe zu stürzen und aus der

deutschen Gemeinschaft zu stoßen'. Dem Bruderkrieg folgten die Zertrümmerung des deutschen Bundes und die Annexionen. ,Preußen ergänzte', sagt Gervinus, ,den einstigen polnischen Raub, der vor einem Jahrhundert die Gebietskluft zwischen Brandenburg und Ostpreußen ausgefüllt hatte', mit der Annexion deutschen Gebietes, durch welche ,die Scheidung der Ost- und Westprovinzen aufgehoben wurde'. ,Fünf der überrumpelten Kleinstaaten wurden unter die Füße getreten, um schuldlose Bevölkerungen, deren Gebiet man erst mit der feierlichen Erklärung betreten hatte, ihre Unabhängigkeit zu achten, ihrer selbständigen Existenz zu berauben.' Dieß seien ,die Großthaten jener Vergangenheit, wie sie die Geschichte einmal, wenn der nationale und unitarische Parteirausch dieser Zeit verflogen, in groben Zügen umschreiben' werde.

Und alle diese Dinge von 1866 seien keineswegs durch die großen Thaten im französischen Kriege von 1870 und 1871 hinweggewischt. Was in den Mißstimmungen über die seit 1866 eingeschlagene Politik ,von Selbsttreue und Unabhängigkeitsgefühl der Stämme, was darin von Ansprüchen an gerechte Freiheit und Selbständigkeit, was darin von Geradheit, Rechtssinn und Gewissenhaftigkeit ist, das wird zur rechten Zeit und Stunde immer wieder lebendig und mit dem steigenden Selbstgefühle und Kraftbewußtsein in dem deutschen Volke immer lebendiger werden. Wer es mit Deutschlands Gedeihen wohl meint, der muß das nicht fürchten, sondern hoffen. Denn das deutsche Volk würde seine natürlichsten und tiefgelegtesten Instincte verläugnen, in jedem einzelsten seiner Stämme müßte alles Mark vertrocknet sein, wenn es anders kommen sollte. Der aber hat von deutschem Volkswesen keine Kenntniß und

keinen Begriff, der sich denken kann und mag, daß aus dem Tode der besten deutschen Stämme das Leben des deutschen Volkes erstehen werde'.

Plötzliche Umgestaltungen gegebener Staats- und Volksverhältnisse haben einen haltbaren Untergrund nur dann, wenn sie treu bei dem Grundrisse des alten Staatsbaues beharren, und wenn sie in dem sichern, von keiner trügerischen Klügelei beirrten Instincte der großen Volksmasse wurzeln, von der sie getragen werden müssen. Nun war aber der ‚Grundriß des deutschen Staatsbaues von jeher föderalistisch und nicht einheitlich; und wer für die Gesetze, die der Griffel der Geschichte schreibt, nur einigen Verstand und einige Ehrfurcht hat, der nennt es nicht Zufall, daß alle größeren germanischen Staatsverbände von Uranfang bündisch geordnet waren, daß die in den großen Strom des Weltlebens gestellten germanischen Stämme einen Einheitsstaat nie und nirgends, außer im Altern und Ableben, ertragen haben'. Noch 1863, als Oesterreich den Fürstenrath nach Frankfurt berief, wurde von preußischer Seite selbst hervorgehoben, ‚daß nicht wenige Tage einer unvorbereiteten Berathung, nicht der edelste Wille der Fürsten ein Werk zum Abschluß bringen würden, dessen Schwierigkeiten in Verhältnissen lägen, die tief im Wesen des deutschen Volkes wurzelten und seine Geschicke durch Jahrhunderte bestimmt hätten. Drei Jahre später aber brachten wenige Tage des Siegesrausches extemporirend den neuen unitarischen Bund zum Abschluß, der die alten Fundamente und den alten Boden des deutschen Staatenbaues zugleich verließ'.

Schon die Gesetzgebung des Nordbundes kam ‚mehr und mehr auf den Weg, systematisch alle freie Bewegung der

Einzelstaaten zu untergraben'; schon jetzt ,begannen die kleinen Splitterstäätchen abzuwelken unter dem Drucke der Militärdictatur, die man auf offenem Reichstage ohne Hehl und ungerügt als den kürzesten Weg zu dem wünschenswerthesten Ziel, dem Einheitsstaate, anempfehlen durfte'.

Ein ,dunkler Nachahmungstrieb' verlockte Preußen und Deutschland, den Spuren Italiens nachzugehen. ,Der König von Preußen verkündete 1865 in öffentlicher Rede, sein Bündniß mit Oesterreich habe eine feste dauernde Grundlage in den deutschen Gesinnungen beider erhabener Verbündeten, und in dem Bündnisse wie in der Treue gegen die Verträge liege die Bürgschaft für die Erhaltung des Bundes, und achtzehn Monate später zertrümmerte Preußen dieses Oesterreich und diesen Bund und diese Verträge!'

Es gab eine Zeit, in welcher der preußische Gesandte in Turin dem Grafen Cavour eine Note vorlas folgenden Inhalts: Nur im Wege legaler Reformen und indem man die bestehenden Rechtsverhältnisse respectire, sei es einer ordentlichen Regierung[1] erlaubt, die wenn auch wohlbegründeten Wünsche der Nationen zu realisiren. ,Wir können' — ließ der preußische König in derselben Note mit Bezug auf die Vertreibung der italienischen Fürsten und die Beraubung des Papstes durch Piemont erklären — ,die Handlungen und die Principien der sardinischen Regierung nur tief beklagen und wir meinen eine strenge Pflicht[2] zu erfüllen, wenn wir auf die deutlichste und förmlichste Weise unsere Mißbilligung dieser Principien und der Anwendung, welche man von denselben geglaubt hat machen zu dürfen,

[1] Un gouvernement régulier.

[2] Devoir rigoureux.

aussprechen.' Ludwig v. Gerlach, der die Aufmerksamkeit auf diese preußische Note hingelenkt, fügt hinzu: 'Graf Cavour (so erzählt unsere Quelle weiter) hörte das Vorlesen dieser Note schweigend an und drückte dann sein lebhaftes Bedauern aus, daß er in einem solchen Grade der Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen mißfallen habe. Aber er tröstete sich zuletzt mit der Hoffnung, daß Preußen Piemont noch einst Dank wissen werde für das Exempel, welches dieses ihm gegeben habe.'[1]

Was die deutschen Angelegenheiten betrifft, so hat der König von Preußen, sagt Gervinus, noch im Jahre 1866, 'ehe der Bundestag in Frankfurt seinen letzten vielberufenen Beschluß faßte, in seinem Familienkreise — so glaube ich aus einer besten und nächsten Quelle zu wissen — die Meinung ausgesprochen, Preußen müsse sich von dem Bunde „majorisiren" lassen', aber in 'kürzester Frist geschahen die vielberufenen Sprünge . . .' 'Der König hat gleich nach geschehener Annexion einer hannover'schen Deputation gesagt,

[1] Das neue deutsche Reich (2. Aufl.) 23—24. Vergl. die preußische Note vom 3. Oct. 1860 und Cavour's Antwort vom 24. Oct. 1860 bei Lamarmora, Etwas mehr Licht, Mainz 1873, S. 6—13. Ebenda, S. 328—331, theilt Lamarmora auch die berühmte Usedom'sche Stoß-in's-Herz-Depesche vom 17. Juni 1866 mit und macht auf den Wechsel aufmerksam, der sich im Laufe von sechs Jahren in der preußischen Politik vollzogen habe: 'Im Jahre 1861 machte das Berliner Cabinet uns strenge Vorhalte, daß wir einige partielle Revolutionen in Italien, in unserem eigenen Hause, benutzt hätten, um unsere nationale Einheit zu begründen, und im Jahre 1866 verlangte es, wir sollten uns in Stand setzen, Revolutionen in fremdem Hause' — in Ungarn — 'anzustiften, weil auch Preußen seine Rechnung dabei fand'.

er sei früher immer der Meinung gewesen, obgleich man es belächelt und bespöttelt habe, keine andere als moralische Eroberungen zu machen, aber er wußte keinen Grund der Nothwendigkeit anzugeben, warum man in das Gegentheil der gewaltsamen Eroberungen umgeschlagen sei: denn es gibt keine solchen Gründe. Aus allen diesen Aussprüchen sprach des Königs wahre, angeborne Natur, sein eigener Genius sprach, sein guter Genius sprach aus ihm. Es wäre eine herrliche That von einer selbstverläugnenden Selbsterkenntniß, von einem gotterfüllten Entschlusse, wenn er, das unheilvoll Geschehene ungeschehen, das heilsam Ungeschehene geschehen machend, zu dessen ersten Eingebungen einfach zurückkehrte, die untrüglich ächt und edel waren.'

Aber was ist statt alles dessen geschehen? Bismarck hat die verhängnißvollsten Wege eingeschlagen. Oder ist es kein verhängnißvoller Zustand, wenn ,durch ein Regierungssystem die radicalsten und extremsten Parteien in die gesunden Principien vorangedrängt werden, nach denen die Natur der Zeiten und der Menschen hinneigt, in denen das Regiment vorantreten sollte? Es war, schon zu Zeiten, ehe noch die gegenwärtige Regierungsära eigentlich eingetreten war, ein Hauptzweck, wenn nicht der Hauptgrund der Entwürfe ihres Trägers gegen Oesterreich, den democratischen Regungen eine Ableitung zu bereiten. Es sollte der Democratie mit der einzig disciplinablen Macht im Staate begegnet werden, die ein größerer Ruhm und Erfolg zu einem noch willigeren Werkzeuge in den Händen der Regierung machen sollte: durch militärische Züchtung sollte eine Varietät, vielmehr eine neue Art von Volk und Staat geschaffen werden, die den Einflüssen des großen politischen Stromes der Zeit entzogen werden könne.

In der That aber ist durch den Stoß in's Herz des Legitimismus und Monarchismus, durch den nach einer Seite hin die edelsten Conservativen in Religion und Gewissen beirrt wurden, zugleich nach der andern Seite den gereizten Geistern der Bewegung ein lebhaft ermunterndes Zeichen gegeben. Man hatte, dieß steht zu fürchten, keine Ahnung von der Bedeutung dessen, was man durch diese Entfesselung der Revolution von oben gethan hat' . . . ,Mit dem Experiment der Annexionen und mit allerlei gewagten Connivenzen gegen den andrängenden vierten Stand ist die Zersetzung in dem Processe der gährenden Gesellschaft rasch beschleunigt worden, und die zersetzten Elemente werden durch das preußische Staatsbewußtsein, das man ihnen eingibt, nicht plötzlich wieder zu gesunden Stoffen werden. Man hat dem Democratismus und Republicanismus, den man ableiten wollte, nur größere und lockendere Ziele gegeben. Schon hat sich durch ganz Europa ihre Führerschaft mit dem Loosworte des Föderalismus in geradem Gegensatze gegen die Verstärkung der militärischen und cäsarischen Tendenzen in dem Werke von 1866 aufgelehnt.'

Dazu traten noch einige andere Gesichtspunkte von schwerwiegenden Folgen.

,Durch die Sprengung des deutschen Bundes im Jahre 1866 ist das deutsche Gebiet zu zwei Dritteln in einen allzeit angriffsfähigen Kriegsstaat umgebildet worden, in dem man eine stete Bedrohung für die Ruhe des Welttheils, für die Sicherheit der Nachbarstaaten argwöhnen konnte, ohne ein Feind von Preußen und Deutschland zu sein. Es ist Preußen vorgeworfen worden, daß es durch

seinen Krieg von 1866 und seine darin bekannt gewordenen Kriegsmittel ganz Europa in ein einziges Kriegs- und Rüstungslager verwandelt habe; das wird man nicht als böswillige Phrase in Feindesmund erklären wollen, was in Thatsachen einfach zu erhärten ist. Alle Staaten Europa's waren damals zu einer Erhöhung ihrer Streitkräfte, zu einer neuen Ueberbürdung ihrer Kriegsausgaben, zu einer Umgestaltung ihrer Waffen aufgeschreckt; in dem Einen Jahre nach der Schlacht bei Sadowa, hat man berechnet, wurden für militärische Regeneration 300 Millionen Franken ausgegeben oder bewilligt; der militärische Friedensstand des Welttheils wies jetzt zwei und eine halbe Million, der Kriegsstand gegen sechs Millionen Menschen, der Kostenbetrag der Friedensrüstung zwei und eine halbe Milliarde Franken aus, ohne die unermeßlichen Summen zu rechnen, die durch den Ausfall der productiven Arbeit verloren gingen, durch die Schäden, die durch die stetige Kriegsfurcht verursacht wurden.'

Es ist gewiß nicht klug gethan, nach Art der National-Liberalen sich durch ‚Patriotismus' blind dafür zu machen, daß die Ereignisse von 1866 ‚über den ganzen Welttheil, über das ganze Zeitalter die Gefahren einer Ordnung, die man im Aussterben geglaubt hatte, wieder aufleben machten und zwar vergrößert in einem unverhältnißmäßigen Maßstabe'. Nachdem man seit einem halben Jahrhundert gewünscht, gestrebt, gehofft hatte, den soldatischen Ordnungen und dem Militarismus früherer Zeiten mehr und mehr zu entwachsen, die erdrückende, alle Kräfte aussaugende Last der stehenden Heere vermindert, wenn nicht weggenommen, zu sehen, ist seit 1866 in Preußen ‚eine permanente Kriegsmacht von so furchtbarer Ueberlegenheit entstanden, wie sie die Zeiten der ganzen auf Eroberung und Vergrößerung gestellten

Militärstaaten der letzten Jahrhunderte niemals entfernt gekannt haben; wie sie die Welt selbst in der eisernen Zeit der französischen Kriege nicht gesehen hat; wie sie der kriegsgewaltige Napoleon auf der Höhe seiner Macht, selbst als Bundesherr des ganzen Festlandes von Europa, zu seinen ausschweifendsten Riesenentwürfen gegen Rußland nicht einmal vorübergehend zur Verfügung hatte. Diese Auffassung der Lage hätte man überspannt gescholten, wenn sie früher geäußert worden wäre; nach den Erlebnissen von 1870 wird man sie nicht in Abrede stellen wollen. Die Ereignisse haben diese Kriegsmacht noch neu verstärkt und nothwendig mit einem noch außerordentlich gesteigerten Selbstgefühle erfüllt. Was nun augenblicklich auch die Eindrücke und Empfindungen über diese wunderbaren Thaten und Begebenheiten bei uns und draußen seien, wenn Ruhe und Besinnung wiedergekehrt, wird das Mißtrauen und die Eifersucht gegen uns erwachen. Man ruft uns aus England die berauschenden Worte zu: Deutschland steht an der Spitze der Welt! Aber alle Höhe ist von Neid und Argwohn bedroht. Wir sind in unserer Machtstellung zunächst an Frankreichs Stelle getreten, aber wir werden allen Haß, den Frankreich auf sich gezogen hatte, von nun an auf uns gezogen haben. Hatten nicht schon zuvor, als bei der Luxemburger Verwickelung die geheimen Allianz-Verträge Preußens mit den deutschen Südstaaten bekannt wurden, in welchen schon im Voraus einen Tag vor dem Prager Frieden ein Hauptartikel dieses Vertrags verletzt und vereitelt war, diese plötzlich den Mißmuth und das Mißtrauen aller Regierungen geweckt? Kann man übersehen, daß die neue Erfahrung, wie der Grundsatz Macht vor Recht mit dem Nimbus genialer Staatsmannschaft um-

kleidet, in den englischen Staatsmännern alten Schlags das zuletzt dort übliche Princip der Nichtintervention stark erschüttert hat? Wird man zweifeln, daß zu gelegener Stunde Oesterreich den Vergeltungsgedanken mit Thaten nachkommen wird, zu denen es bisher in der That durch eine kaum verhehlte Speculation auf seine innern Zerklüftungen von Preußen unausgesetzt gedrängt ward? Und wäre irgend etwas erklärbarer, wenn Rußland, stutzig über die plötzliche Verwandlung des demüthigen Bundesgenossen in einen gefährlichen Rivalen, in dessen Händen es Elsaß und Lothringen sieht, die so gerne französisch waren, um seine baltischen Provinzen zu sorgen begänne, die so ungern russisch sind?'[1]

‚Ich bemühe mich umsonst, mir in der Selbsttäuschung des Patriotismus verhehlen zu wollen, daß die europäische Welt der Umgestaltung von 1870 in so tiefem Verdachte zusehen wird, wie zunächst Frankreich die Veränderungen von 1866 angesehen hatte, und daß sie eine um sich greifende Fortbildung und Vergrößerung der neuen Macht in dem Herzen des Welttheils so wenig ertragen wird, wie sie je zuvor — nach den massigsten Lehren der Geschichte — die ähnlichen Gestaltungen der Dinge, sei es in Deutschland, sei es in Frankreich, ertragen hat.'

Will man dieses Mißtrauen in seinem Entstehen ersticken, so gibt es nur Ein Mittel: ‚Deutschland wieder zu einem wahren Bundesstaat zu machen, dessen Protector nicht ein absolut gebietender Militär-Dictator ist, dessen ganze staatliche Gliederung eine Friedensbürgschaft ist, der seine Kriegsordnung nur für seine Vertheidigung bemesse, der nie

[1] Vergl. über das Verhältniß des deutschen Reiches zu Rußland die Erörterungen von de Lagarde 69—72.

ein kriegerisches Unkraut säe, dem es ein Fest sein wird, ein Zeitalter der Entwaffnung, eine Friedensära einzuleiten, die der schrecklichen Wucht der Militärlasten in Wahrheit ein Ende macht, deren Erleichterung in Preußen immer verheißen war für die Zeit, wenn erst die Zusammenfassung der deutschen Wehrkräfte erfolgt sein werde, da in Wahrheit sein Militärbudget von 36 Millionen, die es 1860 betrug, 1870 auf 60 Millionen, weit über das Verhältniß des Bevölkerungszuwachses gestiegen war.‘

Alle diese Lasten sind, seitdem Gervinus seine warnende Stimme erhoben, von Jahr zu Jahr größer geworden[1]. Allem Anscheine nach wird der in fast sämmtlichen Staaten herrschende Militarismus seine verderbliche Macht noch weiter

[1] ‚Vor 1866 und 1870‘, sagt de Lagarde 86, ‚pflegte man uns in Aussicht zu stellen, daß die Einigung Deutschlands eine Herabminderung der Militärlast zur Folge haben werde. Seitdem hat der Feldmarschall Moltke im Reichstage unumwunden ausgesprochen, daß die Frucht unserer Siege die Verpflichtung ist, fünfzig Jahre hindurch in steter Kriegsbereitschaft zu leben. Die Steuern sind in fortwährendem Wachsen: ein den mittleren Ständen angehörender Mann zahlt in dem fast schuldenfreien Preußen an ihnen nie weniger, sondern fast stets erheblich mehr, als ein ihm an Einkommen und Rang gleichstehender Bürger des tiefverschuldeten Englands zahlt.‘ ‚Daß es schon jetzt Städte gibt, welche an Communalsteuern das Drei- oder Vierfache der Staatssteuern erheben, ist wohl allein ein Beweis, wie schwer krank unser Vaterland ist.‘ ‚In Preußen haben sechs und eine halbe Million erwachsener Personen eine Einnahme von weniger als 140 Thalern im Jahr. Das ist amtlich ermittelt: der preußische Finanzminister Camphausen hat es, und zwar ohne ein Wort des Entsetzens, ohne eine Bewegung nach Abhülfe hin, in der preußischen zweiten Kammer im Januar 1875 in eigener Person ausgesagt. Es ist kaum von Nöthen auseinanderzusetzen, was das bedeutet, im Jahre nur 140, das heißt im Monate nicht volle zwölf Thaler, den Tag etwa

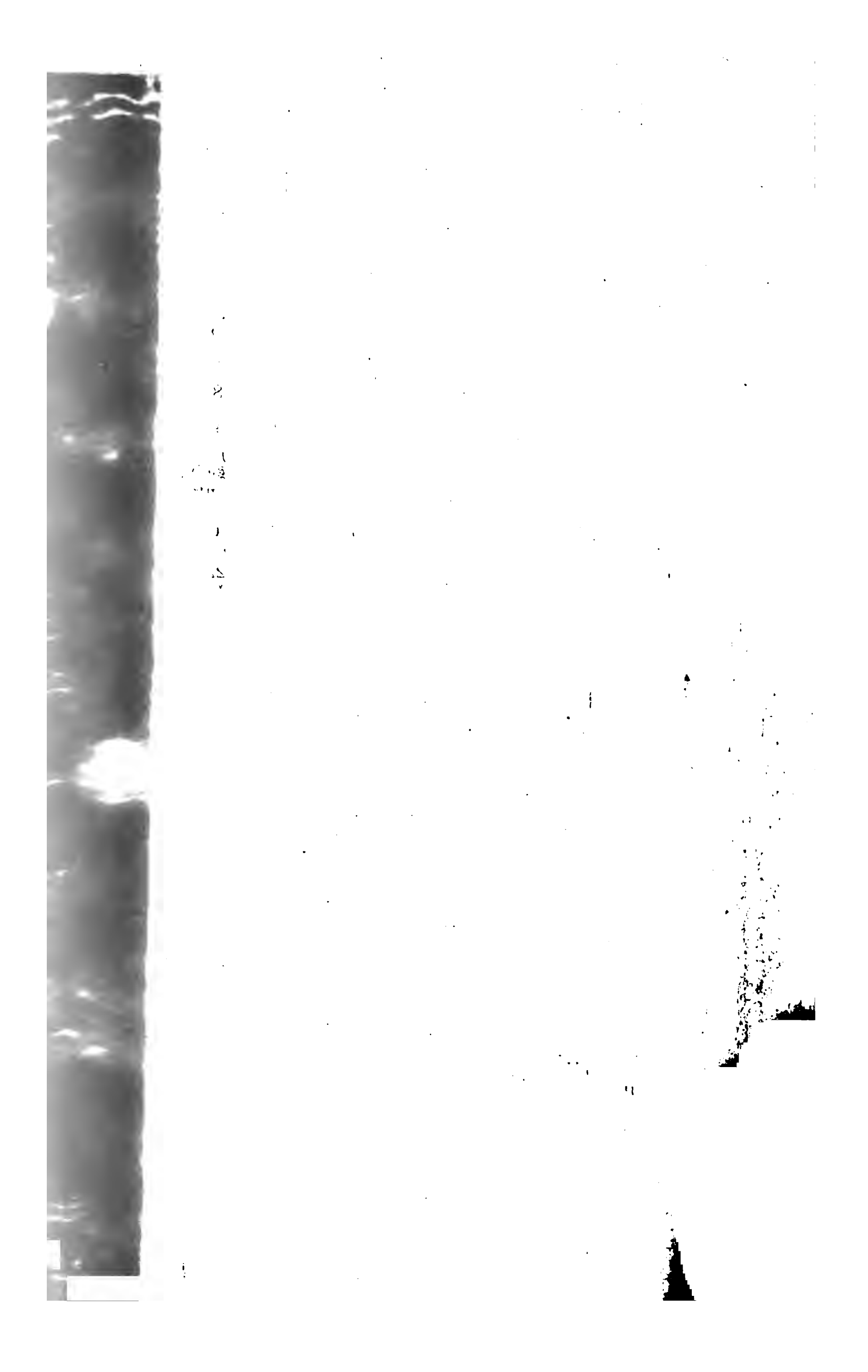
entfalten und trotz aller wohlgemeinten Friedensbemühungen zu einem europäischen Kriege führen. Zu gleicher Zeit wird die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten immer mehr losgelöst von Christenthum und Kirche und es wird eine confessionelle Erbitterung gegen die Katholiken entzündet, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden war; alle Grundsäulen des sittlichen Lebens wanken; durch die furchtbar fortschreitende socialistische Bewegung ist der ganze Bestand der Gesellschaft bedroht. Unzählige wollen das tausendjährige christlich-kirchliche Erbgut Deutschlands ersetzen durch eine bloß humanistische Cultur. Frankreich besaß vor hundert Jahren eine solche Cultur ohne Christenthum, aber sie wurde unter grauenhaften Leiden des Volkes ertränkt im Blutbade der großen Revolution.

Gott schütze Deutschland!

---

zwölf Groschen oder einen Schilling zwei Pence englisch für Alles zu haben, was zum Leben nöthig ist, und davon doch nicht ganz selten Weib und Kind mit erhalten zu müssen. Hier kommt in Betracht, daß, wo es sich um den Reichthum des Landes handelt, von der Gesammtzahl der Einwohner jene jetzt von directen Steuern befreiten Siebentehalbmillionen abgehen, die nach römischen Begriffen Proletarier sind: daß in Folge des Vorhandenseins jenes steuerfreien Proletariates die Einkommen- und Grundsteuer ganz, die meisten anderen Steuern zu ihrem weitaus bedeutendsten Theile auf einer nur kleinen Anzahl von Menschen liegen: daß von einem Wohlstande der Nation nicht füglich die Rede sein kann, wenn ein Drittel ihrer Glieder kläglich und kümmerlich von der Hand in den Mund lebt, und — unfähig für seine alten Tage etwas zurückzulegen — eine von Jahr zu Jahr steigende Last der Armenhäuser, das heißt, eine stetig wachsende Steuerbürde für die mehr oder weniger besitzenden Classen zu werden verspricht.‘ S. 76—77.

Personenregister.







Stanford University Libraries
3 6105 013 485 227



Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

